



# Kontinuität und Wandel intergenerationaler Beziehungen vom Jugend- ins Erwachsenenalter

Abhandlung zur Erlangung der Doktorwürde  
der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich

vorgelegt von

**Alfred Berger**

von Maladers, Graubünden

Angenommen im Herbstsemester 2008 auf Antrag von  
Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Helmut Fend  
und Herrn Prof. Dr. Georg Stöckli  
Zürich, 2009



Alfred Berger

Kontinuität und Wandel intergenerationaler Beziehungen  
vom Jugend- ins Erwachsenenalter





## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort .....</b>	<b>11</b>
<b>1. Einleitung und Fragestellung.....</b>	<b>15</b>
<b>2. Die LifE-Studie.....</b>	<b>21</b>
2.1 Design und Fragestellung der Studie.....	21
2.2 Praktische Realisierung der Studie.....	24
2.3 Zusammensetzung der Stichprobe.....	27
<b>3. Kontinuität und Wandel in Eltern-Kind-Beziehungen .....</b>	<b>31</b>
3.1 Einleitung – Generationenbeziehungen im Familienzyklus .....	31
3.2 Theoretische Konzepte .....	33
3.2.1 Bindung und Autonomie.....	33
3.2.2 Solidarität und Ambivalenz in intergenerationalen Beziehungen.....	34
3.3 Stand der Forschung.....	37
3.3.1 Kontinuität intergenerationaler Beziehungen .....	37
3.3.2 Diskontinuität intergenerationaler Beziehungen im Erwachsenenalter .....	38
3.4 Allgemeine Thesen.....	41
3.5 Theoretisches Modell .....	42
3.6 Methode.....	45
3.6.1 Vorgehen bei der Datenauswertung.....	45
3.6.2 Analytestichprobe .....	46
3.6.3 Messinstrumente.....	46
3.7 Ergebnisse .....	53
3.7.1 Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter .....	53
3.7.2 Kontinuität und Wandel in der affektiven Beziehung .....	56
3.7.3 Modell intergenerationaler Solidarität vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter...	62
3.7.4 Ambivalenzen in den Generationenbeziehungen.....	72
3.8 Zusammenfassung und Diskussion.....	76
<b>4. Familiäre Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs aus dem Elternhaus .....</b>	<b>83</b>
4.1 Einleitung .....	83
4.2 Theoretische Überlegungen und Forschungsstand.....	87
4.2.1 Sozialhistorischer Wandel des Auszugsverhaltens in Deutschland .....	87
4.2.2 Makrostrukturelle Rahmenbedingungen der Verselbständigung .....	92
4.2.3 Materielle Ressourcen der Herkunftsfamilie .....	94
4.2.4 Erfahrungen von Autonomie und Verbundenheit in der Familie .....	99
4.2.5 Risikoverhaltensweisen und Entwicklungsdefizite in der Adoleszenz .....	101
4.3 Fragestellung und Thesen .....	103

4.4 Methode.....	106
4.4.1 Analysestichprobe .....	106
4.4.2 Auswertungsverfahren und Auswertungsschritte.....	108
4.4.3 Messinstrumente.....	109
4.5 Ergebnisse .....	114
4.5.1 Verlaufsmuster der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung.....	114
4.5.2 Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs bei Frauen und Männern.....	118
4.6 Zusammenfassung und Diskussion.....	127
<b>5. Kontinuität in Risiken: Intergenerationale Transmission von Scheidung .....</b>	<b>135</b>
5.1 Einleitung .....	135
5.2 Theorie und Forschungsstand.....	139
5.2.1 Erklärungsansätze für die intergenerationale Transmission von Scheidung .....	139
5.2.2 Mechanismen der Scheidungstransmission .....	142
5.2.3 Die Selektionsperspektive .....	143
5.2.4 Prozessmodell der Scheidungstransmission .....	144
5.2.5 Empirische Befunde zum Prozessmodell.....	146
5.3 Methode.....	150
5.3.1 Analysestichprobe .....	150
5.3.2 Operationalisierung der Modellvariablen.....	152
5.4 Ergebnisse .....	156
5.4.1 Auswertungsverfahren und Auswertungsschritte.....	156
5.4.2 ‚Überlebensquoten in der Erstehe‘ von Scheidungskindern.....	157
5.4.3 Scheidungsdeterminanten und Transmissionspfade .....	159
5.5 Zusammenfassung und Diskussion.....	168
<b>6. Zusammenfassung .....</b>	<b>173</b>
6.1 Kontinuität intergenerationaler Beziehungen .....	173
6.2 Diskontinuität intergenerationaler Beziehungen .....	174
<b>Anhang 1.....</b>	<b>177</b>
Zur Wirkung unterschiedlicher materieller Incentives in postalischen Befragungen	
<b>Anhang 2.....</b>	<b>195</b>
Möglichkeiten zur Optimierung der Rücklaufquote in postalischen Befragungen	
<b>Anhang 3.....</b>	<b>209</b>
Bericht zum Rücklauf in der Hauptuntersuchung	
<b>Anhang 4.....</b>	<b>217</b>
<b>Literatur .....</b>	<b>221</b>
<b>Lebenslauf .....</b>	<b>249</b>

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Design der LifE-Studie. ....	22
Abbildung 2:	Theoretisches Modell zur Erklärung der Kontinuität und des Wandels in intergenerationalen Beziehungen vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter..	43
Abbildung 3:	Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der <i>Tochter-Mutter-Beziehung</i> vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter.....	64
Abbildung 4:	Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der <i>Sohn-Mutter-Beziehung</i> vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter.....	64
Abbildung 5:	Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der <i>Tochter-Vater-Beziehung</i> vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter.....	65
Abbildung 6:	Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der <i>Sohn-Vater-Beziehung</i> vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter.....	65
Abbildung 7:	„Überlebensquoten“ im elterlichen Haushalt von Frauen und Männern der LifE-Studie.....	108
Abbildung 8:	Verlaufsmuster der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung bei jungen Erwachsenen mit beruflicher und akademischer Ausbildungslaufbahn.....	114
Abbildung 9:	Prozessmodell der intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos durch die frühe Aufnahme von gegengeschlechtlichen Beziehungen und von Erwachsenenrollen im beruflichen und sozialen Bereich.....	145
Abbildung 10:	Anteile nicht geschiedener Ehen nach der Ehedauer und der Herkunftsfamilie. ....	157
Abbildung 11:	Anteile nicht geschiedener Ehen nach der Ehedauer und der Herkunftsfamilie für Frauen und Männer.....	158
Abbildung 12:	Rücklauf von Voruntersuchung und Hauptstudie.....	206
Abbildung 13:	Vergleich Untersuchungsverlauf von Pretest und Hauptstudie (Eltern-Kontakt). ....	211
Abbildung 14:	Vergleich Untersuchungsverlauf von Pretest und Hauptstudie (Versuchspersonen-Kontakt).....	213

## Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Soziodemografische Merkmale der Life-Stichprobe. ....	29
Tabelle 2:	Phasen der Eltern-Kind-Beziehung und funktionale Verhaltensmuster beider Generationen. ....	32
Tabelle 3:	Dimensionen intergenerationaler Solidarität. ....	36
Tabelle 4:	Mittelwerte und Standardabweichungen der unabhängigen Variablen. ....	52
Tabelle 5:	Unterschiede in der Beziehung erwachsener Frauen und Männer zu ihren Eltern. ....	55
Tabelle 6:	Kontinuität und Wandel in der affektiven Beziehung zwischen Eltern und Kindern vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. ....	58
Tabelle 7:	Ambivalenzen in intergenerationalen Beziehungen im Erwachsenenalter. ..	74
Tabelle 8:	Medianwerte des Alters beim <i>ersten Auszug aus dem Elternhaus</i> in West- deutschland in verschiedenen Vergleichsstudien. ....	106
Tabelle 9:	Zeitliche Koppelung von verschiedenen Statuspassagen im beruflichen und privaten Lebensverlauf mit dem ersten Auszug aus dem Elternhaus bei Personen mit beruflicher und akademischer Ausbildungslaufbahn. ....	117
Tabelle 10:	Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs aus dem Elternhaus bei Frauen und Männern. ....	120
Tabelle 11:	Repräsentativität der Life-Studie. ....	151
Tabelle 12:	Scheidungs determinanten und Transmissionspfade. ....	160
Tabelle 13:	Vermittlung des Scheidungsrisikos durch eine frühe Eheschliessung. ....	165
Tabelle 14:	Determinanten des ersten Sexualkontakts und der Erstheirat. ....	167
Tabelle 15:	Auswirkungen verschiedener Person- und Designmerkmale auf die Teilnahmebereitschaft in der Life-Voruntersuchung. ....	202
Tabelle 16:	Rücklauf im Rahmen der Adressrecherche. ....	210
Tabelle 17:	Vergleich der Ausschöpfungsquoten von Pretest und Hauptstudie (Eltern-Kontakt). ....	211
Tabelle 18:	Rücklauf im Rahmen der Fragebogenstudie. ....	212
Tabelle 19:	Senkung von stillen Verweigerungen durch ‚Postkarte‘. ....	213
Tabelle 20:	Vergleich der Ausschöpfungsquoten von Pretest und Hauptstudie (Versuchspersonen-Kontakt). ....	214
Tabelle 21:	Zusammensetzung des Datensatzes. ....	214
Tabelle 22:	Aufwand bei der Datenerhebung. ....	215
Tabelle 23:	Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der Kind-Mutter- Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. ....	217
Tabelle 24:	Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der Kind-Vater- Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. ....	218





## **Vorwort**

Die vorliegende Dissertation ist Teil eines grösseren Unterfangens. Sie baut auf einer Entwicklungsstudie auf, die 1976 an der Universität Konstanz unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Helmut Fend begonnen und 2002 gemeinsam durch die Universitäten Zürich und Konstanz fortgeführt wurde. In der Studie steckt die Arbeit von beinahe dreissig Jahren Forschung durch zwei Generationen an Forscherinnen und Forschern.

Ich hatte das Glück, dem wissenschaftlichen Leitungsgremium der Fortsetzungsstudie 2002 anzugehören und die operative Leitung dieses Teils der Studie übernehmen zu können. An dieser Stelle möchte ich mich deshalb ganz herzlich bei meinen Kollegen im Leitungsgremium für das mir entgegengebrachte Vertrauen und die Unterstützung bei der Durchführung der Studie bedanken.

Eine Untersuchung der vorliegenden Grössenordnung lässt sich nur realisieren, wenn auf einen Stab an kompetenten und zuverlässigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gezählt werden kann und gleichzeitig bei den Probanden die Bereitschaft besteht, offen über ihr Leben zu berichten. Beides war im Rahmen der Fortsetzungsstudie glücklicherweise gegeben. Mein Dank gilt deshalb den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Zürich und in Konstanz für ihre sehr engagierte Arbeit am gemeinsamen Projekt. Ein besonderer Dank geht auch an die über 1'500 jungen Menschen, die sich sowohl im Alter von 12 bis 16 Jahren als auch Jahre später im Alter von 35 Jahren die Mühe gemacht haben, ein ausführliches Inventar zu ihrem bisherigen Leben und ihrer aktuellen Lebenslage auszufüllen. Sie haben so entscheidend zur Verwirklichung der Studie beigetragen.

Herzlich danken möchte ich auch dem Fachbereich Pädagogische Psychologie an der Universität Zürich (unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Fend) und dem Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Sie haben die Studie sowie meine Anstellung als Projektleiter und Oberassistent über mehrere Jahre hinweg finanziert und damit zusammen mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine der längsten prospektiven Entwicklungsstudien im deutschsprachigen Raum und zugleich meine Dissertation möglich gemacht.

Bei der Erstellung der Dissertation, nach Abschluss des Forschungsprojekts, konnte ich mich stets auf den guten Rat und die wohlwollende Unterstützung meiner beiden Mentoren, Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Fend und Prof. Dr. Georg Stöckli, sowie meines mir freundschaftlich verbundenen Kollegen, Dr. Urs Grob, verlassen. Sie bildeten nach der sehr intensiven „öffentlichen“ Phase der Projektleitung mein wichtigstes wissenschaftliches Unterstützungsnetzwerk in der eher „privaten“ Phase des Schreibens und Brütens über der



Dissertation. Vielen herzlichen Dank für die wertvolle Beratung und das Einbringen alternativer Perspektiven, die mir sehr geholfen haben, meine Arbeit weiterzubringen.

Meine Dissertation war immer auch das Projekt von Menschen in meinem näheren privaten Umfeld. Sie haben mitgeholfen, sich mitgefremdet und mit gelitten. Speziell bedanken möchte ich mich bei meinen Schwiegereltern, Helga und Hannes Ammann. Sie haben mich und meine Partnerin während Jahren bei der Betreuung unserer Kinder unterstützt und mir dadurch den zeitlichen Freiraum geschaffen, um mein Ziel erreichen zu können.

Der wichtigste Dank gehört jedoch meiner Frau, Christine Ammann Berger, und meinen beiden Söhnen, Damian und Matthias. Sie mussten manche Abende und Wochenenden ohne mich verbringen und waren immer wieder bereit, Nachsicht zu üben und Verständnis aufzubringen, wo eigentlich längst keine Nachsicht und kein Verständnis mehr erwartbar gewesen wäre. Ihnen möchte ich diese Arbeit in aller Liebe widmen.





## 1. Einleitung und Fragestellung

Sich für Kinder zu entscheiden, bedeutet für Eltern in der Regel ein Langzeitprojekt zu beginnen, das erst mit dem Tod des einen Teils der Beziehung endet. Die Verbindung ist unkündbar und gegeben, im Gegensatz zu Beziehungen mit Freunden und Lebenspartnern. Die Soziologie unterscheidet deshalb ‚ascribed relationships‘ von ‚achieved relationships‘.

Eltern und Kinder sind sich von der Struktur der Beziehung her nie gleichgültig. Positiv formuliert handelt es sich um eine Beziehung der Verantwortlichkeit. Die einseitige Verantwortungsübernahme der Eltern in der frühen Familienphase wandelt sich mit zunehmendem Alter der Familienmitglieder zu wechselseitiger Verpflichtung und Abhängigkeit und kehrt sich im hohen Alter der Eltern oftmals um in ein Pflichtgefühl der jüngeren Generation gegenüber der älteren. Gleichzeitig ist die Eltern-Kind-Beziehung auch eine Verbindung, die ‚in sich‘ bedeutsam ist und einen Zweck in sich selber findet (Fend, 1998). Neben der Übernahme von Verpflichtungen im Sinne der Vermittlung von Kompetenzen und des Austauschs von Gütern und Hilfeleistungen bedient sie auch die grundlegenden Bedürfnisse beider Generationen nach Geborgenheit und Anerkennung. Oft bildet sie ein überdauerndes Band, das über die gesamte Lebensspanne hinweg wichtig bleibt und emotionale Unterstützung und Zuwendung sicher stellt (z.B. Youniss & Smollar, 1985; Ainsworth, 1991; Antonucci & Akiyama, 1994; Baltes & Silverberg, 1994).

Die grosse Bedeutung, die Eltern und Kinder als lebenslange Unterstützungsnetzwerke für einander besitzen können und der Einfluss, den frühe familiäre Beziehungserfahrungen auf die Entwicklung der kindlichen Kompetenzen ausüben, sind in der Literatur hinlänglich dokumentiert. Es geht aus der Forschungsliteratur aber auch hervor, dass Eltern-Kind-Beziehungen ein grosses Potenzial an Spannungen und Ambivalenzen enthalten können und sich keineswegs immer erspriesslich gestalten müssen (z.B. Hofer, Wild & Noack, 2002; Rollett & Werneck, 2002; Fuhrer, 2005; Schneewind, 2008). Faktisch kennen wir Eltern, die sich wenig um ihre Kinder kümmern, Jugendliche und junge Erwachsene, die sich von ihren Eltern ‚lossagen‘ oder alte Menschen, die von ihren Kindern nie mehr besucht werden.

In den folgenden Auszügen aus einem Essay in der Zeitschrift ‚Brigitte‘ kommen die prägende Wirkung und die lebenslange Verpflichtung, die Eltern-Kind-Beziehungen häufig kennzeichnen, aber auch die zuweilen zwiespältigen Gefühle und Einstellungen, die mit ihnen verbunden sein können, anschaulich zum Ausdruck:

## *Meine Eltern und ich – Die wichtigste Beziehung in meinem Leben*<sup>1</sup>

... Egal, ob man als Erwachsener die eigenen Eltern nur noch an Weihnachten sieht, ob man mit ihnen unter einem Dach lebt, ob man genervt die Augen verdreht, wenn sie anrufen, oder ob man seit Jahren gar keinen Kontakt mehr zu ihnen hat – unsere Eltern bleiben bei uns. Immer. Denn *niemand prägt uns mehr als unsere Eltern*.

... Wir werden selbstsichere Menschen, voller Vertrauen, wenn unsere Eltern immer geglaubt haben, dass wir schaffen, was wir uns vornehmen. Wir werden mutige Menschen, *wenn sie uns bestärkt haben*, Dinge zu tun, deren Ausgang wir nicht abschätzen konnten. Wir werden ängstliche Menschen, wenn auch sie immer vorsichtig waren. Oder wir werden hilflose Menschen, wenn unsere Eltern uns jede Herausforderung mit den Worten ‚Das schaffst du sowieso nicht‘ abgenommen haben.

... Ob es dann später Liebe, Gleichgültigkeit oder Abneigung ist, die die Beziehung zu unseren Eltern kennzeichnet – diese Beziehung dauert immer länger, weil wir alle immer älter werden. Deswegen kommen wir immer öfter in die Situation, selber eine Art von ‚Elternrolle‘ übernehmen zu müssen – *wenn unsere Eltern alt und krank werden*. Plötzlich machen wir uns Sorgen um sie, müssen auf sie aufpassen und sie manchmal sogar füttern und waschen.

... Als Eltern sind wir plötzlich *genauso streng mit unseren Kindern*, wie unsere Eltern es mit uns waren, genauso ungeduldig, und wir haben genauso wenig Zeit für sie.

... Wenn wir erwachsen sind, haben wir eine Chance, *aus unserem Leben etwas Eigenes zu machen* – und die *Bindung zu unseren Eltern trotz allem nicht zu verlieren*.

Die vorliegende Arbeit nimmt einige der Themen auf, die in den Textausschnitten angesprochen sind. Es geht in ihr grundsätzlich um die Frage, inwiefern frühe familiäre Erziehungs- und Beziehungserfahrungen die weitere Geschichte sozialer Beziehungen zu den eigenen Eltern und zu künftigen Lebenspartnern prägen und welche Faktoren im späteren Leben allenfalls zu einer Veränderung in diesen Beziehungen führen können. Die Grundannahme von der dabei ausgegangen wird, ist die, dass frühe Erfahrungen in der Familie eine Tendenz der Reproduktion aufweisen. Die in der Kindheit und Jugend entwickelten Bindungs- und Beziehungsmuster setzen sich danach im späteren Leben in der

---

<sup>1</sup> Brigitte. *Magazin für Frauen*. 11.10.2006, S. 124-125 (Hervorhebungen durch den Autor).

Beziehung zu den Eltern fort und wirken sich auch auf andere Beziehungskonstellationen sowie auf wichtige Entscheidungen beim Übergang ins Erwachsenenalter aus.

Der langfristige Einfluss früher familiärer Bedingungen auf die Beziehungsentwicklung wird in dieser Untersuchung allerdings nur als moderat angenommen. Familien bilden zwar einen wichtigen, aber nicht den einzigen Entwicklungskontext. Sie bleiben zudem nicht unbeeinflusst von anderen Settings (Trommsdorff, 2001; Asendorpf, 2002). Man kommt der Bedeutung der Familie als Sozialisationsinstanz und Entwicklungskontext wohl am nächsten, wenn man von einer relativ zu anderen Einflussgrössen lebensphasenspezifisch unterschiedlichen Einflusstärke ausgeht (Schneewind, 1994; Hofer, 2002). Der Einfluss familiärer Beziehungserfahrungen dürfte insbesondere in den ersten Lebensjahren (in Interaktion mit den biologischen Voraussetzungen einer Person) gross sein. Mit zunehmendem Alter verliert sich ihre Wirkung allerdings zugunsten von Selbststeuerungsmechanismen sowie von Einflüssen ausserfamiliärer Kontexte und neuer Lebenserfahrungen. Über die Grundlegung sozialer Kompetenzen sollten sie aber zu einem gewissen Grad auch in späteren Lebensphasen wirksam bleiben.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird in der vorliegenden Untersuchung neben der Fokussierung auf die *Bedingungen von Kontinuität* auch ein besonders Augenmerk auf mögliche *Voraussetzungen von Diskontinuität* gerichtet. Es wird danach gefragt, welches die sozialen und individuellen Faktoren von Stabilität und Veränderungen in intergenerationalen Beziehungen sind und welche Bedingungen die Übertragung von Beziehungskompetenzen und Verhaltensweisen von der Herkunftsfamilie auf ausserfamiliäre Beziehungskonstellationen fördern oder behindern.

Die übergeordnete Thematik von Kontinuität und Diskontinuität wird in der Studie anhand von drei ausgewählten Beispielen empirisch bearbeitet. Für jedes der Beispiele ergeben sich spezifische Fragestellungen und Thesen sowie ein jeweils etwas anderer Fokus auf den Untersuchungsgegenstand:

### *1. Kontinuität und Wandel in Eltern-Kind-Beziehungen*

Das erste Beispiel bezieht sich auf die Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. In seinem Zusammenhang wird untersucht, wie stabil frühe familiäre Beziehungserfahrungen sind bzw. welche Vorhersagekraft sie für die spätere Beziehung zwischen Eltern und Kindern aufweisen. Die zentrale These lautet hier, dass sich eine gelungene Balance von Autonomie und Verbundenheit im Jugendalter positiv auf das spätere Verhältnis zwischen den Eltern und Kindern auswirkt. Die Bedingungen von Kontinuität müssen sich in der Studie jedoch vor möglichen Einflussfaktoren bewähren, die Diskontinuität in der Eltern-Kind-Beziehung zur Folge haben können. Zu den unter-

suchten Diskontinuitätsfaktoren gehören Statusübergänge und kritische Ereignisse im Leben beider Generationen. Besondere Beachtung wird den Auswirkungen von elterlichen Scheidungen und von situativen Merkmalen der Generationenbeziehung geschenkt. Die Analysen erfolgen getrennt für die Beziehung von Müttern und Vätern zu ihren Töchtern und Söhnen.

## *2. Familiäre Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs aus dem Elternhaus*

Im zweiten Beispiel wird der Frage nachgegangen, inwiefern die im Jugendalter zwischen Eltern und Kindern etablierten Beziehungsmuster einen Einfluss auf die räumliche Ablösung der jüngeren Generation von der Herkunftsfamilie ausüben. Lässt sich der Zeitpunkt des ersten Auszugs junger Erwachsener aus ihrem Elternhaus aufgrund der Beziehungsgestaltung zwischen Eltern und Kindern im Jugendalter vorhersagen? Finden stabile Beziehungsmuster zwischen den Generationen auch einen Niederschlag in wichtigen Entscheidungen beim Übergang ins Erwachsenenalter? Dies sind die Fragen, die in diesem Bereich im Zentrum stehen.

Die räumliche Ablösung junger Erwachsener von ihrem Elternhaus wird dabei als das Ergebnis eines vielschichtigen Entscheidungsprozesses verstanden, bei dem insbesondere die makrostrukturellen und institutionellen Vorgaben beim Übergang ins Erwachsenenalter von Bedeutung sind, jedoch auch die personalen Ressourcen und familiären Erfahrungen in der Adoleszenz eine gewisse Rolle spielen. Eine überragende Bedeutung für das Timing beim Auszug aus dem Elternhaus wird der Einmündung ins Ausbildungs- und Erwerbssystem sowie der Aufnahme von festen Partnerbeziehungen im jungen Erwachsenenalter beigemessen.

Die Hauptthese, die in diesem Kontext vertreten wird, lautet, dass frühe familiäre Interaktionserfahrungen, trotz der Dominanz struktureller Faktoren, einen bedeutsamen Einfluss auf das Tempo bei der Verselbständigung junger Erwachsener und bei deren Ablösung vom Elternhaus besitzen. Sie werden in diesem Sinne handlungswirksam für den wichtigen Entscheid zum Auszug aus dem Elternhaus und weisen damit Kontinuität auf.

Die Analysen erfolgen getrennt für Frauen und Männern, wobei der geschlechtsspezifischen Regulation von Bindung und Autonomie im Verhältnis von Eltern und Kindern eine besondere Aufmerksamkeit im Hinblick auf das Timing des Auszugs geschenkt wird.



### *3. Kontinuität in Risiken: Intergenerationale Transmission von Scheidung*

Das dritte Beispiel befasst sich schliesslich mit der Übertragung ehelicher Instabilität von einer Generation auf die nächste. Es handelt sich hier um eine besondere Form intergenerationaler Kontinuität – um die Kontinuität bzw. Transmission von Risiken bei der Gestaltung von Partnerbeziehungen. Ihr Nachweis konnte mittlerweile in mehreren Studien erbracht werden. Auf welche Weise sich das Scheidungsrisiko über die Generationen hinweg überträgt, ist hingegen noch wenig untersucht. In diesem Teil werden zwei mögliche Transmissionswege genauer unter die Lupe genommen. Sie basieren auf der Annahme, dass die Tradierung des Scheidungsrisikos zumindest teilweise durch die häufig mit einer elterlichen Scheidung einhergehenden Einbussen in der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und in der elterlichen Beaufsichtigung bzw. durch die finanziellen Einschränkungen, die Scheidungsfamilien nach der Trennung der Eltern erfahren, erklärt werden kann. Eine elterliche Scheidung führt danach bei den Scheidungskindern zu Problemverhaltensweisen, wie z.B. einer frühen Aufnahme heterosexueller Kontakte, sowie zu einer Beschleunigung bei der Übernahme von Erwachsenenrollen im beruflichen und sozialen Bereich, die sich längerfristig als hinderlich für die Aufrechterhaltung einer Ehebeziehung erweisen.

Die Arbeit ist entlang den drei geschilderten Beispielen aufgebaut. Sie machen den Kern des Textes aus (Kap. 3 bis 5). Vorangestellt ist ihnen eine Beschreibung der LifE-Studie, die als Datengrundlage für die empirischen Auswertungen diente (Kap. 2). Den Abschluss bilden eine Zusammenfassung und Integration aller Beiträge unter dem Gesichtspunkt der Kontinuität und des Wandels intergenerationaler Beziehungen (Kap. 6) sowie ein umfangreicher methodischer Anhang.



## 2. Die LifE-Studie

### 2.1 Design und Fragestellung der Studie

Der Versuch, auf die in Kapitel 1 formulierten Fragen Antworten zu finden, kann sich auf den Datensatz der *LifE-Studie* (*Lebensverläufe ins frühe Erwachsenenalter*) stützen. Er umfasst die Lebensverläufe und die psychosoziale Entwicklung einer grösseren Gruppe von Frauen und Männer von der späten Kindheit bis zum Alter von 35 Jahren.

Die LifE-Studie bildet die Fortsetzung des Konstanzer Jugendlängsschnitts, der nach beinahe zwanzig Jahren wieder aufgenommen wurde. Sie ist damit eine der grössten prospektiven Entwicklungsstudien im deutschen Sprachraum.

An der Konstanzer *Jugenduntersuchung*<sup>2</sup> nahmen von 1979 bis 1983 jährlich etwa 2000 Kinder und Jugendliche aus der Grossstadt Frankfurt und aus zwei ländlichen Regionen im Bundesland Hessen teil (Kreis Bergstrasse und Odenwald). So konnte unter anderem das Aufwachsen in einer Metropole mit demjenigen in einem für Deutschland typischen ländlichen Gebiet verglichen werden.

Die Jugendlichen wurden von der 6. bis zur 10. Schulstufe in ihren Klassenverbänden befragt. Neben der Hauptuntersuchung fanden zwei grosse Elternuntersuchungen, drei Erhebungen bei Lehrkräften, zwei Methodenstudien<sup>3</sup> und mehrere qualitative Untersuchungen statt (siehe Abbildung 1). Insgesamt beteiligten sich rund 3000 Schülerinnen und Schüler aus Hauptschulen, Realschulen, Gymnasien und Gesamtschulen an mindestens einer der fünf Erhebungen.

Die aus dem Jugendlängsschnitt vorliegenden Daten umfassen ein detailliertes Indikatorensystem zu den Sozialisationsbedingungen und Erziehungserfahrungen im damaligen schulischen Umfeld, im Elternhaus und in der Gleichaltrigengruppe der Heranwachsenden. Darüber hinaus liegen ausführliche Informationen zum Leistungsverhalten, zur sozialen Einbettung, zu Lebensstilen sowie zu intra- und interpersonalen Kompetenzen und Motivationen der Jugendlichen vor (Fend & Prester, 1986; Fend & Specht, 1986; Fend, 1990).

---

<sup>2</sup> Die Konstanzer Jugendlängsschnittstudie ‚Entwicklung im Jugendalter‘ wurde im Sonderforschungsbereich 23 der Universität Konstanz unter der Leitung von Helmut Fend durchgeführt. Die finanzielle Förderung erfolgte durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

<sup>3</sup> Die Methodenstudien wurden zur Überprüfung von Testwiederholungs- und Kohorteneffekten parallel zur Hauptuntersuchung durchgeführt.

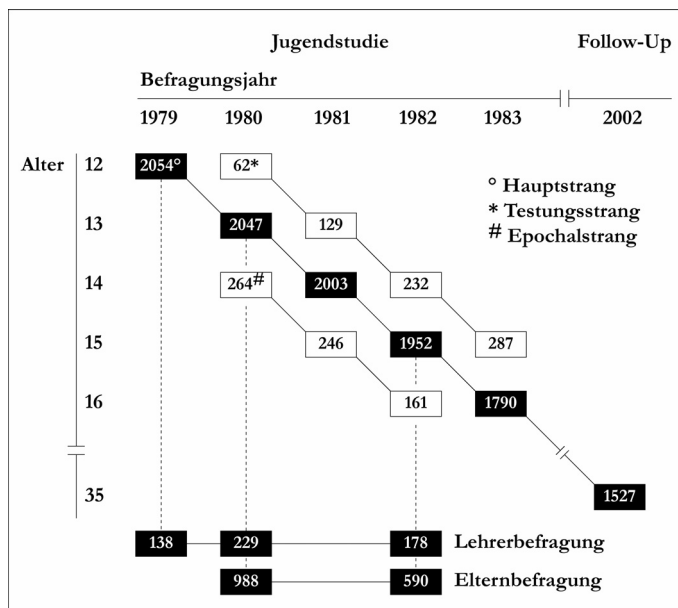


Abbildung 1: Design der LifE-Studie.

Im Mittelpunkt der Jugendstudie stand die Frage nach den psychischen und sozialen *Entwicklungsverläufen in der Adoleszenz* und nach den Voraussetzungen einer produktiven bzw. beeinträchtigten *Bewältigung von altersspezifischen Entwicklungsaufgaben*. Den theoretischen Hintergrund bildete ein Modell des optimierungsorientierten rationalen Handelns und der Nutzung von Ressourcen der Lebensbewältigung im Kontext historisch gegebener Gelegenheitsstrukturen. Gemäss diesem Modell können junge Menschen bei der Bewältigung der physischen, psychischen und sozialen Veränderungen, die in der Adoleszenz anstehen, auf unterschiedliche personale und soziale Ressourcen zurückgreifen, die zudem eingebettet sind in einen Kontext historisch und gesellschaftlich vorgegebener Lebenschancen und -einschränkungen (Fend, 1990).

Als Entwicklungsaufgaben stehen im Jugendalter auf der Handlungsebene vor allem Prozesse der sozialen Verselbständigung und der Berufsvorbereitung im Vordergrund. Sie werden begleitet durch eine schulisch geprägte Leistungsgeschichte und eine Geschichte der Transformation von Beziehungen zu den Eltern und zu Gleichaltrigen. Auf der Ebene von Tiefenstrukturen geht es in erster Linie um die Identitätsentwicklung und um die Persönlichkeitsentwicklung im Sinne des Erwerbs von Kompetenzen und Einstellungen, die für die Existenzbewältigung in modernen Gesellschaften notwendig sind.

Die Auswertung der Studie führte zur Identifizierung von verschiedenen im Hinblick auf die Entwicklung im Jugendalter förderlichen bzw. hemmenden Bedingungen in der Le-

benswelt und in den psychischen Strukturen, Kompetenzen und Wertorientierungen der Heranwachsenden<sup>4</sup>.

2002 wurden die mittlerweile 35-jährigen ehemaligen Jugendlichen erneut befragt<sup>5</sup>. Über 1500 Personen konnten nach der langen Unterbrechung nochmals für eine Befragung gewonnen werden (siehe Abbildung 1).

Die *Folgestudie* knüpfte im Kern an die Grundfragestellung der Adoleszenzstudie und das schon damals forschungsleitende theoretische Modell an. Die Fragestellung wurde nun aber lebensgeschichtlich bis ins Erwachsenenalter erweitert (Fend & Berger, 2005).

Als Indikatoren für die Lebensbewältigung im frühen Erwachsenenalter wurden verschiedene Merkmale im sozialen, beruflichen, kulturellen und gesundheitlichen Bereich erfasst. Sie waren integriert in ein Konzept der ‚sozial und beruflich erfolgreichen sowie persönlich befriedigenden‘ Lebensgestaltung. Einen bedeutenden Bestandteil der Wiederbefragung bildete zudem die retrospektive Erhebung wichtiger Ereignisse und Sequenzen des beruflichen Werdegangs, der Partnerwahl und der Familiengründung. Es wurde damit die Grundlage für eine differenzierte Beschreibung unterschiedlicher sozialer und beruflicher Lebensverläufe und für deren Prädiktion durch Erfahrungen in der Adoleszenz gelegt.

Eines der wichtigsten Ziele bei der Fortführung der Studie im Erwachsenenalter war es, ausgehend von der Adoleszenzstudie, theoretisch etablierte, aber bezogen auf ihre prognostische Validität noch ungenügend geprüfte Annahmen zu den *langfristigen Auswirkungen von bestimmten Schutz- und Risikofaktoren im Jugendalter* einer Prüfung zu unterziehen. Für alle Lebensbereiche standen zudem Fragen der *Kontinuität und Diskontinuität von Entwicklungsverläufen* sowie der *Desistenz und Inzidenz von Problemlagen*<sup>6</sup> vor dem Hintergrund unterschiedlicher personaler und sozialer Ressourcen im Zentrum des Interesses.

Einen weiteren Fokus der Folgestudie stellte die *Vorhersage der Lebensbewältigung im frühen Erwachsenenalter* dar. Wenn Daten zum Erwachsenenalter vorliegen und man weiss, was geworden ist, dann lässt sich rückblickend die Frage stellen, wie es dazu gekommen ist. Wie lässt sich z.B. erklären, dass junge Erwachsene eine befriedigende Partnerbeziehung führen

---

<sup>4</sup> Die Ergebnisse der Jugendstudie sind in mehreren Monografien und Zeitschriftenbeiträgen veröffentlicht (zusammenfassend Fend, 1990, 1991, 1994, 1997, 1998).

<sup>5</sup> Die Folgestudie stellt ein Gemeinschaftsprojekt der Universitäten Zürich und Konstanz dar. Sie wurde vom Schweizerischen Nationalfonds und der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell unterstützt. Als Autoren zeichnen Helmut Fend, Werner Georg, Fred Berger, Urs Grob und Wolfgang Lauterbach verantwortlich.

<sup>6</sup> Von Desistenz wird gesprochen, wenn man aus Problemen ‚herauswächst‘, von Inzidenz, wenn man in sie hineingerät.

oder sich scheiden lassen, depressiv oder hoch zufrieden mit ihrem Leben sind? Welche personalen Voraussetzungen und sozialen Kontextbedingungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter führen beispielsweise zu einer erfolgreichen beruflichen und sozialen Integration?

Die LifE-Studie versuchte somit, mit dem Blick nach vorne (Was ist aus den Jugendlichen geworden?) und dem Blick zurück (Wie sieht die Vorgeschichte der Erwachsenen aus?), die wichtigsten Entwicklungspfade von der späten Kindheit bis ins frühe Erwachsenenalter zu beschreiben und zu erklären. Ihre inhaltliche Breite und die umfassende Datenlage erlaubten dabei eine Integration pädagogischer, psychologischer und soziologischer Fragestellungen. Aus familienpsychologischer und -soziologischer Warte waren insbesondere Erkenntnisse zur Kontinuität und Diskontinuität intergenerationaler Beziehungen, zum Verlauf und zur Vorhersage des Partnerschafts- und Familiengründungsverhaltens sowie zur Transmission von Beziehungskompetenzen und Wertvorstellungen von der Herkunftsfamilie in ausserfamiliäre Lebensbereiche zu erwarten.

## 2.2 Praktische Realisierung der Studie

Die LifE-Studie sah sich bei ihrem Beginn mit mannigfachen Problemen konfrontiert, die mehrheitlich darauf zurückzuführen waren, dass seit der letzten Datenerhebung fast zwei Jahrzehnte vergangen waren. Für einen grossen Teil der Probanden war die zurückliegende Zeitspanne durch eine ausgeprägte geografische Mobilität gekennzeichnet gewesen<sup>7</sup>. Erschwerend kam hinzu, dass viele weibliche Teilnehmerinnen in der Zwischenzeit im Zusammenhang mit einer Heirat einen Namenswechsel vollzogen hatten. Die grösste Herausforderung bei der Wiederaufnahme der Studie bestand deshalb darin, die früheren Befragten wieder aufzufinden. Über die dabei zu bewältigenden technischen Probleme und das methodische Vorgehen wird im Anhang Genauerer berichtet. Hier sei lediglich der grobe Ablauf der Untersuchung vorgestellt:

Die *Suche nach dem aktuellen Wohnort* der ehemaligen Versuchspersonen erfolgte in einem ersten Schritt mit Hilfe der öffentlich zugänglichen Adressverzeichnisse der Deutschen Telecom und der Deutschen Post. Als Grundlage der Recherche dienten die alten, in vielen Fällen unvollständigen Adressen aus der Zeit der Jugendstudie. Ergänzt wurde dieses Verfahren durch Anfragen bei Institutionen wie Jugendheimen, die im Jugendalter der Wohnort von einzelnen Befragten gewesen waren. Die Suchstrategie wurde nach einer längeren Phase der unspezifischen Recherche auf eine gezielte Suche nach bis dahin im Adress-

---

<sup>7</sup> In die betroffene Zeitspanne fielen für die meisten Probanden wichtige Lebensereignisse wie z.B. der Auszug aus dem Elternhaus, die berufliche Ausbildung sowie die Gründung eines eigenen Haushalts und einer Familie.

bestand untervertretenen Personengruppen angepasst. Zur Identifikation dieser Gruppen konnten Informationen aus der Jugendstudie herangezogen werden. Auf diese Weise gelang es 1737 Adressen von Eltern (70.3%) und 733 Adressen von Probanden (29.7%) zu ermitteln. Angaben zum Aufenthaltsort von weiblichen Versuchspersonen waren dabei, wie erwartet, untervertreten.

In einem zweiten Arbeitsschritt wurden die *Eltern im Rahmen einer postalischen Befragung mit einer schriftlichen und einer telefonischen Erinnerung um die Adresse ihrer Kinder gebeten*<sup>8</sup>. 1287 Informationen zum aktuellen Wohnort der Kinder gingen auf diese Anfrage ein. Dies entspricht einer Ausschöpfungsquote (um stichprobenneutrale Ausfälle bereinigter Rücklauf) von 84.5%<sup>9</sup>. Für die Befragung der ehemaligen Jugendlichen standen damit am Ende der Recherche insgesamt 2020 Adressen zur Verfügung.

Als Verfahren für die *Datenerhebung bei den Probanden* wurde analog zur Kontaktaufnahme mit den Eltern eine postalische Befragung in Anlehnung an die Empfehlungen von Dillman (1978; 2000) mit einer schriftlichen und telefonischen Erinnerung gewählt. In Erweiterung zum Vorgehen bei den Eltern wurde nun aber beim Versand des Fragebogens ein monetärer Anreiz in der Höhe von 10 Euro beigelegt und nach der telefonischen Erinnerung selektiv eine Postkarte zur Verstärkung der am Telefon gemachten Zusagen verschickt.

Die Vergabe materieller Anreize (insbesondere monetärer Art) und die Durchführung von Erinnerungsaktionen (Follow-Ups) stellen nach einschlägigen Befunden die wirksamsten untersuchungstechnischen Massnahmen zur Steigerung der Rücklaufquote in postalischen Befragungen dar (z.B. Furse, Stewart & Rados, 1981; Yu & Cooper, 1983; James & Bolstein, 1990; Yammarino, Skinner & Childers, 1991; Church, 1993; Porst, Ranft & Ruoff, 1998; Berger, 2006)<sup>10</sup>. Vor ihrem Hintergrund sind in der Regel (bei deutlich geringeren Untersuchungskosten) Beteiligungen zu erwarten, die mit Face-to-Face-Untersuchungen vergleichbar sind und in vielen Fällen in die Nähe von Telefonstudien kommen (Porst,

---

<sup>8</sup> Die telefonische Erinnerung wirkte sich als Alternative zu einer zweiten schriftlichen Mahnung sehr positiv auf den Rücklauf aus. Sie führte im Anschluss an die erste (schriftliche) Erinnerung nochmals zu einer substanziellen Rücklaufsteigerung. Im Telefongespräch konnten viele Unklarheiten beseitigt und Bedenken bezüglich der Vertraulichkeit der Untersuchung ausgeräumt werden. Die relativ grosse Gruppe türkischer Eltern wurde in ihrer Muttersprache kontaktiert.

<sup>9</sup> 10.7% der eingesetzten Elternadressen hatten sich nachträglich als falsch erwiesen. In 1.6% der Fälle blieb die Anfrage erfolglos, weil entweder die Eltern oder ihr Kind tot, krank oder schwer behindert waren. Die Nettostichprobe (um neutrale Ausfälle bereinigt) betrug 1524 gültige Adressen von Eltern.

<sup>10</sup> Zur Frage der Wirkung unterschiedlicher materieller Anreizformen in postalischen Befragungen wurde vom Autor ein Forschungsüberblick verfasst (siehe Anhang 1). Dieser erschien 2006 in den *ZUMA-Nachrichten* (Berger, 2006).



1996; Reuband & Blasius, 1996). In der vorliegenden Studie waren bei der Wahl der Untersuchungsform vor allem Überlegungen zur Ausgestaltung des Forschungsinstrumentariums ausschlaggebend. Eine sinnvolle Erforschung der Untersuchungsthematik liess es nämlich als unumgänglich erscheinen, auch persönliche Fragen und weniger erfreuliche Seiten des Lebensverlaufs anzusprechen<sup>11</sup>. Eine postalische Befragung versprach bei dieser Ausgangslage die grösste Aussicht auf vollständige und wahrheitsgetreue Aussagen. In ihrem Kontext wird im Vergleich zu mündlichen und telefonischen Befragungen bei den Probanden oft eine grössere Bereitschaft zur Selbstoffenbarung sowie ein geringeres Ausmass an Erwünschtheitseffekten bei abweichenden Verhaltensweisen und bei negativ bewerteten Eigenschaften beobachtet (z.B. Sudman & Bradburn, 1982; De Leeuw, 1992; Reuband & Blasius, 1996)<sup>12</sup>.

Die Befragung der ehemaligen Jugendlichen führte schliesslich zu einem vergleichbar hohen Rücklauf wie die Kontaktaufnahme mit den Eltern. 1527 Personen schickten den Fragebogen ausgefüllt zurück (Ausschöpfungsquote 82.4%)<sup>13</sup>. Dies entspricht mehr als der Hälfte der ursprünglich mindestens einmal an der Jugendstudie beteiligten Probanden (52.8%). 575 Personen konnten zu allen sechs Messzeitpunkten der Längsschnittstudie befragt werden; 579 machten vier- oder fünfmal mit; der Rest (373) zwei- oder dreimal<sup>14</sup>.

Das beachtliche Ergebnis kann im Nachhinein zu einem wesentlichen Teil auf die Durchführung einer *Voruntersuchung im Jahr 2001* zurückgeführt werden (Berger, Grob, Fend &

---

<sup>11</sup> Der Fragebogen enthielt z.B. Fragen zu Erfahrungen psychischer Instabilität und Verwundbarkeit, zu Phasen der Arbeitslosigkeit, zu ersten sexuellen Kontakten, zum Alkohol- und Nikotinkonsum, zur beruflichen Leistungsfähigkeit und zum Erwerbseinkommen. Er umfasste insgesamt 21 Seiten.

Es ist anzunehmen, dass solche Fragen bei Personen mit einem durch persönliche ‚Misserfolgeerlebnisse‘ geprägten Lebensverlauf zu überproportional häufigen Verweigerungen oder sozial erwünschten Antworten führten (s. auch Birkelbach, 1998). Daran dürfte auch eine sorgfältige Formulierung der Untersuchungsfragen und die Vermeidung von werthaltigen Begriffen in der Kommunikation mit den Probanden nur wenig ändern.

<sup>12</sup> Ein abschliessendes Urteil lässt sich bezüglich dieser günstigen Auswirkungen auf die Datenqualität noch nicht fällen. Die Forschungsbefunde dazu sind relativ spärlich und in der Literatur nicht unumstritten (z.B. Reuband, 2002; Schnell, 2002).

<sup>13</sup> 8.1% der Adressen stellten sich im Nachhinein als ungültig heraus. Vier Versuchspersonen konnten zudem nicht befragt werden, weil sie verstorben oder schwer behindert waren. Die Nettostichprobe (um neutrale Ausfälle bereinigt) betrug 1853 gültige Adressen von Versuchspersonen.

Der geografische ‚Einzugsraum‘ der Studie bestand schwergewichtig aus dem Bundesland Hessen, umfasste aber auch weitere Teile der Bundesrepublik und reichte im Extremfall bis nach China. Gut zwei Prozent der Stichprobe lebten zum Zeitpunkt der Untersuchung im Ausland.

<sup>14</sup> Genauere Angaben zum Rücklauf in der LifE-Studie finden sich in Anhang 3.

Lauterbach, 2005)<sup>15</sup>. Sie bestand aus einem Small-Scale Testlauf zur Überprüfung der verschiedenen Designelemente und des Fragebogens sowie aus einem kognitiven Pretest. Die Erkenntnisse der Voruntersuchung führten beim Elternkontakt zu einer Steigerung des Rücklaufs von 17.7% und in der Hauptuntersuchung mit den Probanden von 12.8%. Verbesserungen wurden unter anderem in der Terminierung der Erinnerungsaktionen, bei den Untersuchungsmaterialien, bei der Gesprächsführung im Rahmen der Telefonkontakte sowie beim Einsatz der monetären Anreize vorgenommen.

### 2.3 Zusammensetzung der Stichprobe

Die Stichprobe der LiFE-Studie stellt bei vielen, vor allem für die entwicklungspsychologische Forschung relevanten Personmerkmalen (z.B. Depressionsneigung, Ich-Stärke und Alkoholkonsum in der Adoleszenz) ein gutes Abbild der Jugendstudie dar. Sie weicht zudem bezüglich der in dieser Arbeit im Vordergrund stehenden sozialen Statuspassagen und familiären Entwicklungen im Erwachsenenalter nur geringfügig vom westdeutschen Durchschnitt ab. So bestehen z.B. keine wesentlichen Unterschiede zur ALLBUS-Befragung im Jahr 2002 (30- bis 39-Jährige in Westdeutschland) bezüglich des Auszugs- und Heiratsalters, der Kinderzahl, des Familienstandes oder der Scheidungsrate.

Die Studie blieb dennoch, wie zu erwarten war, nicht ganz von der in langfristigen Panel-Studien üblichen Selektion verschont. Daran konnte auch die grosse Bereitschaft der Eltern zur Weitergabe der Adresse und die hohe Beteiligung der Probanden in der Fragebogenstudie nur bedingt etwas ändern. Die leichte Verzerrung in der Stichprobe ist sowohl durch Verweigerungen (Nonresponse) als auch wesentlich durch die Schwierigkeit entstanden, die Versuchspersonen nach der langen Zeit wieder aufzufinden (Noncoverage). Im Hinblick auf eine Wiederaufnahme in einigen Jahren wurden deshalb in den letzten Jahren mehrere Nachrecherchen nach Adressen von untervertretenen Personengruppen durchgeführt.

In der Gruppe der Wiederbefragten befinden sich im Vergleich zur für das Bundesland Hessen annähernd repräsentativen Jugendstudie und zu ALLBUS 2002 etwas weniger Personen, die im Jugendalter in der Stadt aufgewachsen waren und aus tieferen sozioökonomischen Schichten stammen. Probanden mit Volks- oder Hauptschulabschluss sind darin zudem mit 18.5% (vs. 24.8% in ALLBUS 2002) untervertreten, während Personen, die als höchsten Schulabschluss die Mittlere Reife erworben haben, mit 42.3% (vs. 34.2%) übervertreten sind. Der Anteil mit Fachhochschulreife oder Abitur liegt ungefähr im

---

<sup>15</sup> Zur Vorstudie und den daraus abgeleiteten Massnahmen zur Optimierung der Rücklaufquote wurde im Jahr 2005 in der *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* ein Bericht veröffentlicht (siehe Anhang 2).

westdeutschen Durchschnitt (39.2% vs. 41.0%)<sup>16</sup>. Ein vergleichbares Bild mit einer Übervertretung des mittleren und einer Untervertretung des tieferen Bildungsniveaus zeigt sich auch bei den Berufsabschlüssen. Unterschiede bestehen darüber hinaus bei der politischen Orientierung und der Staatsangehörigkeit. Die Probanden der LIfE-Studie sind vermehrt deutscher Nationalität und wählen in der Tendenz häufiger Grün und FDP als die westdeutsche Bevölkerung in vergleichbarem Alter. Die unausgewogene Verteilung der Geschlechter nach der Adressrecherche hatte sich durch eine höhere Beteiligung der Frauen in der Fragebogenstudie bis zum Ende der Untersuchung weitgehend ausgeglichen (48.3% Frauen).

In Tabelle 1 sind einige soziodemografische Merkmale der LIfE-Stichprobe aufgeführt. Die zwischen Frauen und Männern zu beobachtenden Unterschiede im Erwachsenenalter (z.B. bezüglich des Familienstandes und der Berufsbildungsabschlüsse) lassen sich auch in repräsentativen Befragungen feststellen. Es handelt sich also nicht um Verzerrungen in der Stichprobe, sondern um allgemein in der Bevölkerung vorzufindende Geschlechtsunterschiede.

---

<sup>16</sup> Die Angaben beziehen sich auf das im vierten Lebensjahrzehnt erreichte Bildungsniveau. Sie enthalten auch Nachqualifikationen, die nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit erfolgten.

Tabelle 1: Soziodemografische Merkmale von Frauen und Männern der Life-Studie.

	Frauen (n=737)		Männer (n=790)	
<b>A. Jugendalter</b>				
Alter bei Studienbeginn im Jugendalter (1979)	12.6	0.5	12.7	0.6
In der Stadt aufgewachsen	31.3%		34.2%	
<b>Soziale Schicht der Herkunftsfamilie</b>				
Untere und mittlere Unterschicht	6.9%		3.9%	
Obere Unterschicht	32.0%		27.5%	
Untere Mittelschicht	40.2%		41.9%	
Mittlere Mittelschicht	14.9%		19.9%	
Obere Mittelschicht und Oberschicht	6.0%		6.7%	
<b>Grösse der Herkunftsfamilie</b>				
1 Kind	13.2%		17.1%	
2 Kinder	43.1%		46.7%	
3 Kinder	25.2%		20.4%	
4 und mehr Kinder	18.4%		15.9%	
<b>Schulformzugehörigkeit im Jugendalter</b>				
Hauptschule	13.2%		19.2%	
Realschule	28.8%		22.5%	
Gymnasium	26.5%		25.3%	
Integrierte Gesamtschule	31.6%		33.0%	
<b>B. Erwachsenenalter</b>				
Alter zum Zeitpunkt der Folgestudie (2002)	35.4	0.5	35.5	0.6
<b>Familienstand im Jahr 2002</b>				
Ledig	29.0%		36.3%	
Verheiratet, zusammen lebend	59.2%		54.5%	
Verheiratet, getrennt lebend	2.8%		2.2%	
Geschieden	9.1%		6.7%	
Verwitwet	0.0%		0.3%	
Scheidung oder Trennung (1. Ehe)	21.9%		19.0%	
<b>Anzahl Kinder (inkl. Stiefkinder)</b>				
Kein Kind	31.3%		41.5%	
1 Kind	25.6%		23.2%	
2 Kinder	32.0%		29.1%	
3 Kinder	9.4%		5.1%	
4 und mehr Kinder	1.6%		1.1%	
<b>Höchster Berufsausbildungsabschluss</b>				
Gewerbliche, landwirtschaftl. o. kaufmännische Lehre <sup>a</sup>	62.4%		48.5%	
Berufsfachschule, Meister, Techniker	20.2%		24.9%	
Fachhochschul- oder Hochschulabschluss	17.4%		26.6%	

In der Tabelle sind die prozentualen Anteile bzw. die Mittelwerte und Standardabweichungen abgebildet.

<sup>a</sup> Inklusive Versuchspersonen, die keine Berufsausbildung abgeschlossen haben (ca. 4.5%).



### **3. Kontinuität und Wandel in Eltern-Kind-Beziehungen**

#### **3.1 Einleitung – Generationenbeziehungen im Familienzyklus**

Die Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten intensiv mit der empirischen Ausprägung des Eltern-Kind-Verhältnisses beschäftigt. Sie tut dies inzwischen vor dem Hintergrund lebensverlaufs-theoretischer Konzepte (z.B. Elder, 1984; Bengtson & Allen, 1993; Baltes, Lindenberger & Staudinger, 1998) verstärkt unter einer Perspektive der Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehung von der Kindheit ins Jugendalter, vom Jugendalter ins Erwachsenenalter und schliesslich vom Erwachsenenalter ins hohe Alter (z.B. Kreppner & Lerner, 1989; Rossi & Rossi, 1990; Cowan & Hetherington, 1991; Roberts, Richards & Bengtson, 1991; Schneewind & Ruppert, 1995; Fend, 1998; Zarit & Eggebeen, 2002).

Die Stadien der Veränderung sind dabei sozial und biologisch vorgezeichnet. In der Kindheit liegt die Verantwortung auf der Seite der Eltern, die die zentralen Führungsaufgaben in den ersten Jahren des Lebensweges übernehmen. In der späten Kindheit und im Jugendalter beginnt der Verselbständigungsprozess der Kinder, der zu einer Transformation des Eltern-Kind-Verhältnisses führt und das Ziel der Autonomie der heranwachsenden Person in der Fähigkeit zur selbstständigen Lebensbewältigung hat. In der Phase des jungen Erwachsenenalters stehen symmetrische Beziehungen zu den Eltern im Vordergrund. Im mittleren Erwachsenenalter tritt ein Gleichgewicht von Bindung und Abhängigkeit ein, das sich auch in einem ausgeglichenen Transfer von Leistungen zwischen den Generationen dokumentieren kann. Mit zunehmend höherem Alter kehrt sich dann die frühere biologische Überlegenheit der Eltern um, so dass, je nach wohlfahrtsstaatlichen Stützsystemen, die Abhängigkeit der Eltern von ihren Kindern zunimmt und die Kinder Betreuungsaufgaben für ihre gealterten und gebrechlichen Eltern übernehmen müssen (Baltes & Silverberg, 1994; Cusinato, 1994).

In Tabelle 2 sind die angesprochenen Phasen der Eltern-Kind-Beziehung im Überblick dargestellt. Cusinato (1994) hat sie zusammengestellt und für jede Phase des Familienlebenszyklus die wichtigsten funktionalen Verhaltensmuster auf Seiten der Eltern und der Kinder beschrieben. Dieses Kapitel wird sich mit der vierten und fünften Familienphase in der Tabelle beschäftigen: mit der Eltern-Kind-Beziehung, wenn die Kinder im Jugend- und im jungen Erwachsenenalter stehen. Die Frage, die dabei im Vordergrund steht, betrifft die Kontinuität und den Wandel der Beziehung von der früheren bis zur späteren Familienphase. Was sind die Bedingungen für Kontinuität und welche Faktoren führen zu Veränderungen in der Beziehung zwischen den Generationen? Lassen sich die spätere Beziehungsgestaltung und Solidariät zwischen den Eltern und Kindern aufgrund der gemeinsamen Erfahrungen im Jugendalter vorhersagen?

Es erfolgt als erstes eine theoretische Auseinandersetzung mit der Thematik, bevor ein Überblick über den Forschungsstand gegeben wird und die eigenen Forschungsbemühungen dargestellt werden.

Tabelle 2: Phasen der Eltern-Kind-Beziehung und funktionale Verhaltensmuster beider Generationen nach Cusinato (1994, S. 94). Entnommen aus Schneewind (2002, S. 118).

Phasen des Familienlebenszyklus	Funktionale Verhaltensmuster	
	Eltern	Kinder
1. Eltern mit Säuglingen und Kleinstkindern	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Pflege, Schutz und Fürsorge für das Kind</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Totale Abhängigkeit von den Eltern</li> </ul>
2. Eltern mit jüngeren Kindern	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Anpassung an eine triadische Beziehung mit dem Kind</li> <li>- Verfügbarkeit als Verhaltensmodell für kindliche Imitation</li> <li>- Einführung angemessener Beschränkungen und Grenzen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Psychologische Trennung von den Eltern</li> <li>- Streben nach Autonomie</li> <li>- Spiegeln und Imitieren elterlichen Verhaltens</li> <li>- Bewältigung von Allmachtsphantasien</li> </ul>
3. Eltern mit älteren Kindern	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Sensibilität für die kindlichen Entwicklungsbedürfnisse</li> <li>- Bereitstellung von Gelegenheiten für die Eigenaktivität des Kindes entsprechend seinen Fähigkeiten</li> <li>- Kind gehen und wachsen lassen</li> <li>- Lebensfreude vermittelt durch die Erfahrungen des Kindes</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Suche nach Individualität</li> </ul>
4. Eltern mit Jugendlichen	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Unterstützung bei der Rollen- und Identitätsentwicklung</li> <li>- Toleranz und Kompromissbildung bei generationenspezifischen Unterschieden</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Entwicklung eines Selbstbildes und einer eigenen Identität</li> </ul>
5. Erwachsene Kinder mit Eltern	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Erwachsenes Kind gehen und unabhängig sein lassen</li> <li>- Akzeptieren einer Erwachsenenbeziehung mit dem Kind</li> <li>- mit Ermutigung, Bestätigung und Wertschätzung zur Seite stehen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Relative Unabhängigkeit von den Eltern</li> <li>- Entwicklung einer Erwachsenenbeziehung mit den Eltern</li> <li>- Suche nach Orientierung und Unterstützung durch die Eltern, wenn erforderlich</li> </ul>
6. Erwachsene Kinder mit älteren Eltern	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Rollenumkehr bezüglich Betreuung durch das Kind</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Rollenumkehr, um die Betreuung von gealterten und gebrechlichen Eltern zu übernehmen</li> </ul>



## 3.2 Theoretische Konzepte

### 3.2.1 Bindung und Autonomie

In der Psychologie hat die Beschreibung der Kontinuität und des Wandels intergenerationaler Beziehungen eine eindrucksvolle Differenzierung erfahren, die sich in der Beschreibung des Eltern-Kind-Verhältnisses auf mehreren Dimensionen niedergeschlagen hat.

Die Kerndimension ist dabei die *emotionale Bindung*, die in Bezug auf die frühe Kindheit vor allem im Paradigma der Attachment-Forschung bearbeitet wurde (Bowlby, 1978). Die lebensgeschichtliche Kontinuität von sicheren, ambivalenten oder chaotischen Bindungen in den ersten Lebensjahren wird dabei ebenso untersucht wie deren Bedeutung für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und für den Aufbau und die Aufrechterhaltung von Beziehungen zu Freunden, Lebenspartnern und den eigenen Kindern im späteren Leben (z.B. Bowlby, 1978; Ainsworth, 1991; Zimmermann, 1995; Feeney, 1999; Gloger-Tippelt & Ullmeyer, 2001; Main, 2001; Möller & Stattin, 2001; Grossmann, Grossmann, Winter & Zimmermann, 2002; Collins & Van Dulmen, 2006; Wendt & Walper, 2006).

Die Adoleszenzforschung hat ihrerseits die Dimension der *Regulation von Aufsicht und Autonomiestreben* in den Vordergrund gerückt. Da dem jugendlichen Ablösungsprozess mehrfache Risiken inhärent sind, kommt die Balance von Autonomie und Verantwortung in eine kritische Phase. Dass dies auch eine Zeit der Abstossung von Bindung sein kann, kommt besonders in der psychoanalytischen Literatur zum Ausdruck (z.B. Freud, 1958; Blos, 1967), in der auch – in Anspielung an den Vater der Bindungsforschung – von einem ‚negativen Bowlby‘ gesprochen wird. Je nachdem, wie die Regulationsaufgabe in der Adoleszenz gestaltet ist und wie sich damit die Verselbständigung der Adoleszenten entwickelt, kann die Beziehungsqualität zu den Eltern im jungen Erwachsenenalter unterschiedlich beeinträchtigt sein. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass es den Eltern gelingt, den Prozess der sukzessiven Ausweitung der kindlichen Autonomie trotz gelegentlicher Turbulenzen in gegenseitigem Respekt und vor dem Hintergrund gegenseitigen Vertrauens zu gestalten (z.B. Youniss & Smollar, 1985; Grotevant & Cooper, 1986; Baumrind, 1991; Steinberg, 2001). Was passiert, wenn dies nicht gelingt, hat sich beispielhaft in der Konstanzer Längsschnittstudie erwiesen. Unterschiedliche Vorstellungen über die dem Alter der jugendlichen Kinder angemessene Autonomie waren mit deutlichen Einbußen in der Beziehungsqualität zwischen den Generationen verbunden. Bei den Mädchen war dies im Übrigen viel ausgeprägter der Fall als bei den Jungen (Fend, 1998, S. 114ff.).

Letzteres verweist auf geschlechtsspezifische Unterschiede in der Wahrnehmung familiärer Beziehungsverhältnisse und auf die unterschiedliche Bedeutung, die Bindung und Auto-

nomie für Mädchen und Jungen haben können. Die feministische Psychologie hat sich dieser Thematik schon seit längerem angenommen und nicht zuletzt die unterschiedlichen Rollen der beiden Elternteile in der Sozialisation der Geschlechter dafür verantwortlich gemacht (z.B. Gilligan, 1982; Chodorow, 1985). Mütter und Väter nehmen danach vor dem Hintergrund ihrer eigenen Geschlechtsrollensozialisation und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Familie komplementäre Rollen in der Erziehung ihrer Kinder wahr. Während Mütter oft die Hauptverantwortung für die Beziehungsgestaltung in der Familie tragen und in der Kommunikation mit ihren Kindern durch zugewandtes Interesse in erster Linie Nähe und Verbundenheit zu schaffen versuchen, unterstützen Väter durch ihr Verhalten vermehrt die Autonomieentwicklung ihrer Kinder. Sie tun dies allerdings unterschiedlich ausgeprägt bei Töchtern und Söhnen. In der Beziehung zu den Söhnen verhalten sie sich oft streng und fordernd und versuchen, mit Engagement und mit sachlichen Argumenten zu überzeugen (Shulman & Seiffge-Krenke, 1996). In der Interaktion mit den Töchtern steht hingegen ähnlich wie bei den Müttern stärker die Aufrechterhaltung von Verbundenheit im Vordergrund (Nydegger & Mitteness, 1991; Becker-Stoll et al., 2000). Für die Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung und das Geschlechtsrollenverständnis der jüngeren Generation bleiben diese unterschiedlichen Interaktionsmuster und die oft geringere väterliche Präsenz nicht ohne Folgen. Das väterliche Rollenverhalten wird bedeutsam für ein Geschlechtsrollenverständnis, das als ‚autonom von anderen‘ bezeichnet werden kann, während die mütterliche Fürsorge den weiblichen Beziehungsstil der ‚Verbundenheit mit anderen‘ prägt (Gilligan, 1982; Chodorow, 1985). In der Tochter-Mutter-Beziehung entsteht vor diesem Hintergrund häufig eine besondere Intensität, die durch eine grosse emotionale Nähe aber im Vergleich zu den anderen Eltern-Kind-Konstellationen auch durch vermehrte Schwierigkeiten und Konflikte bei der gegenseitigen Ablösung gekennzeichnet ist (z.B. Kaplan, 1984).

### **3.2.2 Solidarität und Ambivalenz in intergenerationalen Beziehungen**

In der soziologischen Forschung zur Kontinuität und Diskontinuität intergenerationaler Beziehungen stehen im Vergleich zur psychologischen Forschung weniger die Bindungs- und Autonomieentwicklung sowie die Transformation des Eltern-Kind-Verhältnisses im Vordergrund des Interesses. Eine Schwerpunktsetzung ist hier vielmehr bei den *Transferleistungen* und den *Solidarbeziehungen* zwischen den Generationen auszumachen (z.B. Rossi & Rossi, 1990; Bengtson & Roberts, 1991; Roberts et al., 1991; Vaskovics, 1993; Kohli, Künemund, Motel & Szydlik, 2000; Szydlik, 2000). Im Kern geht es in soziologischen Analysen häufig darum, wie sich die materiellen und immateriellen Austauschbeziehungen zwischen den Generationen zu verschiedenen Zeitpunkten im Verlauf der Familienbeziehung gestalten und durch welche strukturellen und normativen (aber auch affektiven) Voraussetzungen der einzelnen Familienmitglieder in der Gegenwart und in der Vergangenheit diese beeinflusst sind. Die Lebensverläufe der einzelnen Familienmitglieder

werden dabei in lebenslauftheoretischem Sinne als ineinander verwoben (linked lives) und durch die jeweils historisch und gesellschaftlich vorfindbaren Opportunitätsstrukturen geprägt verstanden (lives in time and place) (Elder, 1985; Bengtson & Allen, 1993; Elder, 1995). Als mögliche Bedingungen für die Diskontinuität intergenerationaler Unterstützungsleistungen werden vorwiegend die biografischen Übergänge sowie die situativen Merkmale, Belastungen und Bedürftigkeiten beider Generationen diskutiert (Bengtson & Black, 1973; Rossi & Rossi, 1990; Roberts et al., 1991; Szydlik, 2000; Allen, Blieszner & Roberto, 2001; Zarit & Eggebeen, 2002; Schwarz, 2006).

Grosse Fortschritte in den Bemühungen zur Erforschung der intergenerationalen Transferbeziehungen wurden in den letzten Jahrzehnten vor dem Hintergrund des Konzepts der ‚intergenerationalen Solidarität‘ gemacht (z.B. Bengtson & Roberts, 1991; Roberts et al., 1991; Bengtson, Giarrusso, Mabry & Silverstein, 2002). Darin werden sechs distinkte Dimensionen unterschieden, die unterschiedliche Ausprägungen aufweisen und in vielfältiger Form miteinander kombiniert sein können. Das Konzept ermöglicht in Verbindung mit lebensverlaufstheoretischen Vorstellungen, der Stresstheorie und der sozialen Unterstützungstheorie eine mehrdimensionale, dynamische und kontextsensitive Analyse der materiellen und immateriellen Austauschbeziehungen zwischen den Generationen (Allen et al., 2001).

In dieser Arbeit werden vier Dimensionen des Solidaritätskonzepts untersucht. Es sind dies die affektive Solidarität, die assoziative Solidarität, die funktionale Solidarität und die strukturelle Solidarität. Tabelle 3 gibt einen Überblick über alle sechs Dimensionen und ihre Indikatorisierung sowie die in jeder Dimension implizit enthaltenen Gegensätze. Mit Letzterem soll das häufige Missverständnis ausgeräumt werden, dass es sich (wie es die positive Konnotation des Begriffs Solidarität nahe legt) um ein einseitig die generationale Harmonie betonendes Konzept handelt (Bengtson et al., 2002).

Solidarische Generationenbeziehungen erfordern nach diesem Modell nicht zwingend die Abwesenheit jeglicher Gegensätze und Konflikte. So können Eltern-Kind-Beziehungen beispielsweise durch eine starke affektive, konsensuale und normative Solidarität, aber aufgrund einer grossen Wohnentfernung gleichzeitig durch eine schwache assoziative und funktionale Solidarität gekennzeichnet sein. Begriffe wie die von der ‚Intimität auf Abstand‘ (Rosenmayr & Köckeis, 1961), der ‚inneren Nähe durch äussere Distanz‘ (Tartler, 1961) oder von ‚intimate but distant‘ (Silverstein & Bengtson, 1997) versuchen diese Form der Generationenbeziehung zu fassen. Generationenbeziehungen können sich aber, um ein anderes Beispiel zu nennen, auch durch geografische Nähe und relativ häufige Kontakte auszeichnen und trotzdem keine tief greifende gemeinsame emotionale und wertemässige Basis aufweisen (obligatory intergenerational relation: siehe Silverstein & Bengtson, 1997).

Tabelle 3: Dimensionen intergenerationaler Solidarität (Bengtson & Roberts, 1991, S. 857; Bengtson et al., 2002, S. 571, 574).

Konstrukt	Definition	Empirische Indikatoren
<b>Affektive Solidarität</b> Intimität vs. Distanz/Konflikt	Art und Ausmass positiver Gefühle zwischen den Familienmitgliedern und Reziprozität dieser Gefühle	1. Einschätzung von Wärme, Verbundenheit, Verständnis, Vertrauen, Respekt etc. 2. Einschätzung der Gegenseitigkeit von positiven Gefühlen unter den Familienmitgliedern
<b>Assoziative Solidarität</b> Integration vs. Isolation	Häufigkeit und Formen der Interaktion zwischen Familienmitgliedern	1. Häufigkeit intergenerationaler Kontakte (persönlich, telefonisch, schriftlich) 2. Art der gemeinsamen Aktivitäten (z.B. Freizeitaktivitäten)
<b>Funktionale Solidarität</b> Abhängigkeit vs. Autonomie	Ausmass an Hilfe und gegenseitiger Unterstützung unter den Familienmitgliedern	1. Häufigkeit des Austauschs und der Hilfe (z.B. finanziell, physisch, emotional) 2. Einschätzung der Reziprozität im Austausch von Ressourcen
<b>Strukturelle Solidarität</b> Opportunitäten vs. Barrieren	Gelegenheit für intergenerationale Beziehungen strukturiert durch die Anzahl und die Art der Familienmitglieder sowie die geografische Distanz zwischen den Generationen	1. Geografische Distanz zwischen den Wohnorten der Familienmitglieder 2. Grösse der Familie 3. Gesundheit der einzelnen Familienmitglieder
<b>Konsensuale Solidarität</b> Übereinstimmung vs. Meinungsverschiedenheit	Ausmass der Übereinstimmung in Haltungen und Wertvorstellungen zwischen den Familienmitgliedern	1. Intrafamiliäre Übereinstimmung in individuellen Wertvorstellungen und Haltungen 2. Wahrgenommene Übereinstimmung in Wertvorstellungen und Haltungen
<b>Normative Solidarität</b> Familiensinn vs. Individualismus	Bedeutung von Familie und Einhaltung von familiären Verpflichtungen und Rollenerwartungen	1. Einschätzung der Bedeutung von Familie und von familiären Rollen 2. Bedeutung familiärer Verpflichtungen bei den einzelnen Familienmitgliedern

Als Erweiterung zum Konzept der Generationensolidarität haben Lüscher und Pillemer (1998) in jüngerer Zeit ein Modell der Generationenambivalenz vorgestellt. Es nimmt den Sachverhalt auf, dass Generationenbeziehungen in allen Phasen der Familienentwicklung durch Dilemmata und Widersprüche (wie z.B. von Abhängigkeit und Eigenständigkeit, Loyalität und Opposition, Verantwortung und Ungebundenheit oder Harmonie und Konflikt) gekennzeichnet sind, die bei den Beziehungspartnern zwiespältige Gefühle, im Sinne der Gleichzeitigkeit von positiven und negativen Empfindungen, auslösen können.

Ambivalenzen lassen sich gemäss diesem Konzept vor allem auf zwei Dimensionen festmachen: auf einer institutionellen Dimension, die sich aus dem Wunsch nach Bewahren von Altem und der Produktion von Neuem ergibt, und auf einer persönlichen Ebene, auf der sich die Aufgabe stellt, eine Balance zwischen Nähe und Distanz zu finden. Die

produktive Auseinandersetzung mit Ambivalenzen wird vor diesem Hintergrund als eine wichtige Voraussetzung für eine befriedigende Gestaltung von Generationenbeziehungen angesehen (Lüscher & Liegle, 2003).

Das Modell hat sich in der empirischen Forschung bisher insbesondere im Zusammenhang mit der Beschreibung weiblicher Generationenbeziehungen als fruchtbar erwiesen (Allen et al., 2001; Pillemer & Suitor, 2002; Willson, Shuey & Elder, 2003). Mit ihm lässt sich das Problem vieler Frauen, dass sie sich vor dem Hintergrund eines grossen Engagements für die Familie zu wenig persönlichen Freiraum nehmen und von den Ansprüchen der anderen Familienmitglieder abgrenzen können, treffend analysieren. Ambivalenzen finden sich am häufigsten in der Tochter-Mutter-Dyade und in Generationenbeziehungen, in denen die Eltern krank sind oder die Tochter in grösserem Umfang Hilfe an die Eltern zu leisten hat (Willson et al., 2003).

### **3.3 Stand der Forschung**

#### **3.3.1 Kontinuität intergenerationaler Beziehungen vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter**

Während das Beziehungsverhältnis zwischen Eltern und Kindern in der Kindheit und Adoleszenz relativ detailliert erforscht ist, liegen über die Kontinuität intergenerationaler Bindungen und Austauschbeziehungen vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter nur wenige Befunde vor. Es mangelt vor allem an prospektiven Längsschnittstudien, die der Frage über einen längeren Zeitraum nachzugehen vermögen.

Ein Hauptergebnis, das sich in den wenigen verfügbaren Längsschnittstudien praktisch durchgehend zeigt, betrifft die eher moderate Stabilität von affektiven Beziehungen (inkl. Spannungen und Konflikten) vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter (Tubman & Lerner, 1994; Schneewind & Ruppert, 1995; Aquilino, 1997)<sup>17</sup>. Die frühe Geschichte der Eltern-Kind-Beziehung beeinflusst nach diesen Befunden zwar durchaus die zukünftige Qualität und Intensität der Beziehung. Ihre Vorhersagekraft ist aber begrenzt und nimmt zudem, während sie in den ersten Jahren nach dem Jugendalter noch relativ gross ist (Thornton, Orbach & Axinn, 1995), mit zunehmendem Alter bzw. zeitlicher Distanz zur Jugend zu Gunsten aktueller Merkmale der Eltern-Kind-Beziehung ab (Rossi & Rossi, 1990; Tubman & Lerner, 1994).

---

<sup>17</sup> Dieser Sachverhalt trifft grundsätzlich sowohl für die elterliche Sicht der Beziehung als auch für die Sicht der jüngeren Generation zu, er ist bei der jüngeren Generation jedoch deutlicher ausgeprägt (Schneewind & Ruppert, 1995, S. 174, 177).

Die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter scheint zudem keinen oder nur einen geringen direkten Einfluss auf die späteren Unterstützungsleistungen zwischen den Generationen zu haben, wenn die affektive Beziehung im Erwachsenenalter im Sinne einer mediierenden Variable kontrolliert wird (Rossi & Rossi, 1990; Whitbeck, Hoyt & Huck, 1994).

In einer der wenigen prospektiven Längsschnittstudien zur Kontinuität der Eltern-Kind-Beziehung, die mehr als zehn Jahre Beobachtungszeit umfasst, haben Schneewind und Ruppert (1995) für die emotionale Nähe und Verbundenheit zwischen Töchtern (25 bis 30 Jahre alt) und Vätern eine Vorhersagekraft von 12% durch die Beziehungsqualität im Jugendalter errechnet. Die Tochter-Mutter-Beziehung liess sich nach 16 Jahren mit den Daten aus der Perspektive des Kindes zu ca. 15% vorhersagen. In der Beziehung zwischen Tochter und Mutter erwies sich dabei vor allem ein liebevoll zugewandtes und einfühlsames Verhalten der Mutter als prognosekräftig. In der Tochter-Vater-Beziehung hatten hingegen die Kontaktintensität und ein auf Liebesentzug verzichtendes Erziehungsverhalten die grösste Vorhersagekraft. Die Nähe und Verbundenheit in der Sohn-Eltern-Beziehung konnte in dieser Studie durch die verwendeten Indikatoren aus dem Jugendalter überhaupt nicht prädiziert werden.

Ein ähnlicher, wenn auch abgeschwächter Befund zur verminderten Kontinuität im Sohn-Eltern-Verhältnis hat sich auch in der wohl bekanntesten Untersuchung zur Generationenbeziehung von Rossi und Rossi (1990) ergeben. In dieser retrospektiv angelegten Studie liess sich im Gegensatz zur Untersuchung von Schneewind und Ruppert (1995) zwar eine Stabilität in der affektiven Beziehung zwischen Söhnen und Eltern von der Adoleszenz bis ins mittlere Erwachsenenalter nachweisen, sie war jedoch insbesondere in der Sohn-Mutter-Beziehung deutlich geringer als in den Tochter-Eltern-Beziehungen (Rossi & Rossi, 1990, S. 312, 313).

### **3.3.2 Diskontinuität intergenerationaler Beziehungen im Erwachsenenalter**

Die Ergebnisse deuten insgesamt darauf hin, dass beim Eintritt ins Erwachsenenalter trotz einer gewissen Kontinuität in den Beziehungsstrukturen auch ein erheblicher Wandel im Eltern-Kind-Verhältnis stattfindet. Es stehen in dieser Lebensphase für die Kinder gewichtige Übergänge in den Beruf und in neue soziale Beziehungskonstellationen an. Die Ausbildung mündet in unterschiedlich anspruchsvolle Abschlüsse, die Berufsfindung in unterschiedlich sichere und einkommensstarke Arbeitsplätze. Übergänge in die soziale Verselbständigung kristallisieren sich in Partnerbeziehungen unterschiedlicher Stabilität und in unterschiedlichen Familienkonstellationen (Kinder, Berufstätigkeit der Mutter, Alleinerziehende). Diese neuen sozialen Situationen beeinflussen das Eltern-Kind-Verhältnis möglicherweise weit stärker als die Beziehungsform in der Adoleszenz.

Nicht nur die Kinder wachsen in neue Lebenskonstellationen, auch die Eltern erleben u. U. neue Übergänge. So kann sich beispielsweise ihre Partnerschaft durch Scheidung oder Tod auflösen und die körperliche Gesundheit kann sie mehr oder weniger autonom erscheinen lassen. Die Kinder bleiben durch diese Ereignisse im Leben ihrer Eltern in den wenigsten Fällen unbeeinflusst, so wie auch Veränderungen in ihrer eigenen Lebenssituation nicht spurlos an der älteren Generation vorbeigehen (Elder, 1985, 1995). Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern muss deshalb vor dem Hintergrund von Statuspassagen und wechselnden Bedürfnissen beider Generationen immer wieder neu ausgehandelt werden. Dies kann eine Chance darstellen, wenn sich die Lebenssituation und die Rollen der Familienmitglieder angleichen und dadurch das Verständnis füreinander wächst (Similarity-These von Bengtson & Black, 1973). Es können damit aber auch Belastungen und Spannungen einhergehen, wenn sich z.B. das subjektiv wahrgenommene Verhältnis von Geben und Nehmen in der Folge einer Krankheit in ein längerfristiges Ungleichgewicht bewegt (Zarit & Eggebeen, 2002), oder wenn sich die Generationen aufgrund unterschiedlicher Lebenserfahrungen in ihrem Weltverständnis voneinander entfernen (z.B. Aquilino, 1997).

Insgesamt dokumentiert die Forschungslage zu den wichtigsten Quellen von Diskontinuität im Erwachsenenalter allerdings widersprüchliche Befunde<sup>18</sup>. Vor allem zum Übergang in die Elternschaft liegen wenig übereinstimmende Ergebnisse vor (vgl. auch Kaufman & Uhlenberg, 1998, S. 927).

So konnten Rossi und Rossi (1990) in ihrer Studie im Zusammenhang mit einer *Elternschaft* z.B. eine Verbesserung in der Sohn-Vater-Beziehung feststellen. In der Studie von Buhl (2000) zeigte sich hingegen eine geringere Nähe zum Vater. Von einer Beeinträchtigung der Vaterbeziehung berichten auch Kaufman und Uhlenberg (1998), allerdings nur für die Töchter. Sie ermittelten in ihrer Untersuchung zudem eine Verbesserung der emotionalen Beziehung zwischen Söhnen und Müttern und eine Verschlechterung in der Tochter-Mutter-Beziehung. In einer Studie von Schwarz (2000) zeigte sich ausserdem eine geringere emotionale Beziehungsqualität zu den Eltern (insbesondere zum Vater) bei allein erziehenden Töchtern im Vergleich zu Frauen, die die Erziehungsverantwortung mit ihrem Ehepartner teilen.

Im Hinblick auf die Austauschbeziehung zwischen den Generationen wirkt sich eine Elternschaft der erwachsenen Kinder hingegen meist positiv aus. Sie führt häufig zu einer Intensivierung der Unterstützungsleistungen der Eltern (insb. der Mutter) an die jüngere Generation (Templeton & Bauereiss, 1994; Zarit & Eggebeen, 2002). Dies ist besonders

---

<sup>18</sup> Dies ist sicher zu einem gewissen Grad auf die sich unterscheidenden methodischen Zugänge und das zum Teil unterschiedliche Alter der erwachsenen Kinder in den zitierten Studien zurückzuführen.

dann der Fall, wenn die Wohnentfernung nicht zu gross ist und die Enkelkinder noch jünger sind (z.B. Marbach, 1994; Bucx, Van Wel, Knijn & Hagendoorn, 2008).

Mit einer *Heirat* der erwachsenen Kinder scheint sich nach der Untersuchung von Kaufman und Uhlenberg (1998) besonders die emotionale Beziehung zwischen Töchtern und ihren Eltern zu verbessern. Auf das Verhältnis zwischen Söhnen und Eltern scheint sie hingegen keine Auswirkungen zu haben. Eine Heirat ist jedoch wegen der damit verbundenen Verpflichtungen gegenüber dem Ehepartner und dem gemeinsamen Nachwuchs häufig mit einer Reduktion der Kontakthäufigkeit und einer Verringerung der Unterstützungsleistungen gegenüber den eigenen Eltern verbunden (Rossi & Rossi, 1990; Roberts et al., 1991; Bucx et al., 2008). In der Literatur finden sich allerdings widersprüchliche Befunde zur Frage, ob dies für Töchter und Söhne in gleichem Masse oder unterschiedlich stark zutrifft (Sarkisian & Gerstel, 2004, 2008).

Leben die erwachsenen Kinder in einer *unbefriedigenden Partnerbeziehung*, dann führt dies zudem nach der Studie von Kaufman und Uhlenberg (1998) in allen vier Eltern-Kind-Konstellationen zu einer Beeinträchtigung der Beziehungsqualität.

Das zuverlässigste Ergebnis liegt für die Auswirkungen einer *Scheidung der Eltern* vor. Sie hat sowohl kurzfristig im Jugendalter wie auch längerfristig bis ins Erwachsenenalter hinein negative Folgen für die Eltern-Kind-Beziehung. Findet die Scheidung im Jugendalter statt, dann ist davon vor allem die Beziehung zum Vater betroffen (Napp-Peters, 1991; Aquilino, 1994a; Booth & Amato, 1994; Amato & Booth, 1996; Amato & Sobolewski, 2001). Der Kontakt zu ihm bricht häufig ab und die Beziehung verschlechtert sich spürbar, da er es in der Regel ist, der den familiären Haushalt verlässt. Eine Scheidung nach der Adoleszenz der Kinder führt hingegen nicht vorwiegend zu einer Verschlechterung der Vater-Kind-Beziehung. Sie beeinträchtigt gemäss verschiedener Studien auch die emotionale Beziehung und die Qualität der Austauschbeziehungen zwischen den erwachsenen Kindern und ihrer Mutter. Auch in dieser Altersphase ist die Vater-Kind-Beziehung (insb. die Vater-Tochter-Dyade) aber am stärksten durch die Auflösung der elterlichen Verbindung in Mitleidenschaft gezogen (Aquilino, 1994b; Cooney, 1994; Amato, Rezac & Booth, 1995; Kaufman & Uhlenberg, 1998; Zarit & Eggebeen, 2002; Shapiro, 2003; Lin, 2008). Die Vaterbeziehung erweist sich also bei einer elterlichen Trennung als besonders gefährdet. Sie scheint zudem stark über die Mutter vermittelt zu sein. Darauf deuten auch Befunde von Aquilino (1994b) sowie von Silverstein, Parrott und Bengtson (1995) hin, die bei einer *Verwitwung* des Vaters eine Verringerung der emotionalen Beziehungsqualität zwischen den Generationen und (im Gegensatz zur Verwitwung der Mutter) keine Intensivierung der Unterstützungsleistungen von Seiten der Kinder feststellen konnten.



Eine weitere potenzielle Belastungsquelle in der intergenerationalen Beziehung stellt eine *gesundheitliche Beeinträchtigung* der Eltern dar. In der Altersforschung ist dieser Aspekt als wichtige Determinante von Unterstützungsbeziehungen zwischen den Generationen gut untersucht (zusammenfassend Zarit & Eggebeen, 2002). Mittlerweile liegen auch einige Befunde zu den Auswirkungen einer schlechten gesundheitlichen Verfassung der Eltern auf die Wahrnehmung der affektiven Beziehungsqualität durch ihre Nachkommen vor. Betroffen ist danach vor allem die Beziehung der Töchter zu ihren Eltern, da sie sich oft stärker an der Pflege ihrer kranken Eltern beteiligen als die Söhne (Rossi & Rossi, 1990). Je nach Gesundheitszustand der Eltern und Involviertheit der männlichen Nachkommen leidet aber u. U. auch die Sohn-Eltern-Beziehung darunter (Whitbeck, Simons & Conger, 1991; Kaufman & Uhlenberg, 1998).

### 3.4 Allgemeine Thesen

Für den empirischen Teil dieses Kapitels lassen sich vor dem Hintergrund der theoretischen Erläuterungen und Forschungsbefunde zwei allgemeine Thesen formulieren.

Die erste These zielt auf die *Kontinuität* intergenerationaler Beziehungen. Mit ihr werden die Langzeitwirkungen angesprochen, die mit der Gestaltung des Beziehungs-Autonomie-Verhältnisses in der Adoleszenz verbunden sind.

Die zu prüfende These lautet, dass sich eine *optimale Balance von Autonomie und Verbundenheit* im Jugendalter in einem optimalen Beziehungsverhältnis zwischen den Generationen im Erwachsenenalter fortsetzt. Dabei wird erwartet, dass sich die Beziehungserfahrungen in der Adoleszenz je nach Eltern-Kind-Konstellation in unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlicher Prägnanz auf die Beziehung im Erwachsenenalter auswirken.

Die Kontinuitätsthese muss sich allerdings einer mächtigen Gegenthese stellen. Sie gruppiert sich um die in der Soziologie fokussierten *Opportunitäten und Bedürfnisstrukturen* und betont deren Bedeutung für die Entwicklung von Generationenbeziehungen im Erwachsenenalter.

So kann schon die Ausgangslage für die Beziehungskonstellationen im Jugendalter nach der sozioökonomischen und kulturellen Lage der Familien variieren. Mehr Ressourcen sollten die Beziehungsqualität von vornherein unterschiedlich gestalten. Auch sich verändernde Familienstrukturen, die sich beispielsweise durch eine Scheidung der Eltern oder die Geburt eines Geschwisters ergeben, sind Determinanten, die die Beziehung zwischen Eltern und Kindern verändern können.

*Diskontinuität* ist aber vor allem im Erwachsenenalter zu erwarten. Als Quellen von Diskontinuität stehen insbesondere Statusübergänge und potenziell belastende Lebenssituationen beider Generationen im Vordergrund. Daneben dürfte auch die geografische Distanz zwischen den Wohnorten der Eltern und Kinder die Gestaltung der Beziehung beeinflussen. Innerhalb dieser Rahmenbedingungen muss sich die Stabilität von frühen Beziehungserfahrungen bewähren, wobei auch hier wieder dyadenspezifische Unterschiede vermutet werden.

### 3.5 Theoretisches Modell

Die Überprüfung der Thesen erfolgt auf der Basis eines theoretischen Modells, das sich stark an die Arbeiten von Alice und Peter Rossi (1990) sowie der Forschungsgruppe um Vern L. Bengtson anlehnt (z.B. Bengtson & Roberts, 1991; Roberts et al., 1991; Lawton, Silverstein & Bengtson, 1994; Silverstein et al., 1995).

Die zentralen zu erklärenden Variablen in diesem Modell bilden die *affektive* und die *assoziative Solidarität* sowie die *funktionale Solidarität* zwischen den Generationen im Erwachsenenalter. Das Modell versucht diese drei Dimensionen intergenerationaler Solidarität einerseits als Funktion der *Opportunitäts- und Bedürfnisstrukturen beider Generationen im Erwachsenenalter* und andererseits als Ergebnis *früher Beziehungserfahrungen in der Adoleszenz* zu erklären (Abbildung 2). Kausale Priorität wird den Erfahrungen von Nähe und Unterstützung, aber auch von Konflikten in der Adoleszenz beigemessen. Während mit der emotionalen Nähe und Zuwendung gleichsam die Wurzeln erfasst werden, auf die sich die Generationenbeziehungen im späteren Leben stützen, werden mit der Konflikthäufigkeit mögliche Belastungen eingefangen, die sich längerfristig negativ auf die Beziehungsgestaltung auswirken können. Gemäss den Modellannahmen üben beide Aspekte früher Beziehungserfahrungen einen direkten Einfluss auf die spätere affektive Beziehung zwischen den Generationen aus. Vermittelt über die Kontakthäufigkeit im Erwachsenenalter dürften sie aber auch die künftigen Austauschbeziehungen zwischen den Generationen beeinflussen (Rossi & Rossi, 1990; Whitbeck et al., 1994).

Die *Lebenssituation und Bedürfnisstrukturen der beiden Generationen* werden im Modell stellvertretend durch die Partnerschaftsbeziehung und eine Reihe von Statusübergängen gemessen:

Auf Seiten der *jüngeren Generation* sind es die Qualität der aktuellen Partnerbeziehung und die Statuspassagen, die in die Ehe und Elternschaft führen. Von den drei Einflussgrössen werden im Wissen um frühere Forschungsbefunde unterschiedliche Auswirkungen auf die emotionalen und instrumentellen Austauschbeziehungen zwischen den Generationen erwartet. Es wird zudem davon ausgegangen, dass ihr Einfluss dyadenspezifischen Unter-

schieden unterliegt (Kap. 3.3.2). Ein durchwegs positiver Zusammenhang dürfte einzig zwischen der Elternschaft der jüngeren Generation und den Hilfeleistungen von Seiten der Eltern bestehen.

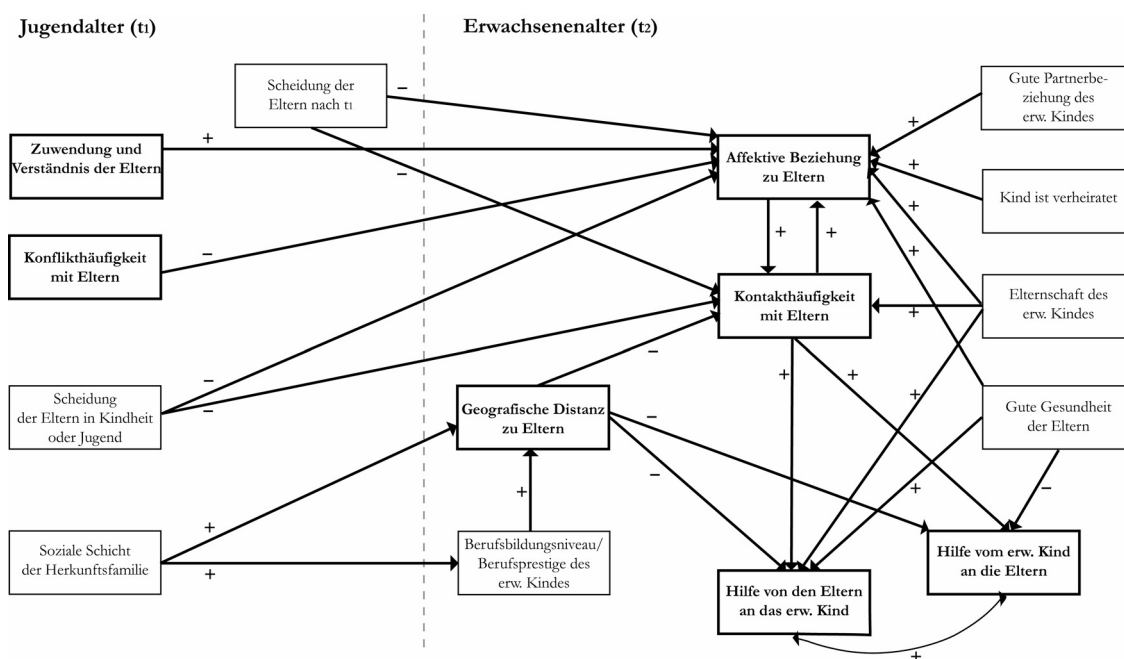


Abbildung 2: Theoretisches Modell zur Erklärung der Kontinuität und des Wandels in intergenerationalen Beziehungen vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter.

Die *Lebenssituation und Bedürfnisse der Eltern* werden demgegenüber durch deren Gesundheitszustand und Partnerschaftsstatus erfasst. Während sich eine gute Gesundheit der Eltern vorteilhaft auf die emotionale Beziehungsqualität und die Unterstützungsleistungen zwischen den Generationen auswirken sollte, werden von einer elterlichen Scheidung durchwegs negative Folgen erwartet. Eine elterliche Scheidung in der Jugend- oder im jungen Erwachsenenalter dürfte insbesondere die Beziehung zum Vater deutlich beeinträchtigen (Kap. 3.3.2).

Einen besonderen Stellenwert im Modell besitzt die Wohnentfernung zwischen den Generationen. Wenn Beziehungen intensiv sein sollen, braucht es die entsprechenden Gelegenheiten. Die geografische Distanz bildet in diesem Sinne ein wichtiges Element der *Opportunitätsstruktur* bzw. einen bedeutenden Aspekt der *strukturellen Solidarität* zwischen den Generationen. Sie sollte gemäss früheren Forschungsbefunden keinen direkten Einfluss auf die affektive Beziehung im Erwachsenenalter haben aber eine grosse Erklärungskraft bei der Vorhersage der Kontakthäufigkeit und von gegenseitigen Austauschbeziehungen zwi-

schen den Generationen ausüben (Rossi & Rossi, 1990; Bengtson & Roberts, 1991; Roberts et al., 1991; Lawton et al., 1994; Whitbeck et al., 1994; Schütze & Wagner, 1995; Schwarz, 2006).

Als Kontrollvariablen sind im Modell zusätzlich die soziale Schicht der Herkunftsfamilie und das Berufsbildungsniveau der erwachsenen Kinder enthalten.

Den strittigsten Punkt im Modell stellt die Anordnung der drei Solidaritätsdimensionen dar. Wenn hier die affektive Solidarität der assoziativen Solidarität vorgelagert ist, so geschieht dies in Anlehnung an einen Vorschlag von Rossi und Rossi (1990, S. 266f.). Die beiden Autoren sehen in der affektiven Solidarität jene Dimension der Generationenbeziehung, die am tiefsten in der Kindheit und Jugend verwurzelt ist und deshalb der assoziativen Solidarität übergeordnet zu modellieren ist. Diese Ansicht ist in der Forschung allerdings nicht unwidersprochen geblieben. So konnte die Forschungsgruppe um Bengtson zeigen, dass die beiden Dimensionen im Sinne der sozialen Austauschtheorie von Homans (1950) voneinander abhängig sind und die Stärke des wechselseitigen Einflusses zudem einem geschlechtsspezifischen Unterschied unterliegt (z.B. Lawton et al., 1994; Silverstein et al., 1995). Gemäss ihren Befunden hat die affektive Solidarität bei Frauen eine gegenüber der assoziativen Solidarität leicht übergeordnete Bedeutung und einen grösseren Einfluss auf die Austauschbeziehung zwischen den Generationen. Für die Männer ergab sich in ihren Studien hingegen ein gegensätzlicher Befund. Die Kontakthäufigkeit im Erwachsenenalter vermochte die affektive Beziehung deutlich stärker vorherzusagen (als umgekehrt) und zusammen mit dem Grad der normativen Verpflichtung gegenüber Familienangehörigen auch besser als die emotionale Beziehungsqualität die Hilfeleistungen der Söhne für ihre Eltern zu prädictieren. Um diesem Einwand Rechnung zu tragen, wird das theoretische Modell in dieser Arbeit als *nonrekursives Pfadmodell* (mit einer gegenseitigen Beeinflussung der beiden Dimensionen) spezifiziert.

In den Auswertungen wird die Perspektive der jüngeren Generation zum Tragen kommen. Unterschiede in der Beziehungswahrnehmung zwischen den Generationen können aufgrund fehlender Daten nicht untersucht werden<sup>19</sup>. Es sei in diesem Zusammenhang aber darauf verwiesen, dass sich die Wahrnehmung der Kinder oft etwas von jener der Eltern unterscheidet. So schätzen die Eltern die Beziehung häufig etwas vorteilhafter ein als die Kinder (vgl. Bengtson & Kuypers, 1971; Rossi & Rossi, 1990; Schneewind & Ruppert, 1995; Szydlik, 1995; Aquilino, 1999). Sie nehmen sie vor dem Hintergrund der ungleich grösseren Investitionen, die sie in sie getätigt haben, eher durch eine ‚rosarote Brille‘ wahr

---

<sup>19</sup> In der Life-Studie liegen nur für die Befragungen im Jugendalter, nicht jedoch für den Messzeitpunkt 2002 Informationen von Elternseite vor.

(Bengtson & Kuypers, 1971; Rossi & Rossi, 1990, S. 321; Giarrusso, Stallings & Bengtson, 1995). Die Unterschiede sind aber meist nicht so gross, dass von der Struktur her ganz andere Ergebnisse zu erwarten wären. Insbesondere was die Einschätzung der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter betrifft, zeigen sich mehr graduell als wirklich grundsätzlich verschiedene Bilder (Aquilino, 1999).

Eltern und Kinder bleiben danach trotz des beschriebenen Wandels im Erwachsenenalter und ungeachtet der zunehmenden Individuation der jüngeren Generation wichtige Bezugspersonen und bedeutende Quellen emotionaler und instrumenteller Unterstützung füreinander (Rossi & Rossi, 1990; Umberson, 1992; Vaskovics, Buba & Früchtel, 1992; Tubman & Lerner, 1994; Schneewind & Ruppert, 1995; Thornton et al., 1995; Vaskovics, 1997; Szydlík & Schupp, 1998; Buhl, 2000; Kohli et al., 2000; Langness, Leven & Hurrelmann, 2006). Eine Entsolidarisierung der Generationen, wie dies in vielen soziologischen Krisendiagnosen vor dem Hintergrund des sozialen und demografischen Wandels befürchtet wird, lässt sich in empirischen Studien für die grosse Mehrheit der Eltern-Kind-Beziehungen nicht feststellen. Dies trifft in besonderem Masse für die weiblichen Mitglieder im Familienverband zu. In ihrer Generationenlinie zeigt sich neben einer relativ grossen lebensgeschichtlichen Kontinuität auch regelmässig eine starke emotionale Verbundenheit und Unterstützungsbereitschaft (z.B. Rossi & Rossi, 1990; Fischer, 1991; Schütze, 1993; Templeton & Bauereiss, 1994; Schneewind & Ruppert, 1995; Kaufman & Uhlenberg, 1998; Parrott & Bengtson, 1999; Zarit & Eggebeen, 2002; Szydlík, 2005).

### **3.6 Methode**

#### **3.6.1 Vorgehen bei der Datenauswertung**

Die Datenauswertung erfolgt in drei Schritten:

In einem ersten Schritt wird mittels multipler Regressionsanalysen versucht, die *affektive Beziehungsqualität im Erwachsenenalter* zwischen Eltern und Kindern vorherzusagen (Kap. 3.7.2). Dies geschieht angesichts der in der Forschungsliteratur berichteten dyadenspezifischen Unterschiede jeweils parallel für die zwei Kind-Mutter- und die zwei Kind-Vater-Dyaden im Rahmen von Multigroup-Regressionsmodellen in AMOS (between-family-Ansatz vgl. Russell & Saebel, 1997).

Der zweite Auswertungsschritt dient der *Testung des theoretischen Modells* in Abbildung 2. Zur Modellprüfung werden, wie schon im ersten Schritt, Multigroup-Analysen durchgeführt, wobei nun aber im Vergleich zu den multiplen Regressionsanalysen ein reduziertes Set an Variablen als manifeste Variablen in die Berechnungen der Pfadmodelle einfliesst (Kap. 3.7.3).

Im letzten Schritt wird nochmals auf multiple Regressionsanalysen als Verfahren zurückgegriffen und in einem analogen Vorgehen wie im Rahmen des ersten Auswertungsschrittes ein spezifischer Aspekt der *intergenerationalen Ambivalenz* zwischen den Generationen untersucht (Kap. 3.7.4). Vorhergesagt werden soll die von Seiten der Eltern erlebte Autonomieeinschränkung und Einflussnahme im Erwachsenenalter.

### 3.6.2 Analysestichprobe

Die Analysen beruhen im Wesentlichen auf Daten des vierten (1982<sup>20</sup>) und des sechsten Messzeitpunkts (2002) der LIfE-Studie. Es stehen 1299 Fälle zur Verfügung, von denen zu beiden Messzeitpunkten Angaben zu ihrer Beziehung zu den Eltern oder Stiefeltern vorliegen. Nicht in die Analysen einbezogen werden Personen, die im Jugendalter im Heim oder bei Pflegeeltern aufgewachsen sind. Die Probanden waren 1982 im Durchschnitt 15.6 Jahre alt (sd=0.6). Das Durchschnittsalter bei der letzten Erhebung betrug 35.5 Jahre.

### 3.6.3 Messinstrumente

#### 3.6.3.1 Abhängige bzw. endogene Modellvariablen

Als abhängige Variablen dienen drei in der Untersuchung 2002 gemessene Dimensionen intergenerationaler Solidarität (Rossi & Rossi, 1990; Bengtson & Roberts, 1991; Szydlik, 2000) sowie ein Aspekt intergenerationaler Ambivalenz.

*Affektive Solidarität.* Sie wurde in der LIfE-Studie getrennt für die Beziehung zur Mutter und zum Vater anhand von fünf Fragen erfasst, die dem Network of Relationships Inventory von Furman und Buhrmester (1985) und der Untersuchung zur Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung von Schneewind und Ruppert (1995) entnommen wurden. In den Fragen werden die vom erwachsenen Kind wahrgenommene emotionale Nähe und Verbundenheit mit dem jeweiligen Elternteil und die in der Beziehung erlebte Wertschätzung angesprochen. Die Items haben folgenden Wortlaut: a) ‚Meine Mutter ist für mich wie eine gute Freundin.‘ b) ‚Meine Mutter mag mich, so wie ich bin.‘ c) ‚Ich kann meiner Mutter alles erzählen, was mich beschäftigt.‘ c) ‚Meine Mutter findet gut, was ich mache.‘ e) ‚Ich genieße das Zusammensein mit meiner Mutter.‘ Die Beantwortung erfolgte auf einer vierstufigen Antwortskala mit den Endpunkten ‚trifft genau zu‘ und ‚trifft gar nicht zu‘. Die interne Konsistenz der psychometrischen Skalen beträgt  $\alpha=.85$  für die Beziehung zur Mutter und  $\alpha=.87$  für die Beziehung zum Vater.

---

<sup>20</sup> Bei fehlenden Informationen werden die Angaben aus einer der beiden zeitlich angrenzenden Befragungen herangezogen (1981 oder 1983).

*Assoziative Solidarität.* Sie wurde anhand von zwei Einzelfragen zur Kontakthäufigkeit des erwachsenen Kindes mit der Mutter und dem Vater gemessen. Die Kontaktfrequenz war dabei nicht auf Besuche eingeschränkt, sondern umfasste auch telefonische und schriftliche Kontakte (vgl. auch den deutschen Alters-Survey: Kohli & Künemund, 2000; Szydlík, 2000). Die Antwortvorgaben lauteten: ‚täglich‘, ‚mehrmals in der Woche‘, ‚einmal in der Woche‘, ‚einmal bis dreimal im Monat‘, ‚mehrmals im Jahr‘, ‚seltener‘, ‚kein Kontakt‘.

Als Indikatoren für die *funktionale Solidarität* zwischen den Generationen werden zwei Fragen zur Hilfe bei alltäglichen Arbeiten (z.B. Arbeiten im Haushalt, Besorgungen machen, Kinderbetreuung) verwendet. Während mit der einen Frage die Unterstützung durch die Eltern angesprochen wird, thematisiert die andere die Hilfeleistungen des erwachsenen Kindes an seine Eltern. In beiden Fragen wird nicht nach Mutter und Vater unterschieden. Das Antwortformat ist fünfstufig und reicht von ‚täglich‘ bis ‚nie‘.

Die durch das erwachsene Kind wahrgenommene *Ambivalenz in der Beziehung zu seinen Eltern* wird durch drei Fragen gemessen. Sie erfassen zwiespältige Gefühle und Einstellungen, die bei den erwachsenen Kindern durch altersunangemessene Einschränkungen und Einflussnahmen von Seiten der Eltern entstehen können. Die Fragen haben folgenden Wortlaut: a) ‚Meine Mutter hat immer noch nicht wirklich eingesehen, dass ich erwachsen geworden bin.‘ b) ‚Meine Mutter mischt sich zu oft in meine Angelegenheiten ein.‘ c) ‚Meine Mutter ist unzufrieden, wenn ich nicht immer alles, was ich tue und denke, mit ihr bespreche.‘ Sie haben vierstufige Antwortvorgaben (‚trifft genau zu‘ bis ‚trifft gar nicht zu‘). Die Skala für die Mutter weist eine interne Konsistenz von  $\alpha=.74$  auf, jene für den Vater von  $\alpha=.70$ .

Dass mit diesem abhängigen Konstrukt tatsächlich ambivalente bzw. negative Gefühle und Einstellungen erfasst wurden, untermauern u.a. die negativen Zusammenhänge mit Angaben zur Beziehungsqualität. Die Skala korreliert statistisch signifikant mit den entsprechenden Skalen zur affektiven Solidarität mit der Mutter ( $r=-.38$ ,  $p=.000$ ,  $n=1225$ ) bzw. mit dem Vater ( $r=-.27$ ,  $p=.000$ ,  $n=1076$ ) sowie mit der Zufriedenheit in der Beziehung zur Mutter ( $r=-.32$ ,  $p=.000$ ,  $n=1208$ ) und zum Vater ( $r=-.21$ ,  $p=.000$ ,  $n=1047$ ).

### 3.6.3.2 Unabhängige Variablen

Die Darstellung der unabhängigen Variablen orientiert sich grundsätzlich am Aufbau der beiden Regressionsmodelle, die den ersten und dritten Auswertungsschritt bilden (Kap. 3.6.1). Im Rahmen des zweiten Auswertungsschritts wird eine reduzierte Anzahl an Variablen Verwendung finden. Es handelt sich aber um mehr oder weniger die gleichen Variablen wie in den Regressionsmodellen. Abweichungen in der Operationalisierung werden an entsprechender Stelle erwähnt.

Die unabhängigen Variablen stammen sowohl aus der Jugendstudie (1982) als auch aus der Befragung im Erwachsenenalter. Während mit den Angaben aus dem Jugendalter die Frage der *Kontinuität* in der Eltern-Kind-Beziehung beantwortet werden soll, dienen die Informationen der letzten Erhebung vornehmlich der Ermittlung von *Diskontinuitäten* in den Beziehungen zwischen den Generationen.

### Unabhängige Variablen aus dem Jugendalter ( $t_1$ )

Aus der Jugendstudie sind drei Indikatoren zur *strukturellen und ökonomischen Situation der Herkunftsfamilie* (1)<sup>21</sup> und drei Variablen zur *Beziehungsqualität* zwischen Eltern und jugendlichen Kindern (2) in die Berechnungen eingeflossen.

(1) Die *soziale Schicht der Herkunftsfamilie* ist über den Beruf des Vaters erfasst und in Anlehnung an die Berufsprestigeskala von Kleinig und Moore (1968) fünfstufig kodiert.

Die *Familiengröße* und die *Zusammensetzung der Familie* lassen sich aus Fragen zur Geschwisterzahl, zum familiären Betreuungsverhältnis sowie zum Zeitpunkt der Scheidung bzw. der Trennung der Eltern ermitteln. Im Rahmen dieser Studie sind die langfristigen Auswirkungen des Aufwachsens in einer *Scheidungsfamilie* von besonderem Interesse.

(2) Die *Qualität der Eltern-Kind-Beziehung* ist in der Jugendstudie sowohl auf der Beziehungsebene als auch auf der Handlungsebene umfassend erhoben worden (Fend, 1998). Es wurde in der Jugendstudie allerdings nicht nach der Beziehung zur Mutter und zum Vater unterschieden, sondern allgemein nach dem Verhältnis der Heranwachsenden zu ihren Eltern gefragt. Die Jugendlichen konnten aber am Schluss des Frageblocks mitteilen, ob ihre Aussagen nur für die Mutter, nur für den Vater oder für beide Elternteile gleichermassen Gültigkeit haben. Dieser Umstand ermöglicht es, in den folgenden dyadenspezifischen Analysen zur Eltern-Kind-Beziehung Korrekturen vorzunehmen (d.h. Werte auszuschliessen), wenn ein Elternteil nicht mitgemeint ist.

Die Instrumente der Jugendstudie sind im Hinblick auf die hier relevanten theoretischen Konstrukte Zuwendung/Verständnis, Autonomie und Konflikt neu konzipiert worden:

Zur Messung der wahrgenommenen *Zuwendung und Unterstützung* durch die Eltern sowie ihres *Verständnisses* für die Probleme der Jugendlichen werden vier Fragen benutzt (z.B. 'Ich habe das Gefühl, dass ich mit meinen Eltern über alles reden kann.'). Die Antwortvorgaben

---

<sup>21</sup> Die hier eingeführte Nummerierung der Blöcke mit unabhängigen Variablen wird in den Ergebnistabellen zu den Regressionsanalysen übernommen.



sind fünfstufig mit den Polen ‚stimmt völlig‘ bis ‚stimmt gar nicht‘ und einer mittleren Kategorie ‚teils, teils‘. Die interne Konsistenz der Skala beträgt  $\alpha=.82$ .

Zur Erfassung der *Autonomieeinschränkung und Überbehütung* durch die Eltern werden ebenfalls vier Fragen aus der Jugendstudie genutzt (z.B. ‚Meine Eltern mischen sich zu oft in meine Angelegenheiten ein.‘). Die Fragen sind zweistufig und durch die Antwortkategorien ‚stimmt‘ bzw. ‚stimmt nicht‘ zu beantworten. Die interne Konsistenz des gebildeten Summenscores beträgt  $\alpha=.61$ .

Die *Konflikthäufigkeit* zwischen Eltern und Jugendlichen ist durch eine einzelne Frage (‚Zwischen meinen Eltern und mir kommt es häufig zu Reibereien.‘) mit identischen Antwortvorgaben wie bei der Skala Zuwendung operationalisiert.

### **Unabhängige Variablen aus dem Erwachsenenalter ( $t_2$ )**

Die unabhängigen Variablen aus dem Erwachsenenalter sind in drei Blöcken gruppiert. In den ersten beiden Blöcken sind Angaben zu den *Lebensumständen der erwachsenen Kinder* (3) *resp. ihrer Eltern* (4) zusammengefasst. Die in ihnen enthaltenen Indikatoren verweisen mehr oder weniger explizit auf wichtige Statuspassagen im Leben der beiden Generationen, latent oder manifest vorhandene Bedürfnisstrukturen und potenzielle Belastungsquellen für die intergenerationale Beziehung. Der dritte Block umfasst *situative Merkmale bzw. Opportunitätsstrukturen* (5), die soziale Interaktionen zwischen den Familiengenerationen fördern oder behindern können.

(3) Als wichtige *Merkmale der Lebenssituation des erwachsenen Kindes* werden dessen berufliches Bildungsniveau und die partnerschaftlichen sowie familiären Lebensverhältnisse in die Analysen aufgenommen.

Das *Berufsbildungsniveau* ist für den aktuellen Beruf bzw. für die letzte hauptberufliche Tätigkeit erhoben und in eine von Wegener (1988) entwickelte *Prestigeskala* umgerechnet worden. Die Prestigeskala basiert auf der dreistelligen ISCO Klassifikation von 1968. Darin wird Ärzten der höchste Prestigewert von 186.8 zugeschrieben, während Handlanger oder ungelernte Arbeiterinnen und Arbeiter mit 20.0 Punkten den niedrigsten Wert erhalten. Die Wegener-Skala eignet sich besonders für Untersuchungen mit deutschen Stichproben.

Zur Einschätzung der Partnerbeziehungen der erwachsenen Kinder werden einerseits Fragen zur *partnerschaftlichen Lebensform* und andererseits zur *Qualität der Partnerbeziehung* genutzt:

Es werden grundsätzlich zwei Formen der Partnerschaft (verheiratet und mit Partner zusammen lebend vs. unverheiratet) und drei Gruppen mit unterschiedlicher Beziehungsqualität (keine Partnerbeziehung, schlechte Beziehung, gute Partnerbeziehung) unterschieden<sup>22</sup>.

Die kategoriale Variable zur partnerschaftlichen Beziehungsqualität beruht ursprünglich auf einer psychometrischen Skala mit neun Items zu den Themen Wertschätzung, Intimität und Konflikthäufigkeit (z.B. ‚In unserer Ehe bzw. Partnerschaft ... kann ich meinem Partner alles erzählen, was mich beschäftigt.‘). Die Skala ist in Anlehnung an die bereits erwähnten Instrumente von Furman und Buhrmester (1985) sowie Schneewind und Ruppert (1995) konstruiert (interne Konsistenz  $\alpha=.88$ ; Antwortformat sechsstufig von ‚immer‘ bis ‚nie‘). Für die Analysen in diesem Kapitel wurde sie am Median gesplittet.

Die familiäre Lebenssituation der Probanden wird ferner anhand von Fragen zur *Elternschaft* (Kinder ja oder nein) und zur *Zusammensetzung der Familie* indiziert (allein erziehend bzw. getrennt von Familie lebend vs. vollständige Familie). Im Zusammenhang mit der Elternschaft findet auch der *Grad der Erwerbstätigkeit* der Probanden Berücksichtigung. Es soll dadurch insbesondere für Frauen der Einfluss der Mutterschaft auf die Beziehung zu den eigenen Eltern bei unterschiedlich intensiver Erwerbstätigkeit untersucht werden. Zu diesem Zweck wird der berufliche Beschäftigungsgrad in Stunden pro Woche getrennt für beide Geschlechter am Median geteilt und mit dem Status der Elternschaft in Beziehung gesetzt (Dummy-Variablen).

(4) Um die Auswirkungen der *Lebensumstände der Eltern* auf die Beziehung zu ihren erwachsenen Kindern abschätzen zu können, werden Informationen zu Veränderungen im Paargefüge der Eltern und zum gesundheitlichen Wohlbefinden der beiden Elternteile in die Berechnungen einbezogen. Potenziell belastende *Veränderungen im Paargefüge der Eltern* werden über die Tatsache einer *Scheidung* oder *Trennung* resp. den *Tod* eines Elternteils erfasst. Die Ereignisse finden nur dann Berücksichtigung, wenn sie zeitlich zwischen dem Ende der Jugendstudie und der Erhebung im Erwachsenenalter liegen. Zur Messung der *Gesundheit der Eltern* kommen zwei allgemein formulierte Fragen (‚Wie geht es Ihrer Mutter bzw. Ihrem Vater zurzeit gesundheitlich?‘) mit jeweils fünfstufiger Antwortskala zur Anwendung (‚sehr gut‘ bis ‚sehr schlecht‘).

---

<sup>22</sup> In die Regressionsanalysen fließt die Variable zur Qualität der Partnerbeziehung als dreistufige Variable ein. Im Rahmen der Pfadmodelle werden hingegen nur zwei Gruppen unterschieden, wobei Personen mit schlechter bis mittelmässiger Beziehungsqualität und ohne Partnerbeziehung zu einer Gruppe zusammengefasst sind.

(5) Als eines der wichtigsten *situativen Merkmale* intergenerationaler Beziehungen im Erwachsenenalter wird die *geografische Entfernung* zwischen den Wohnorten der Eltern und ihrer erwachsenen Kinder in die Auswertungen aufgenommen. Die Angaben dazu liegen getrennt für Mutter und Vater in Kilometern vor (für die Analysen logarithmiert).

Da anzunehmen ist, dass situative Merkmale bzw. Gelegenheitsstrukturen im Falle einer Unterstützungsbedürftigkeit eines Interaktionspartners an Relevanz für die Beziehungsgestaltung gewinnen, wird die geografische Distanz zwischen den Generationen auch mit der Elternschaft der jüngeren und dem Gesundheitszustand der älteren Generation in Verbindung gebracht. Die entsprechenden Interaktionen sind als Dummy-Variablen kodiert.

Im Rahmen dieser Studie wird dann von einer *geringen geografischen Distanz* des erwachsenen Kindes *zu einem kranken Elternteil* ausgegangen, wenn die Wohnorte der Generationen nicht mehr als fünf Kilometer voneinander entfernt liegen (gleicher Ort bzw. gleiche Gegend) und der betreffende Elternteil bei sehr schlechter, schlechter oder nur mittelmässiger Gesundheit ist. Die gleiche Definition für die räumliche Erreichbarkeit liegt auch der Variable zugrunde, die Informationen zur *geografischen Nähe der Grosseltern* zu ihren Enkelkindern enthält.

Aus Tabelle 4 geht die univariate Verteilung der unabhängigen Variablen für Töchter und Söhne hervor. Es zeigen sich einige statistisch signifikante Unterschiede: So gehören die Sohn-Eltern-Beziehungen etwas häufiger höheren sozialen Schichten an als die Tochter-Eltern-Beziehungen. Im Alter von 35 Jahren weisen die Männer zudem im Durchschnitt ein höheres Berufsbildungsniveau als die Frauen auf. Unterschiede ergeben sich auch in der Scheidungsrate der Eltern beim ersten Messzeitpunkt. Sie liegt für die Tochter-Eltern-Konstellation bei 8% und für die Sohn-Eltern-Konstellation bei 12%. Im Erwachsenenalter unterscheiden sich die Frauen und Männer der Stichprobe ausserdem deutlich in ihren familiären Lebensentwürfen. Während eine klare Mehrheit der Frauen mit 35 Jahren Kinder hat (69%) und verheiratet ist (60%), leben bei den Männern nur etwas mehr als die Hälfte in einer Ehe mit Kindern (Ehe: 55%; Elternschaft: 57%). Eine Elternschaft scheint bei Frauen und Männern zudem einen unterschiedlichen Einfluss auf die geografische Entfernung zu den eigenen Eltern zu haben. 34% der Frauen wohnen in der Nähe ihrer Mütter, wenn sie Kinder haben. Bei den Männern sind es mit 28% deutlich weniger.

Tabelle 4: Mittelwerte und Standardabweichungen der unabhängigen Variablen für Töchter und Söhne.

	Töchter (n=655)		Söhne (n=644)	
	m	sd	m	sd
<b>Jugendalter (15 Jahre, t<sub>1</sub>)</b>				
<b>1. Strukturelle u. ökon. Merkmale Herkunftsfamilie</b>				
Soziale Schicht der Herkunftsfamilie	2.79	0.94	2.96	0.92
Grösse der Familie (Anzahl Kinder)	2.52	1.08	2.42	1.09
Scheidung der Eltern vor t <sub>1</sub>	0.08		0.12	
<b>2. Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter</b>				
Zuwendung und Verständnis der Eltern	13.78	3.63	13.95	3.03
Autonomieeinschränkung und Überbehütung durch Eltern	5.23	1.28	5.35	1.17
Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Kind	2.80	1.12	2.75	1.01
<b>Erwachsenenalter (35 Jahre, t<sub>2</sub>)</b>				
<b>3. Biograf. Übergänge/Lebenssituation des Kindes</b>				
Gewerbliche, landwirtschaftliche o. kaufmännische Lehre <sup>a</sup>	0.62		0.48	
Berufsfachschule, Meister, Techniker	0.20		0.24	
Fachhochschul- oder Hochschulabschluss	0.18		0.28	
Berufsprestige Wegener (1988)	69.99	24.63	76.05	34.17
Keine Partnerbeziehung mit 35 (Single)	0.10		0.15	
Schlechte Partnerbeziehung (Konflikte, Geringschätzung)	0.14		0.12	
Gute Partnerbeziehung (wenig Konflikte, Intimität, Nähe)	0.76		0.73	
Verheiratet, zusammen lebend	0.60		0.55	
Keine Kinder	0.31		0.43	
Elternschaft bei geringer o. moderater Erwerbstätigkeit <sup>b</sup>	0.32		0.27	
Elternschaft bei hoher Erwerbstätigkeit <sup>c</sup>	0.37		0.30	
Allein erziehend bzw. getrennt von Kindern lebend	0.08		0.07	
<b>4. Lebenssituation der Eltern</b>				
Eltern geschieden oder getrennt nach t <sub>1</sub>	0.06		0.05	
Ein Elternteil verwitwet und allein stehend nach t <sub>1</sub>	0.19		0.21	
Gesundheit Mutter	3.63	0.80	3.64	0.75
Gesundheit Vater	3.64	0.85	3.68	0.77
<b>5. Situative Merkmale bzw. Opportunitätsstrukturen</b>				
Grossmutter wohnt in der Nähe der Enkelkinder	0.34		0.28	
Grossvater wohnt in der Nähe der Enkelkinder	0.32		0.26	
Geografische Nähe zu kranker Mutter	0.19		0.18	
Geografische Nähe zu krankem Vater	0.15		0.17	

Anmerkungen:

Bei kategorialen Variablen entsprechen die Mittelwerte den Anteilswerten der entsprechenden Kategorie. Standardabweichungen werden nur für kontinuierliche Variablen ausgewiesen.

<sup>a</sup> In dieser Kategorie ist auch ein kleiner Teil an Versuchspersonen enthalten, die keine Berufsausbildung abgeschlossen haben (4.5%).

<sup>b</sup> Erwerbstätigkeit von erw. Tochter 0-10 Std./Woche; von erw. Sohn 0-44 Std./Woche

<sup>c</sup> Erwerbstätigkeit von erw. Tochter > 10 Std./Woche; von erw. Sohn > 44 Std./Woche

Geringe, zwischen den Geschlechtern nicht statistisch signifikant unterschiedliche Besetzungszahlen finden sich im Ausmass, in dem die Töchter allein erziehend sind bzw. die Söhne getrennt von ihren Familien leben (8% vs. 7%). Auch die Scheidungshäufigkeit der Eltern in späteren Jahren (nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit der Kinder) unterscheidet sich bei Töchtern und Söhnen nicht. Ca. 6% resp. 5% der Eltern haben sich nach dem Jugendalter ihrer Kinder scheiden lassen.

### 3.6.3.3 Zusätzliche Variablen zur Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung

Zur Beschreibung der Eltern-Kind-Beziehung im Jugend- und Erwachsenenalter (Kap. 3.7.1) werden zusätzlich zu den vorgestellten unabhängigen Variablen drei weitere Indikatoren herangezogen.

Das *Wohlbefinden im elterlichen Haushalt* im Jugendalter wird über eine einzelne Frage mit fünf Antwortausprägungen erfasst (‘sehr wohl’ bis ‘gar nicht wohl’).

Zur Messung der *Zufriedenheit mit der Beziehung zur Mutter bzw. zum Vater* im Erwachsenenalter kommen zwei Items mit siebenstufiger Antwortmöglichkeit zum Einsatz (‘äusserst unzufrieden’ bis ‘äusserst zufrieden’).

Eine Frage forscht schliesslich nach den beiden *wichtigsten Ansprechpersonen bei Schwierigkeiten und Problemen* im Erwachsenenalter. Neben anderen Bezugspersonen können im Rahmen dieser Frage auch Mutter und Vater gewählt werden.

## 3.7 Ergebnisse

### 3.7.1 Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter

Die Auswertung der LifE-Daten bestätigt das grundsätzlich positive Bild, das in der Forschungsliteratur von der Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter gezeichnet wird (Kap. 3.5): Die Beziehung der erwachsenen Kinder zu ihren Eltern ist im Durchschnitt gut und die Zufriedenheit mit der Beziehung allgemein hoch. Mehr als 80% der Probanden geniessen nach eigenen Aussagen das Zusammensein mit der Mutter und sind zufrieden mit der Beziehung zu ihr<sup>23</sup>. Beim Vater sind es ebenfalls über 75% der Probanden, die ihre Beziehung zu ihm in einer vergleichbar positiven Weise schildern.

---

<sup>23</sup> Antwortkategorien ‘trifft genau zu’ und ‘trifft eher zu’ bzw. Ausprägungen 5, 6 und 7 auf siebenstufiger Zufriedenheitsskala.

Die Generationen leben geografisch meist nahe beieinander und pflegen auch regen Kontakt untereinander. Rund 45% der erwachsenen Kinder wohnen in der gleichen Gegend wie ihre Eltern (bis 5 km); ca. 20% teilen sogar den Haushalt mit ihnen bzw. leben im selben Haus oder in unmittelbarer Nachbarschaft. Hilfeleistungen fließen zwar etwas häufiger von der älteren zur jüngeren Generation, aber auch die jüngere Generation leistet in vielen Fällen Unterstützung an die Eltern. 21.3% der Probanden erhalten nach eigenen Aussagen mehrmals pro Woche oder täglich Hilfe von ihren Eltern (alltägliche instrumentelle Hilfe). 15.5% unterstützen umgekehrt ihre Eltern in vergleichbarem Umfang. Über 80% der erwachsenen Kinder haben zudem mindestens einmal in der Woche Kontakt mit der Mutter. Nur 2.3% pflegen nur noch selten oder gar keinen Kontakt mehr zu ihr. Zum Vater unterhalten mehr als 70% der Kinder mindestens einmal in der Woche Kontakt. Kontaktabbrüche oder sehr seltene Kontakte sind in der Beziehung zu ihm mit 6.8% allerdings etwas häufiger zu finden.<sup>24</sup>

Obwohl die erwachsenen Kinder im Allgemeinen ihr Verhältnis zu beiden Eltern als gut bezeichnen, bestehen doch deutliche Unterschiede in der Beziehungsqualität zur Mutter und zum Vater. Die Mutterbeziehung wird durch die Kinder im Durchschnitt als enger bezeichnet. Dies trifft sowohl für die Töchter als auch für die Söhne zu. Mit der Mutter wird mehr Kontakt gepflegt ( $t=10.538$ ,  $df=1023$ ,  $p=.000$ ), die emotionale Verbundenheit zu ihr ist grösser ( $t=8.127$ ,  $df=1014$ ,  $p=.000$ ) und die Zufriedenheit mit der Beziehung zu ihr wird höher eingeschätzt ( $t=5.822$ ,  $df=994$ ,  $p=.000$ ). Die grössere Nähe zur Mutter wird auch dadurch deutlich, dass sie bei persönlichen Problemen der erwachsenen Kinder weit- aus häufiger als der Vater als wichtige Ansprechperson gewählt wird (26.7% vs. 7.0%)<sup>25</sup>. Gleichzeitig mischt sich die Mutter in den Augen der jüngeren Generation aber auch häufiger als der Vater in die Angelegenheiten der Kinder ein und versucht, auf sie Einfluss auszuüben ( $t=9.181$ ,  $df=1013$ ,  $p=.000$ ). Das Verhalten des Vaters scheint demgegenüber durch geringere Kontrollansprüche, aber auch durch ein geringeres emotionales Engagement gekennzeichnet. Kontrollansprüche und ungebührliche Einflussnahmen durch die Eltern werden durch die erwachsenen Kinder insgesamt allerdings relativ selten genannt.

Eine besondere Rolle im Gefüge der Familienbeziehungen spielt wie erwartet die Tochter-Mutter-Dyade (Kap. 3.5). Sie hebt sich von den anderen drei Beziehungskonstellationen durch eine grössere Verbundenheit und durch intensivere Austauschbeziehungen ab. Wie Tabelle 5 zeigt, sind Töchter zufriedener mit ihrer Beziehung zur Mutter als Söhne und

---

<sup>24</sup> Die Zahlen zur Kontakthäufigkeit und zur geografischen Entfernung sind weitgehend vergleichbar mit den im deutschen Alters-Survey errechneten Angaben für die Beziehung der 40- bis 54- bzw. 40- bis 85-Jährigen zu ihren Eltern (Kohli et al., 2000; Szydlik, 2002).

<sup>25</sup> Am häufigsten werden die Lebens- und Ehepartner/-innen als wichtigste Ansprechpersonen bei persönlichen Problemen genannt (in über 70% der Fälle).

schätzen die Beziehung tendenziell auch als besser ein. Sie haben zudem mehr Kontakt mit ihren Müttern ( $\chi^2=48.853$ ,  $df=6$ ,  $n=1233$ ,  $p=.000$ ) und suchen bei persönlichen Problemen auch häufiger als Söhne Hilfe und Rat bei ihnen (29.8% vs. 23.7%;  $\chi^2=5.393$ ,  $df=1$ ,  $n=1134$ ,  $p=.020$ ). Der Austausch von Unterstützungsleistungen (emotionale und alltägliche instrumentelle Hilfen) zwischen den Generationen läuft zudem viel stärker über sie als über die Söhne. Töchter leisten mehr Hilfe bei persönlichen Problemen ( $\chi^2=70.702$ ,  $df=4$ ,  $n=1265$ ,  $p=.000$ ) und erhalten auch mehr emotionale Unterstützung ( $\chi^2=54.810$ ,  $df=4$ ,  $n=1261$ ,  $p=.000$ ) und Hilfe bei alltäglichen Arbeiten ( $\chi^2=21.481$ ,  $df=4$ ,  $n=1275$ ,  $p=.000$ ) von ihren Eltern als Söhne. Sie bilden damit zusammen mit ihren Müttern, die auf der anderen Seite der Generationenbeziehung ebenfalls am meisten in die Aufrechterhaltung der Austauschbeziehungen und in die emotionalen Bande investieren (z.B. Zarit & Eggebeen, 2002), die *zentrale Achse im Generationenverband*.

Die Beziehung zum Vater wird von den Töchtern und Söhnen bezüglich der emotionalen Nähe (Tabelle 5) und der Kontakthäufigkeit ( $\chi^2=5.230$ ,  $df=6$ ,  $n=1089$ ,  $p=.515$ ) nicht unterschiedlich erlebt. Töchter bezeichnen sich jedoch der Tendenz nach als etwas zufriedener mit der Beziehung zu ihren Vätern als Söhne (Tabelle 5). Einen weiteren kleinen Hinweis auf dyadenspezifische Unterschiede in der Vater-Kind-Beziehung erhalten wir durch die Tatsache, dass Väter, wenn sie überhaupt von ihren Kindern als bevorzugte Ansprechperson bei persönlichen Schwierigkeiten gewählt werden, vor allem von ihren Söhnen in dieser Funktion geschätzt werden (Söhne 10.2%; Töchter 3.8%;  $\chi^2=16.011$ ,  $df=1$ ,  $n=1009$ ,  $p=.000$ ). Die unterschiedliche Häufigkeit in der Wahl des Vaters als wichtiger Ansprechperson dürfte jedoch nicht durch emotionale Beziehungsaspekte oder durch eine grössere Zufriedenheit mit der Beziehung (hierin präsentieren sich die Tochter-Vater-Beziehungen im Durchschnitt ja sogar leicht vorteilhafter als die Sohn-Vater-Beziehungen), sondern vor allem durch die gemeinsam geteilte männliche Erfahrungswelt erklärbar sein.

Tabelle 5: Unterschiede in der Beziehung erwachsener Frauen und Männer zu ihren Eltern. T-Test für unabhängige Stichproben.

	Töchter		Söhne		sig.
	m	sd	m	sd	
Affektive Beziehung zur Mutter	15.25	3.34	14.90	3.04	<b>.059</b>
Zufriedenheit mit der Beziehung zur Mutter	5.60	1.40	5.41	1.31	<b>.015</b>
Affektive Beziehung zum Vater	14.55	3.54	14.21	3.43	.109
Zufriedenheit mit der Beziehung zum Vater	5.34	1.50	5.18	1.50	<b>.067</b>

Die Fallzahlen variieren zwischen 520 (Zufriedenheit der Söhne mit der Beziehung zum Vater) und 625 (affektive Beziehung der Töchter zur Mutter).

### 3.7.2 Kontinuität und Wandel in der affektiven Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter

#### 3.7.2.1 Kontinuität affektiver Beziehungen

Die Ergebnisse zur Prädiktion der affektiven Beziehung sind in Tabelle 6 auf der übernächsten Seite dargestellt. Sie werden den theoretischen Konzepten gemäss zuerst nach Kontinuitätsaspekten in Bezug auf die Fortdauer der emotionalen Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter und anschliessend nach Indikatoren der Übergänge ins Erwachsenenalter, die Diskontinuität indizieren, geschildert.

Bei den Kennwerten in der Tabelle handelt es sich um standardisierte Regressionskoeffizienten. Sie wurden für Töchter und Söhne für jede der beiden Elternbeziehungen parallel geschätzt (between-family-Ansatz: siehe Russell & Saebel, 1997). Durch dieses Vorgehen lassen sich Geschlechtsunterschiede statistisch absichern (Multigroup-Verfahren in AMOS)<sup>26</sup>.

Der Anteil fehlender Werte in den abhängigen und unabhängigen Variablen bewegt sich zwischen 0 und 10%. Im Durchschnitt fehlen 6.4% der Angaben. Missings wurden mit der in AMOS implementierten Full Information Maximum Likelihood Methode (FIML) geschätzt (Wothke, 1999; Acock, 2005).

Die Kontinuität der emotionalen Beziehung zwischen Eltern und Kindern muss im Kontext der strukturellen und ökonomischen Merkmale der Herkunftsfamilie gesehen werden. Deshalb stehen die Prädiktoren soziale Schicht, Familiengrösse und Scheidung der Eltern am Anfang. Die dyadenspezifischen Regressionskoeffizienten lassen als erstes einen Sachverhalt ins Auge fallen, der in der Forschungsliteratur gut dokumentiert ist (Kap. 3.3.2): Die *Scheidung bzw. Trennung* der Eltern im oder vor dem Jugendalter wirkt sich bis ins Erwachsenenalter hinein negativ auf die Beziehung mit dem Vater aus, und zwar sowohl bei der Tochter als auch beim Sohn. Die emotionale Beziehungsqualität zur Mutter wird durch eine elterliche Scheidung jedoch nicht tangiert.

Auffallend ist ferner, dass eine höhere *soziale Schicht des Elternhauses* die Beziehungen von Söhnen – nicht aber jene von Töchtern – zur Mutter verbessert. Das Umgekehrte ist bei der *Grösse der Familie*, also bei der Anzahl der Geschwister, der Fall. Sie hängt bei Töchtern positiv mit der Beziehungsqualität zur Mutter im Erwachsenenalter zusammen, aber nicht in der Sohn-Mutter-Beziehung.

---

<sup>26</sup> Statistisch signifikante Geschlechtsunterschiede ( $p < .05$ ) sind in der Tabelle durch Kursivsetzung gekennzeichnet.



Dieses Muster wird sich erst vor dem Hintergrund weiterer Analysen vollständig interpretieren lassen. Es wird hier aber vermutet, dass bei Söhnen die soziale Schicht vor allem durch die mit ihr oftmals verbundenen stabileren Rahmenbedingungen des Aufwachsens positiv auf die Mutter-Kind-Beziehung wirkt. In der Beziehung von Mädchen zu ihren Müttern könnte hingegen die in kinderreichen Familien stärker geförderte Verantwortungsbereitschaft und Beziehungsfähigkeit den Zuwachs an emotionaler Verbundenheit erklären. Dass junge Frauen mit mehreren Geschwistern eine bessere Beziehung zu ihren Müttern haben, hat sich auch in der bereits zitierten Untersuchung von Kaufman und Uhlenberg (1998) gezeigt. Dort liess sich allerdings für alle vier Eltern-Kind-Konstellationen ein positiver Effekt nachweisen.

Im Mittelpunkt des Interesses steht die Kontinuität der Eltern-Kind-Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. Die zentralen Indikatoren aus der Jugendstudie für die Analyse der Kontinuität sind die durch die Eltern erfahrene Zuwendung, die erlebte Autonomieeinschränkung und Überbehütung sowie die Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Kindern. Extreme Ausprägungen negativer Verhältnisse im Jugendalter waren dabei relativ selten. Die grosse Mehrheit der Jugendlichen (76.6%) fühlte sich ziemlich oder sehr wohl zu Hause und über 40% berichteten, dass ihre Eltern viel Verständnis und Zuwendung zeigten. Nur ca. 21% stimmten der Aussage zu, dass es oft zu Reibereien zwischen ihnen und ihren Eltern kam.

Die Ergebnisse zeigen für die Beziehung der Töchter zu ihren Eltern deutliche dyadenspezifische Muster. Es sticht dabei besonders ins Auge, welche unterschiedliche Bedeutung für die spätere Beziehungsqualität die emotionale *Zuwendung* und die Austragung von *Konflikten* im Jugendalter in der Tochter-Mutter- im Gegensatz zur Tochter-Vater-Beziehung haben. War die Beziehung der Tochter zur Mutter in den Augen der Jugendlichen sehr positiv, dann schlägt sich dies auch in einer positiven Beziehung im Erwachsenenalter nieder. Bedeutsamer ist jedoch die damals wahrgenommene Konflikthäufigkeit bzw. die erfahrene *Autonomieeinschränkung*. In der Tochter-Vater-Beziehung ist hingegen die erlebte Zuwendung im Jugendalter längerfristig am wirksamsten, während ein kontrollierendes und einschränkendes Verhalten sowie auch Konflikte praktisch keine Spuren hinterlassen. Es scheint hier eine Arbeitsteilung zwischen Müttern und Vätern im Jugendalter am Werke zu sein, die sich in der Qualität der affektiven Beziehung zu den Töchtern im Erwachsenenalter widerspiegelt. Sie besteht darin, dass Mütter offensichtlich viel stärker die Last der Regulation und Kontrolle übernehmen (siehe Konflikthäufigkeit und Autonomieeinschränkung), während Väter sich auf diesem Gebiet der Verantwortung möglicherweise eher entziehen. Dies stimmt in gewisser Weise mit Annahmen und Forschungsergebnissen überein, die in der Mutter-Tochter-Beziehung eine konfliktreichere Ablösungsproblematik im Jugendalter sehen als in der Vater-Tochter-Beziehung (s. Kap. 3.2.1 und für Überblicke Collins & Russell, 1991; Litwin, 1992).

Tabelle 6: Kontinuität und Wandel in der affektiven Beziehung zwischen Eltern und Kindern vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. Multiple Regressionsanalysen.

	Affektive Beziehung (t <sub>2</sub> )			
	Tochter-Mutter (n=624)	Sohn-Mutter (n=595)	Tochter-Vater (n=538)	Sohn-Vater (n=510)
<b>Jugendalter (15 Jahre, t<sub>1</sub>)</b>				
<b>1. Strukturelle u. ökon. Merkmale Herkunftsfamilie</b>				
Soziale Schicht der Herkunftsfamilie	-.01	.15**	-.01	.09
Grösse der Familie (Anzahl Kinder)	.09*	.01	.08	.01
Scheidung der Eltern vor t <sub>1</sub>	-.01	-.06	-.18***	-.23***
<b>2. Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter</b>				
Zuwendung und Verständnis der Eltern	.11*	.12**	.21***	.13*
Autonomieeinschränkung und Überbehütung durch Eltern	-.09*	-.01	-.08	-.05
Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Kind	-.19***	-.10*	.00	-.09
<b>Erwachsenenalter (35 Jahre, t<sub>2</sub>)</b>				
<b>3. Biograf. Übergänge/Lebenssituation des Kindes</b>				
Berufsbildungsniveau/Berufsprestige	-.06	.02	.05	.04
Qualität der Partnerbeziehung (Ref.: schlechte Beziehung)				
Keine Partnerbeziehung mit 35 (Single)	.05	.03	.01	.03
Gute Partnerbeziehung	-.02	.17**	.07	.14*
Familienstand: verheiratet, zusammen lebend	.11*	-.16**	-.01	-.07
Keine Kinder (Ref.)				
Elternschaft bei geringer o. moderater Erwerbstätigkeit <sup>a</sup>	-.14*	-.07	-.04	-.01
Elternschaft bei hoher Erwerbstätigkeit <sup>b</sup>	-.13*	.01	.02	.00
Allein erziehend bzw. getrennt von Kindern lebend	-.03	-.05	-.06	-.03
<b>4. Lebenssituation der Eltern</b>				
Eltern geschieden oder getrennt nach t <sub>1</sub>	-.08*	-.02	-.18***	-.12**
Elternteil verwitwet und allein stehend nach t <sub>1</sub>	-.04	-.05	-.05	-.04
Gute Gesundheit der Mutter bzw. des Vaters	.27***	.12*	.22***	.29***
<b>5. Situative Merkmale bzw. Opportunitätsstrukturen</b>				
Geograf. Distanz zw. Wohnort Eltern u. Kind in Km (log)	.00	.00	-.02	-.04
Grossmutter/-vater wohnt in der Nähe der Enkelkinder	.09	.10	.04	.05
Geografische Nähe zu kranker Mutter bzw. krankem Vater	-.01	-.05	.05	.06
<b>ΣR<sup>2</sup> Strukt./ökon. Merkmale Herkunftsfamilie (t<sub>1</sub>)</b>	.3	4.1	3.6	7.4
<b>ΔR<sup>2</sup> Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter (t<sub>1</sub>)</b>	11.9	3.7	8.6	4.5
<b>ΔR<sup>2</sup> Lebenssituation beider Generationen (t<sub>2</sub>)</b>	9.6	6.0	9.4	11.4
<b>ΔR<sup>2</sup> Situative Merkmale Eltern-Kind-Beziehung (t<sub>2</sub>)</b>	.5	.6	.7	.7
<b>ΣR<sup>2</sup> Gesamtmodell</b>	<b>22.3</b>	<b>14.4</b>	<b>22.3</b>	<b>24.0</b>

Anmerkungen:

Signifikanzniveau: \*p < .05, \*\*p < .01, \*\*\*p < .001.

<sup>a</sup> Erwerbstätigkeit von erw. Tochter 0-10 Std./Woche; von erw. Sohn 0-44 Std./Woche

<sup>b</sup> Erwerbstätigkeit von erw. Tochter > 10 Std./Woche; von erw. Sohn > 44 Std./Woche

Im Gegensatz zur Tochter-Eltern-Beziehung ergeben sich für die Sohn-Eltern-Beziehung keine ausgeprägten dyadenspezifischen Unterschiede. Bei den Söhnen stehen sowohl die erfahrene Zuwendung als auch die Konflikthäufigkeit im erwarteten Zusammenhang mit der späteren Beziehungsqualität zum Vater und zur Mutter. Eine gute Sohn-Eltern-Beziehung im Jugendalter setzt sich oft fort in einer guten Beziehung im Erwachsenenalter. Häufige Konflikte können umgekehrt ein belastetes Verhältnis im späteren Leben zur Folge haben, wobei dies in der Sohn-Mutter-Beziehung etwas stärker der Fall ist. Durch Autonomie einschränkendes oder überbehütendes Verhalten der Eltern im Jugendalter kann die Beziehung zwischen Söhnen und Eltern hingegen nicht längerfristig vorhergesagt werden. In diesem letzten Punkt unterscheiden sich die Sohn-Eltern- und Tochter-Eltern-Konstellationen voneinander. Der Grund dafür könnte in der oft geringeren Verhaltensautonomie liegen, die weiblichen im Vergleich zu männlichen Adoleszenten von ihren Eltern zugestanden wird. Die Selbständigkeit muss von jungen Frauen in grösserem Masse erkämpft werden als dies bei jungen Männern der Fall ist. Die Art und Weise, wie in diesem Ablösungsprozess die Interaktion zwischen den Generationen verläuft, scheint dann langfristig deren Beziehung zu beeinflussen.

Betrachtet man die Prädiktionskraft der verschiedenen Gruppen oder Blöcke von Determinanten, dann zeigt sich, dass die strukturellen und ökonomischen Merkmale der Herkunftsfamilie in der Tochter-Mutter-Beziehung praktisch keine Rolle spielen. Bei der Sohn-Vater-Beziehung ist die Lebenssituation der Familie mit 7.4% Erklärungsanteil hingegen sehr bedeutsam. Hier trägt insbesondere die Abwesenheit des Vaters durch Scheidung der Eltern viel zur Erklärung der späteren emotionalen Verbundenheit bei. In der Tochter-Vater-Beziehung bzw. Sohn-Mutter-Beziehung können strukturelle Merkmale 3.6 bzw. 4.1% der Varianz aufklären. Bei der Tochter-Vater-Beziehung steht ebenfalls die entstandene Distanz durch Scheidung im Vordergrund, bei der Sohn-Mutter-Beziehung das Bildungsniveau und die ökonomischen Verhältnisse des Elternhauses.

Die grösste Kontinuität in der emotionalen Verbundenheit finden wir in der Tochter-Mutter-Konstellation (11.9% Varianzaufklärung). Es folgt die Tochter-Vater-Beziehung mit 8.6%. Die geringste Prädiktionskraft weist hingegen in Übereinstimmung mit anderen Forschungsbefunden (Kap. 3.3.1) die Sohn-Mutter-Dyade auf (3.7%). Nur geringfügig grösser ist die Vorhersagekraft in der Sohn-Vater-Beziehung (4.5%). In der Summe zeigt sich nach 20 Jahren eine eher geringe bis moderate Kontinuität. Sie ist in der Beziehung der Töchter zu ihren Elternteilen grösser als in der Beziehung von Söhnen zu ihren Eltern.

### 3.7.2.2 Diskontinuität affektiver Beziehungen im Erwachsenenalter

Mögliche Diskontinuitätsbedingungen sind in den biografischen Übergängen bzw. in der Lebenssituation des erwachsenen Kindes zu suchen. Das Ordnungsmuster folgt hier den klassischen Übergängen ins Erwachsenenalter, aber auch einem Modell mehr oder weniger belasteter lebensgeschichtlicher Prozesse.

Die *berufliche Lebenssituation*, gemessen am *Berufsprestige*, hängt nach den Ergebnissen in Tabelle 6 nicht mit der affektiven Beziehung zu den Eltern zusammen. Die emotionale Beziehungsqualität scheint damit nicht an den ökonomischen Erfolg und das berufliche Prestige der Kinder gebunden zu sein. Dies trifft entgegen traditionellen Geschlechtsrollenvorstellungen auch für die Beziehung von Söhnen zu ihren Eltern zu.

Für den Einfluss der *Partnerschafts- und der Familiensituation* auf die emotionale Beziehungsqualität lassen sich zwei verschiedene Einflussmuster identifizieren.

Das erste Muster bezieht sich auf den *Status und die Qualität der Partnerbeziehung* der jüngeren Generation. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass die Beziehung von Söhnen zu ihren Müttern durch die *Heirat* des Sohnes an Qualität einbüsst. Die emotionalen Bande in dieser Dyade scheinen sich bei einer Heirat des Sohnes, ganz im Gegensatz zur Tochter-Mutter-Beziehung, die durch eine Heirat der Tochter an Nähe gewinnt, nicht zu festigen, sondern zu lockern.

Die Sohn-Eltern-Beziehung erweist sich ausserdem von der *Qualität der Partnerbeziehung* des Sohnes abhängig, während sich in der Tochter-Eltern-Beziehung kein entsprechender Zusammenhang finden lässt. Wenn der Sohn eine gute Partnerbeziehung pflegt, dann ist davon seine Beziehung zur Mutter und zum Vater positiv betroffen. Umgekehrt wirkt sich eine schlechte Partnerbeziehung negativ auf seine Beziehung zu den Eltern und insbesondere zu seiner Mutter aus.

Die Sohn-Eltern-Beziehung scheint damit insgesamt labiler gegenüber Veränderungen im Status und in der Qualität der Partnerbeziehung der jüngeren Generation zu sein als die Tochter-Eltern-Beziehung, die sich in dieser Hinsicht als eher resistent erweist.

Im Zusammenhang mit der *Familiensituation* ergibt sich demgegenüber ein unterschiedliches Einflussmuster. Es lässt sich hier nicht für die Sohn-Eltern-Beziehung, sondern für die Tochter-Mutter-Konstellation eine grössere Anfälligkeit ermitteln. Die Beziehung von Töchtern und Müttern scheint im Gegensatz zu den anderen drei Beziehungskonstellationen einen leichten Einbruch in der Beziehungsqualität zu erfahren, wenn die jüngere Generation eine *Familie gründet*. Die affektive Beziehung zwischen Mutter und Tochter ver-

schlechtert sich, wobei es offenbar keine Rolle spielt, in welchem Ausmass die Tochter neben der Betreuung ihrer Kinder noch einer Erwerbstätigkeit nachgeht (Tabelle 6). Wie weitere, hier nicht dargestellte Analysen zeigen, steigen bei einer Mutterschaft der Tochter aber die Unterstützungsleistungen der Eltern, und dies in deutlicher Abhängigkeit von der ausserfamiliären beruflichen Tätigkeit der Tochter. Je mehr die junge Mutter ausser Haus arbeitet, desto mehr Unterstützung in alltäglichen Dingen wie z.B. der Kinderbetreuung und der Hausarbeit erhält sie von ihren Eltern und insbesondere von ihrer eigenen Mutter. Der Rückgang an emotionaler Verbundenheit bei gleichzeitigem Anstieg der instrumentellen Unterstützung verweist deshalb möglicherweise auf ambivalente Gefühle, die im Zusammenhang mit Hilfeleistungen durch die Mutter/Grossmutter entstehen können.

Entgegen früheren Befunden (Kap. 3.3.2) ergibt sich in dieser Studie keine statistisch signifikante Verschlechterung der Eltern-Kind-Beziehung, wenn die erwachsenen Kinder sich *scheiden* lassen und ihre *Familie auflösen*.

Nicht nur die Lebenssituation der ehemaligen Kinder, sondern auch die der Eltern kann die affektiven Beziehungen zwischen den Generationen beeinflussen. Die Eltern in dieser Untersuchung sind im Durchschnitt noch relativ jung und gesundheitlich bei guter Verfassung. Nur 11.3% der Väter und 6.2% der Mütter sind über 70 Jahre alt. Fast 70% der Väter und ca. 82% der Mütter haben das 65. Lebensjahr noch nicht erreicht. Die Mehrheit (ca. 60%) ist bei guter oder sehr guter Gesundheit.

Vor diesem Hintergrund sind die Ergebnisse zu den Auswirkungen des elterlichen Gesundheitszustandes und der partnerschaftlichen Lebenssituation der Eltern zu interpretieren. Sie zeigen, dass sich die *Gesundheit der Eltern* insgesamt als guter Prädiktor für die emotionale Beziehung zwischen den Generationen erweist. Die zitierten Forschungsbefunde werden weitgehend bestätigt (Kap. 3.3.2). Sind die Eltern körperlich stark beeinträchtigt oder erweisen sie sich in der Folge einer Erkrankung nicht als gleichwertige Kommunikationspartner, dann reduziert sich die Qualität der affektiven Beziehung zwischen ihnen und ihren Kindern. Davon weicht lediglich die Sohn-Mutter-Beziehung leicht ab. Sie scheint etwas weniger von der körperlichen und mentalen Verfassung des Elternteils abhängig zu sein als die anderen Beziehungskonstellationen.

Die Ergebnisse zur *Scheidung der Eltern in späteren Jahren* lassen sich von der Struktur her in einer Linie mit diesen Befunden interpretieren. Es ist wiederum die Sohn-Mutter-Beziehung, die davon am wenigsten bzw. gar nicht betroffen ist. Am stärksten in Mitleidenschaft gezogen ist in Übereinstimmung mit dem Forschungsstand die Vater-Kind-Beziehung (Kap. 3.3.2).

Keinen Einfluss auf die emotionale Qualität der Generationenbeziehung scheint der *Tod eines Elternteils* zu haben. Die emotionale Beziehung zum hinterbliebenen Elternteil verändert sich dadurch kaum.

Zu den Merkmalen, die die affektiven Beziehungen beeinflussen könnten, gehört auch die geografisch bestimmte Verfügbarkeit von Hilfeleistungen zwischen den Generationen. Insbesondere die *geografische Nähe oder Distanz*, wenn die *Eltern krank* sind, könnte sich auf die affektive Beziehung positiv oder negativ auswirken. Wie die Ergebnisse in Tabelle 6 zeigen, wird dies empirisch nicht bestätigt. Auch die *geografische Distanz* zwischen den Wohnorten der beiden Generationen und die *geografische Nähe der Grosseltern* zu ihren Enkelkindern sind ohne (unmittelbare) Bedeutung für die emotionale Beziehungsqualität. Dieser fehlende Zusammenhang wird im Übrigen auch in der Literatur zur Intergenerationenbeziehung berichtet. Die Forschung zeigt aber auch, dass die geografische Nähe in hohem Masse die Kontakthäufigkeit und das Ausmass der gegenseitigen Hilfeleistung zwischen den Generationen strukturiert (Rossi & Rossi, 1990; Roberts et al., 1991).

Betrachtet man die durch die situativen Merkmale und die Lebensbedingungen der beiden Generationen aufgeklärte Varianz, dann fällt auf, dass sich diese Variablen der Erwachsenenbiografie am wenigsten auf die Sohn-Mutter-Beziehung auswirken. Die Vater-Kind-Beziehungen können zu 10.1 bzw. 12.1% durch die Indikatoren aus dem Erwachsenenalter erklärt werden, während die Indikatoren für die Mutter-Kind-Beziehungen 10.1 bzw. 6.6% an Varianz aufzuklären vermögen.

Die Gesamtaufklärung der Varianz durch die einbezogenen Prädiktoren variiert zwischen 14.4 und 24.0%. Die geringste Vorhersagekraft findet sich wieder in der Sohn-Mutter-Beziehung (14.4%). In allen anderen Dyaden beträgt die aufgeklärte Varianz über 20%.

### **3.7.3 Modell intergenerationaler Solidarität vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter**

Das Eltern-Kind-Verhältnis ist mit der Konzentration auf die emotionalen Beziehungen selbstverständlich nicht vollständig beschrieben. Bedeutsame Austauschprozesse sind damit nicht erfasst. Dazu zählt die *Kontakthäufigkeit*, die die Grundlage für den Informationsaustausch und die konsensuale Validierung von Einschätzungen bildet. Austauschprozesse laufen auch über sich im Lebenslauf wandelnde *solidarische Hilfeleistungen* wie z.B. die Betreuung der Enkelkinder oder die Pflege der kranken Eltern.

Über die Bedeutung dieser beiden Dimensionen intergenerationaler Solidarität und ihre Relation zur emotionalen Beziehungsqualität wird im Folgenden Näheres berichtet. Dies geschieht vor dem Hintergrund des in Kapitel 3.5 eingeführten theoretischen Modells wiederum für alle vier Eltern-Kind-Konstellationen.

Das Vorgehen bei der Überprüfung des theoretischen Modells und die Modellkennwerte sollen hier nur kurz erläutert werden. Sie erfolgte in mehreren Stufen nach den Empfehlungen von Kline (2005, S. 289-311) und Reinecke (2005, S. 64-70)<sup>27</sup>.

In einem ersten Versuch wurde das Grundmodell aus Abbildung 2 im Rahmen von Multi-group-Analysen jeweils für die Kind-Mutter- und die Kind-Vater-Dyaden berechnet (between-family-Ansatz). Alle exogenen Modellvariablen wurden dabei miteinander korreliert. Zusätzlich wurde der Partnerschafts- und Familienstatus der jüngeren Generation nach dem Bildungsniveau kontrolliert. Fehlende Werte wurden, wie im Rahmen der Regressionsmodelle, nach dem Full Information Maximum Likelihood-Verfahren geschätzt. Der Anteil fehlender Werte beträgt für alle vier Dyaden durchschnittlich ca. 7% pro Variable.

Da die erste Modellprüfung nur halbwegs befriedigende Modellkennwerte ergab, wurden in einem zweiten Durchgang (inhaltlich plausible) dyadenspezifische Abweichungen von der theoretischen Grundstruktur zugelassen. Dies geschah, indem nicht signifikante Modellpfade gelöscht (Modelltrimmung) bzw. theoretisch nicht postulierte, jedoch statistisch bedeutsame Pfade neu eingefügt wurden (Modellbildung). Alle Pfade zwischen den jeweiligen Kind-Mutter- und Kind-Vater-Dyaden wurden anschliessend einzeln auf Gleichheit getestet und bei einem positiven Befund restringiert. Das Modell wurde vorerst als rekursives Modell (ohne Feedback-Pfad zwischen der affektiven und assoziativen Solidarität) entwickelt. Danach erfolgte die Erweiterung zu einem nonrekursiven Modell unter Nutzung verschiedener Variablen im Sinne von Instrumentvariablen (Lawton et al., 1994, S. 60f.; Kline, 2005, S. 237ff.).

In den Abbildungen 3 bis 6 sind die Pfadmodelle dargestellt, die als Ergebnis dieses mehrstufigen Vorgehens resultierten. Die Modelle weisen gute Fit-Werte auf, wie den Schaubildern zu entnehmen ist. Es sind nur Pfade ausgewiesen, die statistische Signifikanz erreichen (5%-Niveau) und in mindestens einer der beiden verglichenen Dyaden eine Effektstärke von im Minimum einem Prozent aufweisen ( $r \geq |.10|$ ).

Bei den Pfadkoeffizienten in den Abbildungen handelt es sich um die standardisierten Werte. Statistisch signifikant unterschiedliche Pfade zwischen den beiden Kind-Mutter- bzw. Kind-Vater-Dyaden sind durch kursiv gesetzte Pfadkoeffizienten und das entsprechende Signifikanzniveau gekennzeichnet. Die Angaben zur Signifikanz (\*) beziehen sich also nicht auf die einzelnen Pfade (alle abgebildeten Modellpfade sind signifikant), sondern verdeutlichen Unterschiede zwischen den jeweils verglichenen Eltern-Kind-Konstellationen.

---

<sup>27</sup> Ausführlichere Informationen finden sich in Anhang 4.

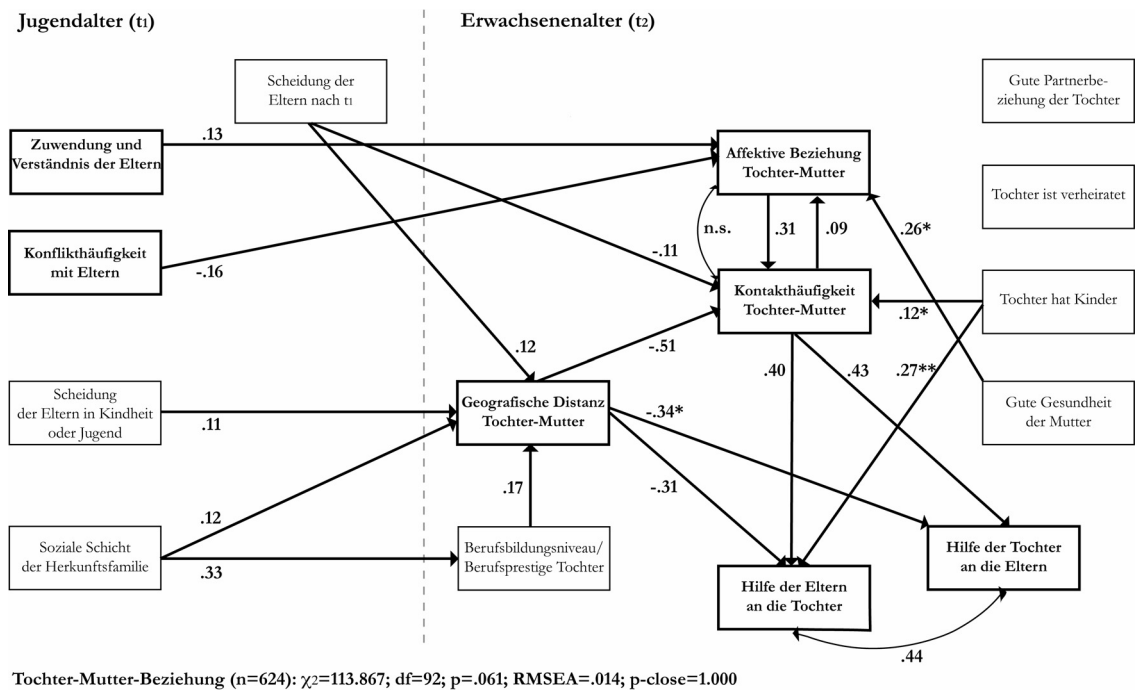


Abbildung 3: Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der *Tochter-Mutter-Beziehung* vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter (standardisierte Pfadkoeffizienten).

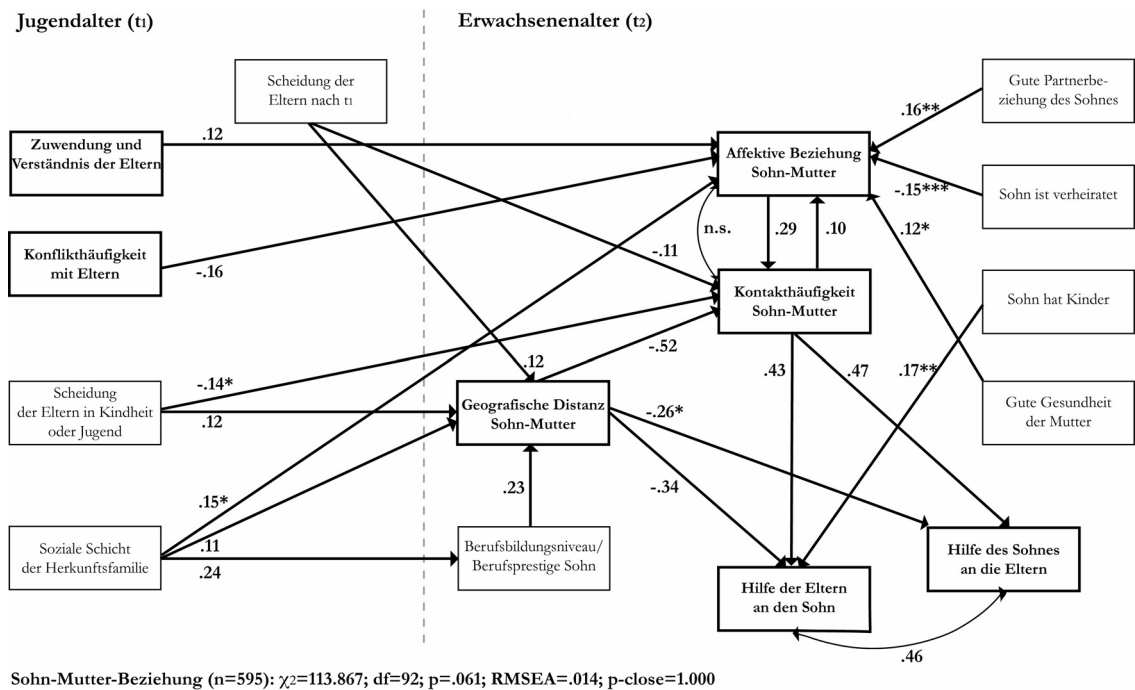


Abbildung 4: Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der *Sohn-Mutter-Beziehung* vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter (standardisierte Pfadkoeffizienten).



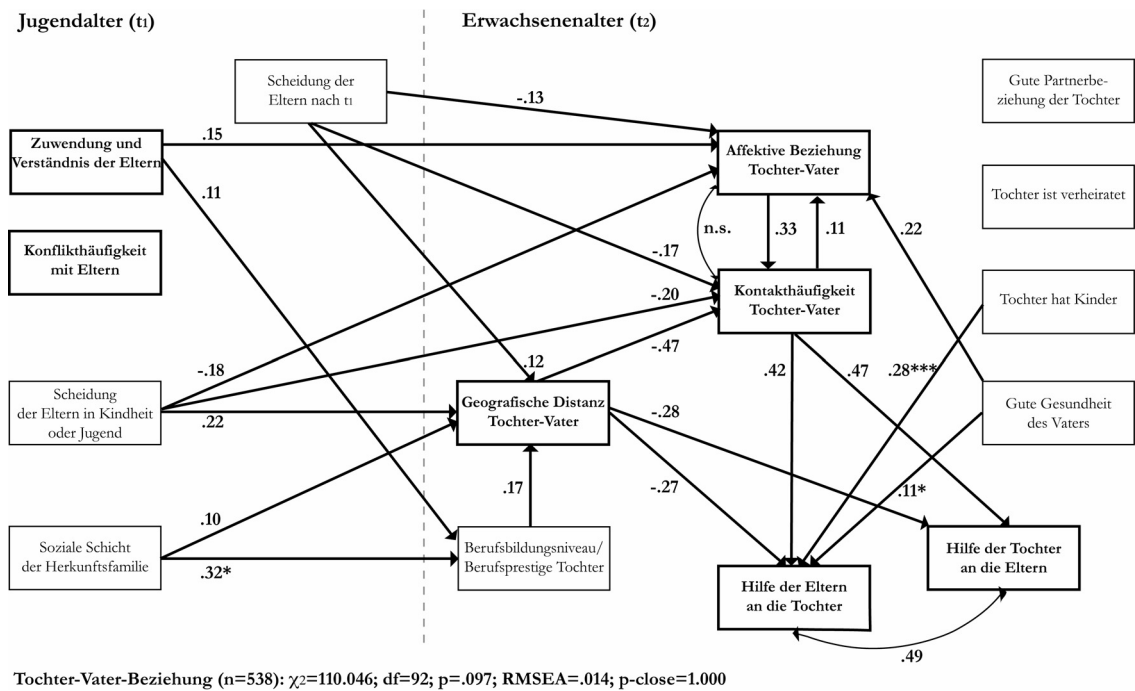


Abbildung 5: Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der *Tochter-Vater-Beziehung* vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter (standardisierte Pfadkoeffizienten).

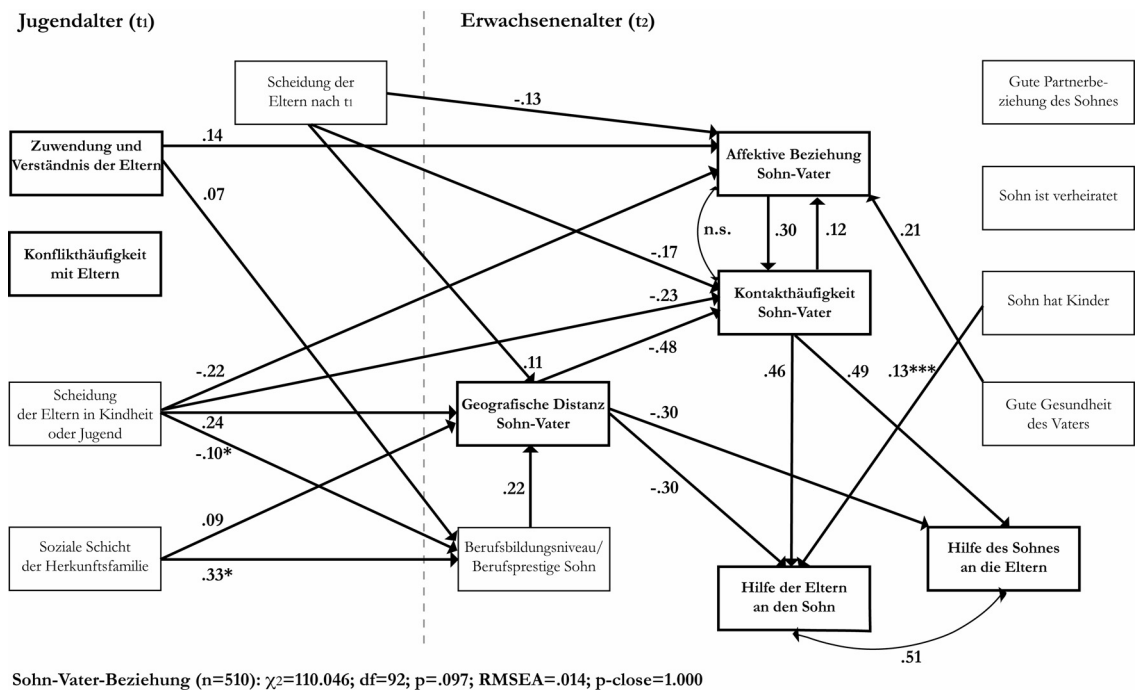


Abbildung 6: Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der *Sohn-Vater-Beziehung* vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter (standardisierte Pfadkoeffizienten).

### 3.7.3.1 Die Wurzeln intergenerationaler Solidarität im Jugendalter

Die Befunde der Pfadmodelle bestätigen insgesamt die Ergebnisse, die sich bereits in den Regressionsanalysen zur Kontinuität der affektiven Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter ergeben haben (Kap. 3.7.2). Es zeigt sich in allen Dyaden ein signifikanter, wenngleich von der Effektstärke her eher bescheidener (angesichts des langen Beobachtungszeitraums von 20 Jahren aber dennoch beachtlicher) Zusammenhang zwischen der im Jugendalter *von Seiten der Eltern erlebten Zuwendung* und der Qualität der emotionalen Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter. In der Kind-Mutter-Beziehung ergibt sich zudem (im Gegensatz zur Kind-Vater-Beziehung) eine deutliche Vorhersagekraft der *Konflikthäufigkeit im Jugendalter* (Abbildungen 3 und 4). Dies deutet nochmals auf die grössere Verantwortung hin, die Mütter im Vergleich zu Vätern bei der Regulation der Autonomie-wünsche ihrer heranwachsenden Kinder in der Regel zu übernehmen haben. In der Beziehung von Vätern zu ihren Kindern scheinen hingegen die emotionale Zuwendung und das Verständnis für die Belange der jugendlichen Kinder längerfristig von leicht grösserer Bedeutung zu sein (Abbildungen 5 und 6).

Die Ergebnisse bestätigen überdies eine der grundlegenden (Struktur-)Annahmen des theoretischen Modells (Kap. 3.5). Sie vermögen für alle Beziehungskonstellationen zu zeigen, dass *frühe familiäre Beziehungserfahrungen* ihre Wirkung auf die späteren Austauschbeziehungen zwischen den Generationen fast ausschliesslich indirekt über die affektive Beziehungsqualität im Erwachsenenalter entfalten<sup>28</sup>. Die affektive Solidarität erweist sich damit in Übereinstimmung mit der Argumentation von Rossi und Rossi (1990, S. 266f.) als jene Dimension intergenerationaler Solidarität, die die längste Geschichte hat, d.h. am stärksten von frühen Erfahrungen zwischen Eltern und Kindern beeinflusst ist. Es sind lediglich schwache direkte Effekte von der Konflikthäufigkeit im Jugendalter auf die spätere Hilfsbereitschaft der erwachsenen Kinder gegenüber ihren Eltern feststellbar. In den Schaubildern sind diese direkten Einflüsse wegen ihrer geringen Effektstärke nicht abgebildet. Sie lassen sich jedoch in den Tabellen in Anhang 4 nachlesen.

### 3.7.3.2 Bedingungen von Diskontinuität in der affektiven Beziehungsqualität

Die affektive Solidarität ist selbstverständlich nicht gänzlich unabhängig von aktuellen Merkmalen der Generationenbeziehung. Der Einwand, dass sie im Sinne der Homanschen Theorie (1950) auch eine Funktion der Interaktionshäufigkeit zwischen Eltern und Kindern im Erwachsenenalter darstellt, scheint aufgrund der Ergebnisse der Life-Studie nicht unge-rechtfertigt (s. Lawton et al., 1994; Silverstein et al., 1995). Es ergibt sich in allen vier

---

<sup>28</sup> Die Berechnung von direkten und indirekten Effekten sowie der aufgeklärten Varianz ist im Kontext von nonrekursiven Modellen mit Problemen verbunden (z.B. Bentler & Raykov, 2000; Kline, 2005). Es wird hier deshalb auf die Angabe der entsprechenden Kennwerte verzichtet.

Eltern-Kind-Konstellationen ein statistisch signifikanter *Rückkoppelungsmechanismus* zwischen der affektiven und der assoziativen Solidarität, wobei die grössere Wirkung aber jeweils eindeutig von der affektiven Beziehungsqualität ausgeht. Während die Qualität von ausserfamiliären Beziehungen stark an die Kontaktintensität und an konkrete Austauschhandlungen gebunden zu sein scheint (Homans, 1950), erweist sich die emotionale Beziehung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern somit als weitaus weniger abhängig von regelmässigen Kontakten und Interaktionen. Es handelt sich um eine gegebene und weitgehend unkündbare Beziehung, die im Erwachsenenalter zudem auf eine lange gemeinsame Geschichte gegenseitiger Abhängigkeit und Verbundenheit zurückblicken kann.

Unter den verschiedenen Merkmalen, die zu Veränderungen in der emotionalen Beziehungsqualität zwischen den Generationen führen können, erweist sich in dieser Studie insbesondere die *Gesundheit der Eltern* als bedeutsamer als die Kontakthäufigkeit. Sie weist in den vier untersuchten Beziehungen, vergleichbar mit den Regressionsanalysen in Kapitel 3.7.2, eine deutliche Vorhersagekraft für die emotionale Beziehungsqualität im Erwachsenenalter auf. Hiervon weicht nur die Sohn-Mutter-Beziehung leicht ab, die dafür stärker als die anderen Dyaden durch den *Partnerschaftsstatus und die Qualität der Partnerbeziehung des Kindes* beeinflusst ist (Abbildung 4). Das im Rahmen der Regressionsmodelle identifizierte Muster, wonach die Sohn-Eltern-Beziehung anfälliger als die Tochter-Eltern-Beziehung auf Aspekte der Partnerbeziehung der jüngeren Generation reagiert, lässt sich damit auch in den (komplexeren) Pfadanalysen wieder finden. Es zeigt sich allerdings nur mehr für die Beziehung von Söhnen zu ihren Müttern ein deutliches Zusammenhangsmuster. In der Sohn-Vater-Beziehung ist die Wirkung einer guten Partnerbeziehung auf die emotionale Beziehungsqualität nur mehr schwach ausgeprägt und deshalb im Pfadmodell nicht abgebildet. Die Kennwerte dazu lassen sich in Anhang 4 finden.

Das zweite in Kapitel 3.7.2 berichtete Einflussmuster, das sich vor allem auf die Tochter-Mutter-Dyade bezieht, lässt sich im Pfadmodell hingegen nicht mehr erkennen (Abbildung 3). Es wird hier offenbar überlagert durch die bei weitem bedeutsameren Zusammenhänge, die zwischen der *Elternschaft* der Tochter und der Kontakthäufigkeit mit der Mutter sowie den mütterlichen Hilfeleistungen bestehen. Dass die Elternschaft der Tochter dennoch von Relevanz für die ‚Tiefenebene‘ der Gefühle und Gedanken zwischen den weiblichen Familienmitgliedern ist und nicht nur auf der ‚Oberflächenebene‘ der sozialen Austauschbeziehungen ihren Niederschlag findet, wird sich in den kommenden Analysen zur Ambivalenz in intergenerationalen Beziehungen bestätigen (Kap. 3.7.4). Es wird sich dort zeigen, dass mit der Elternschaft der Tochter nicht nur Einbussen in der affektiven Beziehungsqualität verbunden sein können, sondern auch ambivalente Gefühle und Einstellungen der Tochter gegenüber der Mutter damit einhergehen können.

### 3.7.3.3 Intergenerationale Austauschbeziehungen im Erwachsenenalter

Was sind nun die zentralen Grössen, die bestimmen, wie häufig Eltern und Kinder im Erwachsenenalter Kontakt miteinander pflegen und sich bei entsprechendem Bedarf gegenseitig durch Handreichungen unterstützen? Mit der affektiven Solidarität wurde bereits eine zentrale Komponente solidarischer Austauschbeziehungen ausführlich untersucht. Zusammen mit einem Gefühl von gegenseitiger Verpflichtung und Verantwortlichkeit (normative Solidarität)<sup>29</sup> dürfte sie eine wichtige Voraussetzung dafür darstellen, dass Eltern und Kinder den Kontakt zueinander suchen und sich auch dann mit wechselseitigen Hilfeleistungen unterstützen, wenn sich ihre Lebensbezüge etwas voneinander entfernt haben (Rossi & Rossi, 1990; Roberts et al., 1991; Richlin-Klonsky & Bengtson, 1996).

Das Ausmass und die Art der intergenerationalen Unterstützungsleistungen im Erwachsenenalter werden jedoch durch weitere Faktoren entscheidend beeinflusst. In den Pfadmodellen ragt insbesondere ein Faktor heraus: die *geografische Distanz* zwischen den Lebensmittelpunkten der beiden Generationen. Die Möglichkeit, sich zu treffen und bei Bedarf gegenseitig zu unterstützen, ist zentral davon abhängig (Abbildungen 3 bis 6). Sie erweist sich als einer der stärksten Prädiktoren in den Modellen. Je näher die Eltern und Kinder beieinander wohnen, desto häufiger haben sie Kontakt und tauschen Hilfe untereinander aus. Auf indirektem Wege (vermittelt über die Kontakthäufigkeit) dürfte sie zu einem gewissen Grad auch die emotionale Beziehung zwischen den Generationen beeinflussen. Ein direkter Effekt der geografischen Entfernung auf die affektive Solidarität lässt sich in den Pfadanalysen allerdings (wie bereits in den multiplen Regressionsanalysen) nicht feststellen (Kap. 3.5 und 3.7.2.2).

Die Zusammenhangsmuster und Einflussstärken unterscheiden sich in diesem Bereich nicht wesentlich zwischen den verschiedenen Beziehungskonstellationen. Eine kleine Ausnahme zeigt sich lediglich in der Tochter-Mutter-Dyade. Darin lässt sich ein leicht stärkerer Zusammenhang zwischen der Wohnentfernung und den Unterstützungsleistungen von Seiten der Töchter an die Eltern feststellen als in den anderen Dyaden. Frauen spüren offenbar eine etwas grössere Verpflichtung als Männer, ihren Müttern/Eltern mit Handreichungen behilflich zu sein, wenn diese nicht weit von ihnen entfernt wohnen.

Ob die Wohnentfernung gar wegen dieses Pflichtgefühls bzw. einer engeren emotionalen Verbundenheit mit den Eltern geringer gehalten wird, lässt sich aufgrund der Daten nicht beurteilen. Es wird hier vermutet, dass den Töchtern ihre Verpflichtung z.T. auch aus den Hilfeleistungen der Eltern an ihre Adresse erwächst. Sie wäre in diesem Sinne nicht nur als

---

<sup>29</sup> Die Bedeutung der normativen Solidarität für den Austausch von Unterstützungsleistungen zwischen den Generationen kann in der Life-Studie mangels Daten nicht untersucht werden.

Commitment gegenüber den Eltern, sondern auch als Erfüllung der Norm nach reziprokem Handeln zu deuten (Gouldner, 1960). Töchter gewinnen nämlich auch am meisten, wenn sie z.B. im Kontext einer eigenen *Elternschaft* auf praktische Hilfe angewiesen sind. So erhalten Töchter von ihren Eltern nach der Familiengründung deutlich mehr instrumentelle Unterstützung als Söhne. Aber auch Söhne können im Zusammenhang mit einer Elternschaft auf die Hilfe ihrer Eltern zählen (Abbildungen 3 bis 6). Meist kommt die Unterstützung für die erwachsenen Kinder von Seiten der Mutter (Kap. 3.7.1). Die Kontakte zu ihr werden allgemein intensiver, in der Tochter-Mutter-Dyade aber häufig auch spannungsreicher (Abbildung 3 sowie Kap. 3.7.2.2 und Kap. 3.7.4). Väter leisten demgegenüber weniger handfeste Mithilfe im Haushalt und sind auch weniger dazu bereit, Aufgaben bei der Betreuung der Enkelkinder zu übernehmen. Ihre Hilfeleistungen sind vorwiegend finanzieller Art und allgemein von geringerem Umfang als jene der Mütter (z.B. Templeton & Bauereiss, 1994; Zarit & Eggebeen, 2002).

Neben der Elternschaft ergeben sich auf Seiten der erwachsenen Kinder keine weiteren gewichtigen Einflussfaktoren auf die Unterstützungsbeziehungen zwischen den Generationen. Der *Status und die Qualität der Partnerbeziehung* der Kinder erweisen sich zwar als aussagekräftig im Hinblick auf die affektive Beziehung zwischen den Generationen (Kap. 3.7.3.2). Bezogen auf die Austauschleistungen haben sie aber eine vernachlässigbare Vorhersagekraft. Einzig in der Sohn-Mutter-Dyade ist eine schwache indirekte Wirkung auf die Kontakthäufigkeit feststellbar (Ergebnis nicht dargestellt).

Auf Seiten der Eltern ist es vor allem eine Scheidung, die zu einer substanziellen Veränderung der intergenerationalen Austauschbeziehungen führt. Dieser Sachverhalt wird im nächsten Kapitel näher erläutert.

Es soll hier vorerst auf den eher überraschenden Befund eingegangen werden, dass der *Gesundheitszustand der Eltern* keine direkten Auswirkungen auf die Austauschbeziehungen zwischen den Generationen hat. Er hat weder einen Einfluss auf die Hilfeleistungen, die die Eltern von ihren Kindern erhalten, noch beeinflusst er umgekehrt die Unterstützungsleistungen der Eltern an die jüngere Generation in nennenswerter Weise. Auch die Kontakthäufigkeit zwischen den Generationen ist nicht direkt vom Gesundheitszustand der Eltern betroffen. Es besteht hier lediglich ein schwacher indirekter Effekt, der über die affektive Beziehungsqualität vermittelt wird (Ergebnis nicht dargestellt).

Der Nullbefund ist wohl in erster Linie auf das im Durchschnitt noch relativ junge Alter und die insgesamt recht gute gesundheitliche Verfassung der Eltern zurückzuführen. Es werden in der Studie zwar Einbussen in der emotionalen Beziehungsqualität bzw. der Qualität der Kommunikation aufgrund eines beeinträchtigten Gesundheitszustandes der Eltern berichtet (Kap. 3.7.2.2 und 3.7.3.2). Zu einem Anstieg in den Unterstützungsleistungen der

Kinder an die Eltern bzw. einer allgemein bedeutsamen Einschränkung in der Kontakthäufigkeit und der elterlichen Hilfe für die Kinder scheint es aber in der Stichprobe der Life-Studie noch nicht gekommen zu sein. Wir erinnern uns, dass die erwachsenen Kinder durchschnittlich erst 35 Jahre alt sind. Relativ wenige Eltern klagen zudem über gesundheitliche Beschwerden oder fühlen sich gar gesundheitlich massiv eingeschränkt (Kap. 3.7.2.2).

In den Daten lassen sich allerdings erste Hinweise darauf finden, dass sich diese Situation in Zukunft ändern könnte. Es zeigt sich bereits eine geringfügige Reduktion der mütterlichen Transferleistungen an die Kinder, wenn die Mutter in ihrem Wohlbefinden beeinträchtigt ist. Der Effekt ist aber (noch) schwach und in den Pfadanalysen deshalb nicht dargestellt (Anhang 4). Eine Effektstärke von mehr als einem Prozent lässt sich erst in der Tochter-Vater-Beziehung ermitteln (Abbildung 5). Der Befund, dass die elterlichen Hilfeleistungen an die Tochter vom Gesundheitszustand des Vaters abhängen, ist in diesem Zusammenhang als Indiz dafür zu deuten, dass einige Mütter bereits einen Teil ihrer Ressourcen für die Betreuung ihrer kranken Ehemänner zurückhalten müssen und damit nicht mehr ihren Töchtern zu Gute kommen lassen können.

#### **3.7.3.4 Risikofaktor Scheidung**

Ein Hauptbefund der Regressionsanalysen in Kapitel 3.7.2.1 war gewesen, dass *Scheidungs-erfahrungen in der Kindheit oder Jugend* grosse Belastungsquellen für die emotionale Beziehung zwischen Kindern und Vätern darstellen. Dieser Befund bestätigt sich in den Pfadanalysen eindrücklich. Eine frühe Trennung der Eltern wirkt sich, wie die Ergebnisse in den Abbildungen 3 bis 6 zeigen, langfristig nachteilig auf die emotionale Ebene in der Kind-Vater-Beziehung aus, während sie die Kind-Mutter-Beziehung kaum tangiert. Die emotionale Distanz, die mit dem Auszug des Vaters aus dem familiären Haushalt zwischen ihm und seinen Kindern entsteht, hinterlässt offensichtlich lange anhaltende Spuren.

Wichtiger als die Bestätigung der vorgängigen Befunde ist in diesem Zusammenhang jedoch die Erweiterung der Analysen auf die intergenerationalen Austauschbeziehungen. So wird deutlich, dass sich eine frühe Scheidung der Eltern nicht nur auf den emotionalen Zusammenhalt zwischen den Generationen beeinträchtigend auswirkt, sondern auch die spätere Kontakthäufigkeit und die gegenseitigen Unterstützungsleistungen zwischen den Generationen nachteilig beeinflusst. Eine elterliche Scheidung führt zu einer grösseren geografischen Distanz und einer geringeren Kontaktintensität zwischen Eltern und Kindern im Erwachsenenalter. Vermittelt über diese beiden Dimensionen der intergenerationalen Solidarität kann sie zudem eine Reduktion der gegenseitigen Hilfeleistungen zur Folge haben (indirekte Effekte nicht dargestellt).

Diese nachteiligen Auswirkungen sind wiederum in der Beziehung zum Vater sehr ausgeprägt zu beobachten. Sie lassen sich aber (allerdings mit deutlich geringerer Einflussstärke) auch in der Beziehung zur Mutter feststellen. Auf den ersten Blick mag Letzteres etwas überraschen. Es bestätigt sich damit jedoch das in der Forschungsliteratur bekannte Phänomen, dass sich Scheidungskinder nicht nur von ihrem Vater distanzieren, sondern auch früher und entschiedener von ihren ‚Mutter-Familien‘ ablösen als Kinder aus Zwei-Eltern-Familien (Kap. 5.2.5.1).

Im Gegensatz zu den offensichtlichen Unterschieden in den Auswirkungen von Scheidungserfahrungen auf die Beziehung zu Mutter und Vater ergeben sich nur relativ geringe Differenzen bezüglich des Geschlechts der Kinder (s. auch Amato & Keith, 1991a). Die Konsequenzen einer elterlichen Scheidung scheinen für Töchter und Söhne weitgehend vergleichbar zu sein. Es fallen lediglich zwei kleine (statistisch signifikante) Unterschiede auf, die auf eine etwas grössere Anfälligkeit von männlichen Scheidungskindern hinweisen. Daraus geht zum einen hervor, dass männliche Scheidungswaisen im Erwachsenenalter etwas weniger Kontakt mit ihren Müttern pflegen als weibliche Scheidungskinder (Abbildung 4). Zum anderen zeigen sie, dass das Aufwachsen ohne die väterliche Anleitung und Unterstützung bei Söhnen aus Scheidungsfamilien zu einer leicht verminderten Investition in die schulische und berufliche Ausbildung führt. Längerfristig schlägt sich die geringere Anstrengungsbereitschaft in einem etwas tieferen Berufsbildungsniveau nieder (Abbildung 6).

Von der Struktur her ganz ähnliche Ergebnisse ergeben sich für *elterliche Scheidungen, die in der späteren Jugend oder im jungen Erwachsenenalter* der Kinder stattfinden. Sie wirken sich wiederum nur auf die affektive Beziehung zum Vater nachteilig aus (Abbildungen 5 und 6), hingegen nicht auf die emotionale Beziehung zur Mutter (Abbildungen 3 und 4). Die meist schon seit der Kindheit engeren emotionalen Bande zwischen Mutter und Kind scheinen damit auch gegenüber dieser Krise im Erwachsenenalter widerstandsfähiger zu sein als die Beziehung, die sich zwischen Vater und Kind entwickelt hat. Beide Elternbeziehungen verlieren jedoch in etwa gleichem Masse in Bezug auf die intergenerationalen Austauschbeziehungen. Die Kontaktintensität verringert sich häufig etwas und die Generationen entfernen sich (auch geografisch) voneinander.

### **3.7.3.5 Statusreproduktion**

Der letzte noch nicht diskutierte Aspekt in den Pfadmodellen betrifft die Bedeutung der *sozialen Herkunft* und des *Bildungsniveaus der erwachsenen Kinder*. Die beiden Variablen dienen im Modell als Kontrollvariablen, haben aber auch Informationsgehalt als Determinanten der intergenerationalen Solidarität im Erwachsenenalter. Aufgrund des Zusammenhangs

zwischen den beiden Variablen lässt sich darüber hinaus eine Aussage über das Ausmass der intergenerationalen Transmission des beruflichen Status machen.

Wie die Abbildungen 3 bis 6 zeigen, beträgt der Transmissionseffekt in allen vier Dyaden ca. 5 bis 10%. Kinder aus höheren sozialen Schichten erreichen danach im Erwachsenenalter ein höheres berufliches Bildungsniveau und ein grösseres berufliches Prestige. Sie wohnen im Erwachsenenalter zudem weiter entfernt von ihren Eltern als Kinder aus unteren sozialen Schichten und weisen eine etwas geringere Intensität im Austausch mit ihren Eltern auf (Ergebnis zum indirekten Effekt nicht dargestellt). Die grössere geografische Distanz zu den Eltern ist dabei vermutlich auf die grössere Mobilität zurückzuführen, die in Berufen mit höherem Anforderungsprofil in der Regel erforderlich ist. Am besten vorhergesagt werden kann das berufliche Prestige in der Sohn-Vater-Linie (s. die unstandardisierten Pfadkoeffizienten in Anhang 4). In der Beziehung von Söhnen zu ihren Müttern ergibt sich dafür eine grössere Erklärungskraft der sozialen Herkunft für die affektive Beziehungsqualität im Erwachsenenalter (Abbildung 4). Derselbe Befund einer engeren Sohn-Mutter-Beziehung in den oberen sozialen Schichten hatte sich bereits im Rahmen der Regressionsanalysen gezeigt (Kap. 3.7.2.1).

Die Ergebnisse aus den Pfadanalysen bestätigen damit insgesamt das Bild, das sich bereits in den Regressionsanalysen zur Vorhersage der affektiven Beziehung ergeben hat (Kap. 3.7.2). Sie erweitern es aber um einige wesentliche Dimensionen der intergenerationalen Solidarität und vermögen vor allem einen wichtigen Beitrag zur Klärung der Zusammenhangsstruktur intergenerationaler Austauschbeziehungen zu leisten. Das Modell, das in Abbildung 2 vorgestellt wurde, kann in seinen Grundzügen angenommen werden. Es vermag die Bedingungen von Kontinuität und Wandel in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern von der Jugend- bis ins Erwachsenenalter gut zu erklären.

### **3.7.4 Ambivalenzen in den Generationenbeziehungen**

Im letzten Analyseschritt sollen nun noch die Bedingungsfaktoren intergenerationaler Ambivalenzen untersucht werden. Wenn hier von Ambivalenzen gesprochen wird, so ist damit eine ganz spezifische Form zwiespältiger Gefühle und Einstellungen der erwachsenen Kinder gegenüber ihren Eltern gemeint. Es geht um die Wahrnehmung von Autonomieeinschränkungen, die ein subjektiv tolerierbares Mass überschreiten und deshalb die Qualität der Beziehung beeinträchtigen. Im Fragetext ‚Meine Mutter bzw. mein Vater mischt sich zu oft in meine Angelegenheiten ein‘ kommt die Bedeutung des erfassten Aspekts der elterlichen Einflussnahme treffend zum Ausdruck.

Damit ambivalente Gefühle und Einstellungen entstehen können, braucht es selbstverständlich neben einschränkenden Verhaltensweisen auch entsprechende Bedingungen der



Nähe und Verpflichtung, die ein Ausweichen verunmöglichen oder erschweren. Ansonsten wäre es näher liegend, einengenden Beziehungen durch Flucht zu entgehen.

Intergenerationale Beziehungen erfüllen diese Bedingungen besser als alle anderen Beziehungsformen. Sie sind durch ihre spezifische Struktur der lebenslangen wechselseitigen Abhängigkeit und Verpflichtung geradezu prädestiniert dafür, Probleme der Grenzziehung zu produzieren und ambivalente Gefühle, d.h. gleichzeitig positive und negative Empfindungen gegenüber den anderen Familienmitgliedern, entstehen zu lassen. Eltern und Kinder sehen sich in allen Phasen der Familienentwicklung immer wieder vor die Aufgabe gestellt, eine gelungene Balance zwischen den Bedürfnissen der verschiedenen Generationen nach Autonomie und Verbundenheit sowie nach Ungebundenheit und gegenseitiger Verantwortungsübernahme zu finden. Im Jugend- und jungen Erwachsenenalter tritt die Beziehung in eine besonders kritische Phase, wenn es gilt, das ursprüngliche Beziehungsmuster relativ unilateraler Autorität der Eltern in eine ‚reifere‘ Form der Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit zu überführen (z.B. White, Speisman & Costos, 1983; Wynne, 1985; Nydegger, 1991; Steinberg & Silk, 2002).

Die hier präsentierten Ergebnisse zur Ambivalenz intergenerationaler Beziehungen sind vor diesem Hintergrund nur als ein Ausschnitt in einem lebenslangen Verhandlungsprozess zu verstehen, in dessen Verlauf sich die Themen, die Anlass zu zwiespältigen Gefühlen geben können, je nach der Lebenssituation, den Bedürfnisstrukturen und den situativen Gegebenheiten der beiden Generationen ändern.

Tabelle 7 auf der nächsten Seite fasst die Ergebnisse zusammen. Bei den Kennwerten in der Tabelle handelt es sich wie in den früheren Auswertungen um die standardisierten Regressionskoeffizienten. Sie wurden analog zu den Analysen zur Vorhersage der affektiven Beziehungsqualität berechnet. Auch der Anteil an fehlenden Werten, die in AMOS geschätzt wurden, bewegt sich im selben Rahmen (Kap. 3.7.2). Die Tabelle ist identisch aufgebaut wie Tabelle 6. Am Anfang stehen strukturelle und ökonomische Merkmale der Herkunftsfamilie.

Die Ergebnisse zum ersten Block zeigen, dass der Grad der elterlichen Einflussnahme von der *Anzahl der Familienmitglieder* abhängig ist. Wenn mehrere Kinder dem elterlichen Bedürfnis nach Einflussnahme unterliegen, dann verringert sich selbstredend die durch das einzelne Kind wahrgenommene Einschränkung.

Tabelle 7: Ambivalenzen in intergenerationalen Beziehungen im Erwachsenenalter. Multiple Regressionsanalysen.

	Einflussnahme und Autonomieeinschränkung (t <sub>2</sub> )			
	Tochter-Mutter (n=624)	Sohn-Mutter (n=595)	Tochter-Vater (n=538)	Sohn-Vater (n=510)
<b>Jugendalter (15 Jahre, t<sub>1</sub>)</b>				
<b>1. Strukturelle u. ökon. Merkmale Herkunftsfamilie</b>				
Soziale Schicht der Herkunftsfamilie	-.01	-.04	.03	-.02
Grösse der Familie (Anzahl Kinder)	<b>-.15***</b>	<b>-.11*</b>	<b>-.12*</b>	<b>-.15**</b>
Scheidung der Eltern vor t <sub>1</sub>	.00	-.03	-.02	<b>-.14**</b>
<b>2. Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter</b>				
Zuwendung und Verständnis der Eltern	.06	-.08	.01	.02
Autonomieeinschränkung und Überbehütung durch Eltern	<b>.13**</b>	<b>.11*</b>	<b>.16**</b>	<b>.14**</b>
Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Kind	<b>.16**</b>	.06	.05	.04
<b>Erwachsenenalter (35 Jahre, t<sub>2</sub>)</b>				
<b>3. Biograf. Übergänge/Lebenssituation des Kindes</b>				
Berufsbildungsniveau/Berufsprestige	-.01	.02	.03	-.07
Qualität der Partnerbeziehung (Ref.: schlechte Beziehung)				
Keine Partnerbeziehung mit 35 (Single)	.02	-.07	.11	-.07
Gute Partnerbeziehung	-.08	-.10	-.03	-.10
Familienstand: verheiratet, zusammen lebend	-.06	-.02	-.09	-.02
Keine Kinder (Ref.)				
Elternschaft bei geringer o. moderater Erwerbstätigkeit <sup>a</sup>	<b>.14*</b>	.03	.11	.02
Elternschaft bei hoher Erwerbstätigkeit <sup>b</sup>	<b>.18**</b>	.02	.13	.00
Allein erziehend bzw. getrennt von Kindern lebend	.01	.01	-.01	-.08
<b>4. Lebenssituation der Eltern</b>				
Eltern geschieden oder getrennt nach t <sub>1</sub>	-.07	.00	-.07	-.08
Elternteil verwitwet und allein stehend nach t <sub>1</sub>	.02	.01	-.02	-.02
Gute Gesundheit der Mutter bzw. des Vaters	-.08	-.05	-.07	<b>-.16**</b>
<b>5. Situative Merkmale bzw. Opportunitätsstrukturen</b>				
Geograf. Distanz zw. Wohnort Eltern u. Kind in Km (log)	<b>-.18***</b>	<b>-.19***</b>	-.10	<b>-.19**</b>
Grossmutter/-vater wohnt in der Nähe der Enkelkinder	<b>-.15*</b>	-.07	.01	-.03
Geografische Nähe zu kranker Mutter bzw. krankem Vater	<b>.12*</b>	.00	.05	-.10
<b>ΣR<sup>2</sup> Strukt./ökon. Merkmale Herkunftsfamilie (t<sub>1</sub>)</b>	1.8	2.0	1.3	5.8
<b>ΔR<sup>2</sup> Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter (t<sub>1</sub>)</b>	6.0	3.3	3.7	2.6
<b>ΔR<sup>2</sup> Lebenssituation beider Generationen (t<sub>2</sub>)</b>	5.7	1.0	4.0	4.1
<b>ΔR<sup>2</sup> Situative Merkmale Eltern-Kind-Beziehung (t<sub>2</sub>)</b>	2.6	2.3	1.6	2.1
<b>ΣR<sup>2</sup> Gesamtmodell</b>	<b>16.1</b>	<b>8.6</b>	<b>10.6</b>	<b>14.6</b>

Anmerkungen:

Signifikanzniveau: \*p < .05, \*\*p < .01, \*\*\*p < .001.

<sup>a</sup> Erwerbstätigkeit von erw. Tochter 0-10 Std./Woche; von erw. Sohn 0-44 Std./Woche

<sup>b</sup> Erwerbstätigkeit von erw. Tochter > 10 Std./Woche; von erw. Sohn > 44 Std./Woche

Ein weiterer Struktureffekt findet sich in der Beziehung von Söhnen zu ihren getrennt von der Familie lebenden Vätern. Wie vorgängige Analysen eindrücklich gezeigt haben, führt der frühe Auszug des Vaters aus dem familiären Haushalt zu einer grossen Distanz in der Sohn-Vater-Beziehung (Kap. 3.7.3.4). Davon betroffen sind nach den Ergebnissen in Tabelle 7 auch die Möglichkeiten der Väter, Einfluss auf das Leben ihrer Söhne zu nehmen und Anteilnahme an deren Entwicklung zu zeigen. Dies vermag wenig zu überraschen. Erstaunlich ist allerdings, dass sich der Effekt in der Tochter-Vater-Beziehung nicht findet, obwohl diese Beziehungskonstellation ansonsten in vergleichbarem Masse unter den Folgen einer *frühen elterlichen Scheidung* leidet. Anscheinend erfährt die Beziehung zwischen Vater und Sohn bei einer elterlichen Scheidung einen noch deutlicheren Einbruch als die Tochter-Vater-Beziehung.

Nicht nur die emotionale Beziehung zwischen Eltern und Kindern weist eine lebensgeschichtliche Kontinuität auf (Kap. 3.7.2.1 und 3.7.3.1), auch die Wahrnehmung elterlicher Einflussversuche hat offensichtlich eine Vorgeschichte, die bis in die Jugend zurück reicht (Tabelle 7). Frauen und Männer, die ihre Eltern als einschränkend wahrnehmen, haben schon in der Jugend von einer *überbehütenden Erziehung* ihrer Eltern berichtet. Es werden damit auch in diesem Bereich überdauernde Beziehungsmuster erkennbar. Sie sind in der Tochter-Mutter-Beziehung besonders ausgeprägt. In dieser Beziehungsdyaade erweist sich zusätzlich die *Konflikthäufigkeit im Jugendalter* als vorhersagekräftig für die spätere Wahrnehmung von Autonomieeinschränkungen.

Die Tochter-Mutter-Dyade ist auch die Beziehungskonstellation, in der sich am meisten Hinweise auf ambivalente Gefühle und Einstellungen im Erwachsenenalter ergeben. In der Life-Studie klagen junge Frauen, die *Familie und Beruf* zu verbinden versuchen, z.B. stärker als kinderlose, berufstätige Frauen über ungebührliche Einflussnahmen und Grenzüberschreitungen ihrer Mütter. Sie berichten zudem über vermehrte Abgrenzungsprobleme, wenn sie nahe bei ihren Eltern wohnen. Die *Nähe einer kranken Mutter* und die damit u. U. verbundenen Betreuungsaufgaben erweisen sich als besonders spannungsgeladen.

Interessanterweise hat die *geografische Nähe der Grossmutter* keinen Anstieg ambivalenter Gefühle bei der Tochter zur Folge. Das Gefühl der Einengung durch die Mutter verringert sich im Gegenteil, wenn die Mutter nahe bei der Familie der Tochter wohnt und sich in ihrer Rolle als Grossmutter (mutmasslich) an der Pflege und Erziehung der Enkelkinder beteiligt.

Wie ist dieses eher unerwartete Ergebnis zu deuten? Halten die Grossmütter tatsächlich mit Ratschlägen und Kritik zurück, wenn sie die Verantwortung für ihre Enkelkinder mittragen? Oder wird die Einflussnahme von den Töchtern vor dem Hintergrund des Engagements der Grossmütter vermehrt toleriert? Im Rahmen dieser Studie wird eher von

Letzterem ausgegangen, dass nämlich die Toleranz der Tochter gegenüber Übergriffen in ihren Verantwortungsbereich steigt, wenn die eigene Mutter sich unterstützend an ihrem Familienleben beteiligt.

Der Eindruck, dass die Tochter-Mutter-Dyade das grösste Potenzial an Ambivalenzen in sich trägt, wird auch durch die gesamthaft aufgeklärte Varianz in dieser Beziehungskonstellation bestätigt. Sie beträgt 16.1%. Eine annähernd vergleichbare Erklärungskraft der einbezogenen Prädiktoren ergibt sich nur noch in der Sohn-Vater-Beziehung (14.6%). In dieser Dyade wirken sich im Erwachsenenalter vor allem ein schlechter Gesundheitszustand des Vaters und eine geringe Wohnentfernung auf die Wahrnehmung von ungebührlichen Einflussnahmen und Grenzüberschreitungen aus. Die beiden anderen (gegengeschlechtlichen) Dyaden scheinen demgegenüber weniger anfällig für die Entstehung von zwiespältigen Gefühlen im Erwachsenenalter zu sein. Weder die situativen Merkmale noch die Bedürfnisstrukturen der jüngeren und der älteren Generation enthalten ein grosses Ambivalenzpotenzial. Die Erklärungskraft der untersuchten Variablen beläuft sich auf 8.6 bzw. 10.6%.

### **3.8 Zusammenfassung und Diskussion**

Dieses Kapitel befasste sich aus einer Lebenslauf-Perspektive mit der Entwicklung intergenerationaler Beziehungen vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. Es wurden zwei Thesen geprüft.

Die erste These bezog sich auf die *Kontinuität* intergenerationaler Beziehungen. Mit ihr wurden die Langzeitwirkungen angesprochen, die frühe familiäre Beziehungserfahrungen auf die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter haben können. Eine besondere Bedeutung wurde dem Verhältnis von *Autonomie und Verbundenheit* in der Beziehung zwischen den Generationen beigemessen. Die These lautete, dass sich eine optimale Balance dieser beiden Beziehungsaspekte in der Adoleszenz in einer gelungenen Beziehung zwischen den Generationen im späteren Leben fortsetzen würde.

Die Kontinuitätsthese musste sich allerdings vor der Gegenthese bewähren, dass der Einfluss von frühen Beziehungserfahrungen durch Veränderungen im späteren Leben bei weitem übertroffen wird. Als Quellen von *Diskontinuität* wurden verschiedene Statusübergänge und kritische Ereignisse im Leben der beiden Generationen in die Analysen einbezogen. Ein spezielles Augenmerk wurde auf die Konsequenzen einer elterlichen Scheidung für die Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter gerichtet.

Die Analysen erfolgten bezogen auf verschiedene Dimensionen der intergenerationalen Solidarität und getrennt nach den vier Dyaden der Eltern-Kind-Beziehung, da je nach Dyade und Beziehungsdimension unterschiedliche Einflussmuster erwartet wurden. Den

Kern der Analysen bildete ein theoretisches Modell der Kontinuität und des Wandels intergenerationaler Beziehungen. In ihm wurden die sozialen Austauschbeziehungen zwischen den Generationen im Erwachsenenalter als Folge kausaler Einflussprozesse spezifiziert, die bis ins Jugendalter zurückreichen. Ergänzt wurde dieses Modell durch mehrere Regressionsanalysen zur Vorhersage der affektiven Beziehung sowie von ambivalenten Gefühlen und Einstellungen zwischen Eltern und Kindern. Durch das vielschichtige Vorgehen ergab sich insgesamt ein dichtes Muster an Informationen zur Eltern-Kind-Beziehung beim Übergang ins Erwachsenenalter.

Welche der formulierten Thesen lassen sich bestätigen? Im Hinblick auf die *Kontinuitätsthese* lässt sich resümieren, dass in allen vier Beziehungsdyaden Kontinuität vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter nachweisbar ist. Eine warmherzige und unterstützende Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz erwies sich langfristig als prädikativ für eine positive Generationenbeziehung im Erwachsenenalter. Die spätere Beziehungsqualität liess sich zudem aus dem Umgang der Eltern mit den Autonomiewünschen ihrer jugendlichen Kinder vorhersagen. Je nachdem, wie es den Eltern gelang, dem jugendlichen Streben nach Selbstständigkeit vor dem Hintergrund einer vertrauensvollen und spannungsfreien Beziehung zu begegnen und Rechnung zu tragen, gestaltete sich die Beziehung zwischen den Generationen im späteren Leben unterschiedlich.

Die Kontinuität *früher Beziehungsverfabrungen* war nach 20 Jahren allerdings nur mehr moderat. Sie unterlag zudem dyadenspezifischen Unterschieden. Die grösste Stabilität zeigte sich in den Beziehungen von Töchtern zu ihren Müttern. In dieser Beziehungsdyade hatten das Aushandeln und die Ko-Regulation von Bindung und Autonomie grössere Auswirkungen auf die emotionale Beziehungsqualität im Erwachsenenalter als in den anderen Eltern-Kind-Konstellationen. Die formulierte These differenzieller Kontinuität konnte somit bestätigt werden.

In der Summe erwiesen sich die Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern damit zumindest als teilweise abhängig von der Beziehungsgestaltung in frühen Phasen der Familienentwicklung. Generationenbeziehungen basieren auf einer *Geschichte gemeinsamer Erfahrungen*, die je nach Beziehungsdyade unterschiedlich bedeutsam für den weiteren Verlauf der Beziehung ist.

Eine Qualität dieser Studie bestand darin, diese Geschichte bis ins Jugendalter zurückverfolgen und ihre Wirkung auf die spätere Beziehungsentwicklung – auf der Basis von prospektiven Daten – nachweisen zu können. Sie trägt damit bedeutsam zur Erweiterung der erst spärlichen Forschungsbefunde zur Kontinuität intergenerationaler Beziehungen bei.

Die Studie ermöglichte darüber hinaus aber auch zahlreiche Rückschlüsse auf die Bedingungen von *Diskontinuität* im Erwachsenenalter. Sie bestätigte in Übereinstimmung mit bisherigen Studien, dass die Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern durch die *Lebenssituation und die Bedürfnisse der beiden Generationen* sowie die *situativen Merkmale der Beziehung* entscheidend mitgeprägt sind. Ob Eltern und Kinder eine emotional enge Beziehung zueinander pflegten, viel Zeit miteinander verbrachten und sich bei Bedarf gegenseitig halfen, war gemäss den vorliegenden Befunden in bedeutsamer Weise davon abhängig, welche Richtung das Leben der beiden Generationen aufgrund ihrer beruflichen Entwicklung und geografischen Mobilität sowie von sozialen Statuspassagen und kritischen Lebensereignissen genommen hatte.

Diese Aussage muss allerdings insofern spezifiziert werden, als nicht alle Dimensionen intergenerationaler Solidarität in gleichem Umfang und in gleicher Weise durch die Lebensverhältnisse und die Gelegenheitsstrukturen der beiden Generationen beeinflusst waren. So unterlagen die instrumentellen Austauschbeziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern in dieser Studie deutlich anderen Bedingungen von Veränderung als etwa die affektive Beziehung zwischen den Generationen. Während die Häufigkeit der wechselseitigen Unterstützung stark von der aktuellen Lebenssituation und insbesondere der geografischen Entfernung und Kontaktintensität der beiden Generationen abhing, erwies sich die emotionale Beziehungsqualität in weit geringerem Masse von den Lebensverhältnissen der Eltern und Kinder beeinflusst und an die Notwendigkeit einer geringen Wohnentfernung und grossen Kontaktdichte gebunden. Sie war dafür stärker als die Anzahl der gegenseitigen Kontakte und instrumentellen Hilfeleistungen durch frühe familiäre Beziehungserfahrungen geprägt.

Die affektive Beziehungsqualität hatte zudem – entgegen anders lautenden Thesen (Homans, 1950; Lawton et al., 1994) – eine grössere Erklärungskraft für die Kontaktintensität zwischen den Generationen als dies umgekehrt der Fall war. Sie wirkte sich, wie im theoretischen (Struktur-)Modell vermutet (Abbildung 2), vor allem indirekt (vermittelt über die Häufigkeit der Besuche und Kontakte) auf den Austausch instrumenteller Unterstützung zwischen den Generationen aus.

Als wichtige Ursachen von Veränderungen konnten in der Untersuchung auf Seiten der jüngeren Generation die Aufnahme einer festen Partnerbeziehung und die Gründung einer eigenen Familie identifiziert werden. Während sich der Status und die Qualität von Partnerbeziehungen vor allem im Hinblick auf die affektive Beziehung in der Sohn-Mutter-Dyade als vorhersagekräftig erwies, wirkte sich eine Familiengründung insbesondere auf die Austauschbeziehungen in der Tochter-Mutter-Dyade aus.

Auf Seiten der älteren Generation hatten hingegen der Gesundheitszustand der Eltern und die Tatsache einer Scheidung einen deutlichen Einfluss auf die Beziehungsgestaltung im Erwachsenenalter. Eine elterliche Scheidung bildete einen der grössten Risikofaktoren für die Beziehung zwischen Vätern und ihren erwachsenen Kindern. Sie führte sowohl zu einer Beeinträchtigung der emotionalen Beziehungsqualität als auch zu Einbussen in der Intensität der gegenseitigen Austauschbeziehungen.

Insgesamt liess sich die Gegenthese differenzieller Diskontinuität durch die Ergebnisse der Studie damit ebenfalls bestätigen. Die Lebensbedingungen der Eltern und der erwachsenen Kinder hatten einen bedeutsamen Einfluss auf die Generationenbeziehungen im Erwachsenenalter. Ihre Vorhersagekraft war grösser als jene von frühen Beziehungserfahrungen. In der Beziehung von Müttern und Vätern zu Töchtern und Söhnen spielten die untersuchten Bedingungsfaktoren jedoch eine unterschiedliche Rolle.

Abschliessend stellt sich deshalb die Frage nach den Spezifika der verschiedenen Eltern-Kind-Dyaden über alle Determinanten des Jugend- und Erwachsenenalters hinweg. Es zeigten sich in diesem Zusammenhang bemerkenswerte Muster.

Die *Tochter-Mutter-Beziehung* erwies sich gesamthaft als die engste und gleichzeitig auch die kontinuierlichste der vier Beziehungsdynaden. In ihr war zudem am meisten gegenseitige Unterstützung und wechselseitige Verpflichtung feststellbar.

In der Jugend waren sowohl eine verständnisvolle Zuwendung als auch eine gelungene Balance von Autonomie und Verbundenheit durch die Mutter zentral für eine langfristig positive Beziehungsgestaltung. Im Erwachsenenalter erwiesen sich eine gute Gesundheit der Mutter und in diesem Zusammenhang wohl auch ihre Responsivität und Feinfühligkeit für die Belange der Tochter als wichtige Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung einer emotional engen Beziehung.

In eine kritische Phase kam die Beziehung dann, wenn die Tochter eine Familie gründete oder Betreuungsaufgaben gegenüber ihrer betagten Mutter übernehmen musste. Der Kontakt und die Unterstützungsleistungen nahmen in diesem Zusammenhang zwar deutlich zu, das Verhältnis von Nähe und Autonomie zwischen Mutter und Tochter musste jedoch neu geregelt werden. Nicht selten kam es dabei zu Spannungen und ambivalenten Gefühlen. Gegenüber Veränderungen in der Partnerbeziehung der Tochter war diese Beziehungsdynade hingegen erstaunlich resistent.

Die *Sohn-Mutter-Beziehung* hatte über alle Analysen hinweg betrachtet eine relativ geringe Kontinuität vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. Gleichzeitig wies sie auch verhältnis-

mässig wenig Wandel im Erwachsenenalter auf. Sie ist eine eher unkonditionale Beziehung und generell nicht leicht zu erschüttern.

In eine kritische Phase schien die Beziehung allerdings im Zusammenhang mit der Partnerwahl des Sohnes zu geraten. Die weitere Beziehung zwischen Mutter und Sohn erwies sich dann abhängig von der Qualität der Partnerbeziehung des Sohnes. Mit der Hinwendung zu einer neuen weiblichen Bezugsperson verlor das im Allgemeinen gute Band zwischen Sohn und Mutter zudem an Stärke.

Auch in dieser Beziehungsdyade konnte eine emotional befriedigende Beziehung in späteren Familienphasen durch eine vertrauensvolle und konfliktfreie Beziehung im Jugendalter vorhergesagt werden.

Die Qualität der *Tochter-Vater-Beziehung* schien sehr stark über die Nähe reguliert, die der Vater in der Beziehung zu seiner Tochter herstellte und zuließ. Im Jugendalter war er als verständnisvoll zugewandte Bezugsperson gefragt. Durch seine physische Anwesenheit in der Familie sicherte er zudem längerfristig den Bestand der Beziehung. Verliess er die Familie oder beendete er die Beziehung zu seiner Partnerin, wenn die Kinder bereits erwachsen waren, litt darunter auch die Beziehung zur Tochter. Sie verlor deutlich an Bedeutung als Quelle wechselseitiger emotionaler und instrumenteller Unterstützung. Wichtig war zudem, inwieweit der Vater als gesunde Person am Erwachsenenleben seiner Tochter teilnehmen konnte.

In der *Sohn-Vater-Beziehung* traten ähnlich wie in der Tochter-Vater-Beziehung die langfristigen Konsequenzen einer Scheidung der Eltern besonders deutlich zum Vorschein. Die physische und emotionale Präsenz des Vaters in der Adoleszenz hatte eine entscheidende Bedeutung für die spätere Beziehung. Sie fand eine Fortsetzung in einer guten emotionalen Beziehung und in intensivem gegenseitigem Austausch im Erwachsenenalter. Auf Dauer führte sie zudem zu einer leicht grösseren schulischen und beruflichen Leistungsbereitschaft des Sohnes.

Wieder war auch in dieser Beziehungsdyade eine gute Gesundheit des Elternteils für eine positive Beziehung, die frei von ambivalenten Gefühlen und Einstellungen war, von Bedeutung. Nicht ganz diskussionslos und spannungsfrei schienen zuweilen das Partnerwahlverhalten und die Gestaltung der Partnerbeziehung des Sohnes über die Bühne zu gehen.

Vergleicht man die Besonderheiten der Dyaden, dann tritt ein mit der Literatur zur Inter-generationenthematik konsistentes Ergebnis hervor: Die Beziehungen zwischen den Generationen werden vor allem in der Tochter-Mutter-Dyade stabilisiert. Frauen sind die



eigentlichen *Kinkeeper im Intergenerationenverhältnis*. Ihre Beiträge für das Funktionieren der Generationenbeziehungen sind besonders bedeutsam.

Die Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern erwiesen sich aber in allen Dyaden als eng und unterstützend. Befürchtungen, wonach es angesichts des beschleunigten sozialen Wandels und der zunehmenden Individualisierung der Lebensentwürfe in modernen Gesellschaften zu einer Entfremdung und Entsolidarisierung der Familiengenerationen kommen könnte, scheinen aufgrund der vorliegenden Befunde nicht angebracht.

Die Studie kommt damit insgesamt zu einem ähnlichen Schluss wie verschiedene andere Analysen jüngeren Datums in der Bundesrepublik Deutschland (Vaskovics et al., 1992; Schütze, 1993; Bertram & Hennig, 1995; Vaskovics, 1997; Kohli et al., 2000; Langness et al., 2006). Danach unterschätzen Krisendiagnosen das tatsächliche Ausmass an Kontinuität und Solidarität zwischen Eltern und Kindern beim Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter bei weitem.



## **4. Familiäre Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs aus dem Elternhaus**

### **4.1 Einleitung**

Der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus stellt sowohl für die jüngere als auch für die ältere Generation einen wichtigen Übergang im Leben und eine bedeutende Entwicklungsaufgabe dar (Carter & McGoldrick, 1988). Er besitzt für die meisten jungen Erwachsenen einen grossen symbolischen Wert und markiert einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zum Erwachsensein. Für die Eltern bringt er nach einer langen Phase der Verpflichtungen und Verantwortungsübernahme in der Regel Entlastungen und neue persönliche Freiräume. Häufig wird er aber auch von ambivalenten Gefühlen begleitet, da mit ihm ein Stück alltäglicher Nähe zu den eigenen Kindern unwiderruflich verloren geht (Papastefanou, 2002). Mit der räumlichen Trennung verändert sich zudem die Beziehung zwischen den Generationen. Sie verbessert sich in den meisten Fällen (Papastefanou, 1997; Langness et al., 2006) und entwickelt sich in Richtung eines Verhältnisses, das stärker als zu Zeiten der Koresidenz durch Gegenseitigkeit und Partnerschaftlichkeit gekennzeichnet ist (White et al., 1983; Wynne, 1985).

Nicht in allen Familien gestaltet sich der Auszug aus dem Elternhaus für die Heranwachsenden jedoch als positiv besetzter Schritt in die Selbständigkeit. Empirische Untersuchungen, die sich aus entwicklungspsychologischer Perspektive mit dem Phänomen des frühzeitigen oder verspäteten Auszugs junger Erwachsener befassen, verdeutlichen diesen Umstand. Sie weisen zudem darauf hin, dass der Zeitpunkt der Ablösung von der Herkunftsfamilie in bedeutendem Masse von der Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung in der Kindheit und Jugend abhängig ist. So stellt ein früher Auszug für manche Heranwachsende die einzige Möglichkeit dar, um einer konfliktreichen, vernachlässigenden oder stark einengenden Familiensituation zu entfliehen (Stattin & Magnusson, 1996). Anderen jungen Erwachsenen gelingt es dagegen nicht oder erst sehr spät, vor dem Hintergrund einer überfürsorglichen oder emotional verstrickten Eltern-Kind-Beziehung ihre Unabhängigkeit von den Eltern zu etablieren und selbstbewusst den Schritt in ein eigenverantwortliches Leben zu vollziehen (O'Connor, Allen, Bell & Hauser, 1996; Seiffge-Krenke, 2006). Die Beziehungsprobleme werden in solcherweise belasteten Familien oft von Risikoverhaltensweisen und Entwicklungsdefiziten der Heranwachsenden begleitet (Stierlin, Levi & Savard, 1977; Stattin & Magnusson, 1996).

In der Auszugsforschung ist ein entwicklungspsychologischer Zugang, wie er hier kurz skizziert wurde, allerdings eher selten vorzufinden. Es mangelt dementsprechend auch an Studien, die Aufschluss über die relative Bedeutung von frühen Entwicklungsprozessen im Vergleich zu strukturellen und materiellen Bedingungsfaktoren des Auszugsverhaltens geben könnten.

In der Forschung dominieren gegenwärtig vor allem drei theoretische Perspektiven (White, 1994, S. 83-87): die Perspektive der Lebensverlaufsfor schung, eine makrostrukturelle Perspektive und verschiedene Varianten handlungstheoretischer Ansätze. Aus der *Perspektive der Lebensverlaufsfor schung* steht die Bedeutung des Auszugs als altersspezifische, weitgehend durch soziale Erwartungen und strukturelle Vorgaben gesteuerte Entwicklungsetappe beim Übergang ins Erwachsenenalter im Vordergrund. Die Analysen befassen sich schwerpunktmässig mit den Auswirkungen sozialhistorischer Veränderungsprozesse auf die Terminierung des Auszugs und mit der Koppelung des Auszugs an andere wichtige Ereignisse im institutionell geregelten Lebensverlauf (Mayer & Wagner, 1986; Wagner & Huinink, 1991; Konietzka & Huinink, 2003). Aus *makrostruktureller Perspektive* interessiert hingegen primär die Abhängigkeit des Auszugsverhaltens junger Menschen von Veränderungen in den ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen einer Gesellschaft. Als Methode dienen insbesondere Kultur vergleichende und historische Analysen des Auszugsverhaltens (Cordon, 1997; Iacovou, 1998; Biggart, Bendit, Cairns, Hein & Mörch, 2002). Aus *handlungstheoretischer Sicht* wird der Auszug aus dem Elternhaus schliesslich als Ergebnis einer Entscheidung auf der Mikroebene verstanden, bei der junge Erwachsene alle für und gegen einen Auszug sprechenden Argumente im Sinne einer rationalen Kosten-Nutzen-Überlegungen gegeneinander aufwiegen (DaVanzo & Kobrin, 1982; Mayer & Wagner, 1986; Ott, 1986). Die Kosten und Nutzen können dabei sowohl materielle als auch nicht-materielle Aspekte umfassen. Häufig stehen die Ressourcen, die von der Herkunftsfamilie in der Auszugsphase bereitgestellt werden, im Blickpunkt der Analysen.

Die Forschungsergebnisse, die vor dem Hintergrund dieser theoretischen Perspektiven entstanden sind, vermögen für Deutschland deutliche Zusammenhänge zwischen dem beruflichen und privaten Lebensverlauf und dem Auszugsverhalten junger Erwachsener zu belegen (Mayer & Wagner, 1986; Ott, 1986; Ziegler & Schladt, 1993; Georg, Strzoda & Zinnecker, 1994). Sie weisen zudem darauf hin, dass der Auszug aus dem Elternhaus und der Übergang ins Erwachsenenalter stark durch die für Deutschland spezifischen makro-ökonomischen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen geprägt sind (Cordon, 1997; Iacovou, 1998; Biggart et al., 2002; Europäische Union, 2002; Bendit & Hein, 2003; Stauber & du Bois-Reymond, 2006; Dommermuth, 2008). Die materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilie scheinen im Vergleich zu diesen Bedingungsfaktoren hingegen eine geringere Erklärungskraft für das Auszugsverhalten junger Menschen zu besitzen (Mayer & Wagner, 1986; Ott, 1986; Ziegler & Schladt, 1993). Ein deutlicher Einfluss familiärer Ressourcen auf den Entscheid, von zu Hause auszuziehen, konnte bisher vor allem für die Wohnbedingungen im elterlichen Haushalt nachgewiesen werden (Lauterbach & Lüscher, 1999; Mulder, Clark & Wagner, 2002).

In diesem Kapitel steht im Unterschied zu vielen früheren Studien eine *entwicklungspsychologische Perspektive* im Vordergrund. Es wird der Einfluss von Beziehungserfahrungen und individuellen Risiken und Ressourcen in der Adoleszenz auf das Timing des Auszugs im jungen Erwachsenenalter untersucht. Gleichzeitig wird der Versuch unternommen, die adoleszenten Entwicklungsschritte zusammen mit makro- und mikrostrukturellen Bestimmungsgrößen in ein umfassenderes Modell des Auszugsverhaltens zu integrieren. Der Auszug aus dem Elternhaus wird im Rahmen dieses Modells als Folge eines *vielschichtigen Entscheidungsprozesses* betrachtet, bei dem junge Erwachsene vor dem Hintergrund der sozial vorgegebenen Möglichkeiten und Restriktionen und ihrer individuellen Erfahrungen und Kompetenzen aktiv zwischen den verfügbaren Handlungsalternativen auswählen und Kompromisse suchen (Elder, Krikpatrick Johnson & Crosnoe, 2003).

Den Kern des Beitrags bildet die Frage nach der *relativen Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung* in der Adoleszenz für das *Timing des Auszugs aus dem Elternhaus*. Ein besonderes Augenmerk wird in diesem Zusammenhang auf die emotionale Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kindern und auf die jugendliche Autonomieentwicklung gerichtet. Dem Zusammenspiel und der Entwicklung dieser beiden Dimensionen wird im Hinblick auf die jugendliche Individuation und die Ablösung vom Elternhaus ein grosses Gewicht beigemessen (Youniss & Smollar, 1985; Grotevant & Cooper, 1986; O'Connor et al., 1996).

Als Datengrundlage dient die *Längsschnittstudie Life*. Sie enthält Angaben zur sozialen und ökonomischen Verselbständigung einer Kohorte junger westdeutscher Frauen und Männer, die in den geburtenstarken Jahrgängen von 1965 bis 1967 geboren wurden und von Mitte der Achtziger- bis Mitte der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts unter erschwerten Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt den Einstieg ins Erwerbsleben und den Auszug aus dem Elternhaus vollzogen (Hillmert, 2004; Mayer, 2004)<sup>30</sup>. Die besondere Qualität der Studie liegt in der inhaltlichen Breite der Indikatoren, die zur Bestimmung des Auszugsverhaltens dieser Kohorte herangezogen werden können. Neben der Wirkung von Merkmalen der Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz und von personalen Ressourcen und Risiken der Heranwachsenden kann auch die Bedeutung der materiellen Lebensbedingungen der Herkunftsfamilie für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus ermittelt werden. Darüber hinaus lässt sich der Einfluss von Ausbildungs-, Erwerbs- und Partnerschaftsbiografien sowie von unterschiedlichen Kontextbedingungen in der Stadt und auf dem Land bestimmen.

---

<sup>30</sup> Die erschwerten Bedingungen beim Einstieg ins Erwerbsleben zeigten sich etwa daran, dass relativ viele Probanden der Life-Studie nach der Ausbildung Probleme hatten, eine angemessene Anstellung zu finden. Ungefähr 16% waren innerhalb der ersten drei Jahre nach Abschluss der Erstausbildung für kürzere oder längere Zeit arbeitslos (gemeldete Arbeitslosigkeit).

Das Kapitel beginnt mit der Darstellung verschiedener Bestimmungsgründe für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus (Kap. 4.2). Dabei bilden die einleitend erwähnten theoretischen Perspektiven den Struktur gebenden Rahmen: Als erstes wird in der Tradition der Lebensverlaufsforschung der historische Wandel in der Bedeutung sozialer Institutionen und sozialer Normen sowie die prägende Kraft der strukturellen Rahmenbedingungen des Bildungswesens für die Verselbständigung im jungen Erwachsenenalter erläutert (Kap. 4.2.1). Mit der Schilderung kultureller und regionaler Unterschiede im Auszugsverhalten soll dann in einem zweiten Schritt der Blick für makrostrukturelle Einflussfaktoren geschärft werden (Kap. 4.2.2). Die Bedeutung mikrostruktureller Einflussgrößen für den Entscheid zum Auszug aus dem Elternhaus wird darauf folgend anhand der materiellen Austauschprozesse und solidarischen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern geschildert (Kap. 4.2.3). Ebenfalls auf der Mikroebene anzusiedeln sind die im vierten Teil des Kapitels dargestellten individuellen Entwicklungsmerkmale und familiären Beziehungserfahrungen (Kap. 4.2.4 und 4.2.5). Ihr Einfluss auf die Ablösung aus dem Elternhaus wird primär aus entwicklungspsychologischer Perspektive untersucht.

Anschliessend an den Forschungsüberblick folgt eine Darstellung der Untersuchungsthemen (Kap. 4.3) und der Untersuchungsmethode (Kap. 4.4). Sie leiten über in den empirischen Teil der Arbeit, in welchem die ‚Vernetzung‘ des Auszugs mit wichtigen Statuspassagen im Lebensverlauf und die Bedeutung verschiedener Bedingungsfaktoren für den Zeitpunkt des Auszugs vor dem Hintergrund der Daten der LifE-Studie untersucht werden (Kap. 4.5). Den Abschluss bilden die Zusammenfassung und Diskussion der Untersuchungsergebnisse (Kap. 4.6).

## 4.2 Theoretische Überlegungen und Forschungsstand

### 4.2.1 Sozialhistorischer Wandel des Auszugsverhaltens in Deutschland

Das mittlere Alter beim Auszug aus dem Elternhaus ist seit den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts in vielen europäischen Ländern aufgrund der längeren Verweildauer junger Menschen im Bildungswesen und zum Teil auch wegen ungünstiger Bedingungen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt angestiegen (Europäische Union, 1997). In Westdeutschland liegt es seit Anfang dieses Jahrhunderts bei den Frauen bei ca. 21 Jahren (Median) und bei den Männern (je nach Studie) zwischen 23 und 26 Jahren (Weick, 2002; Konietzka & Huinink, 2003). Es ist zurzeit noch nicht klar, ob es sich in Deutschland (nach einem Rückgang bis zu den in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts Geborenen) in den letzten Jahrzehnten ebenfalls erhöht hat (Wagner & Huinink, 1991; Weick, 2002) oder trotz eines beträchtlichen Anteils an vor allem männlichen Jugendlichen, die lange im elterlichen Haushalt verweilen, im Durchschnitt nicht nennenswert angestiegen ist (Konietzka & Huinink, 2003)<sup>31</sup>.

Wenig Zweifel herrscht jedoch darüber, dass das Auszugsverhalten in der Bundesrepublik in den letzten Jahrzehnten einem übergreifenden Strukturwandel unterlag. Charakteristisch für diese Entwicklung sind eine weitgehende Entkoppelung des Auszugs von der früher eng damit verbundenen Eheschließung und eine zunehmende Differenzierung und Individualisierung des Übergangs vom Elternhaus in neue Lebensformen. Die Übergänge in die berufliche Ausbildung und in den Arbeitsmarkt erweisen sich hingegen zeitlich eher etwas enger mit dem Auszug verbunden als früher.

#### 4.2.1.1 Differenzierung der Übergänge aus dem Elternhaus in neue Lebensformen

Bis in die Siebzigerjahre des letzten Jahrhunderts hinein war der Auszug aus dem Elternhaus in Deutschland und den meisten westlichen Gesellschaften ein stark normativ bestimmtes Lebensereignis, das typischerweise durch die Eheschließung strukturiert wurde (Konietzka & Huinink, 2003). Die Heirat stellte häufig den entscheidenden Anlass für das Verlassen des Elternhauses dar. Seither haben jedoch ein genereller *Bedeutungsverlust der Ehe* als Lebensform im jungen Erwachsenenalter und eine Liberalisierung und Pluralisierung der Wertvorstellungen im Bereich von Partnerschaft, Ehe und Familie stattgefunden. Die Eheschließung hat sich zeitlich zunehmend vom Auszug abgelöst und auf ein immer

---

<sup>31</sup> Für die unterschiedlichen Schätzungen des Auszugsalters und dessen historischer Entwicklung dürften neben unterschiedlichen Datenquellen teilweise auch divergierende Konzepte, Definitionen und Operationalisierungen des Auszugszeitpunkts verantwortlich sein (Goldscheider & DaVanzo, 1986; Buba, Vaskovics & Früchtel, 1992; Huinink & Konietzka, 2004).

höheres Lebensalter verschoben (Wagner & Huinink, 1991; Mitterauer, 1997; Nave-Herz, 1997; Weick, 2002; Konietzka & Huinink, 2003; Hillmert, 2005; Scherger, 2007).

Trotz der Entkoppelung der Heirat vom Auszug haben private Lebensereignisse jedoch nur bedingt an Relevanz für das Auszugsverhalten verloren (Klein, 1999). Das Motiv, die Herkunftsfamilie zu verlassen, um eine Partnerschaft einzugehen, findet sich heute in der Gründung *nichtehelicher Lebensgemeinschaften* wieder. Sie haben in Deutschland in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen (Buba, 1996; Klein, 1999; Hradil, 2006) und – wenngleich nicht in einem mit der Eheschließung vor einigen Jahrzehnten vergleichbaren Masse – insbesondere bei jungen Frauen die Heirat als Anlass für den Auszug aus dem Elternhaus abgelöst (Huinink & Konietzka, 2004)<sup>32</sup>. Das Eingehen einer Partnerschaft und die Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft treten heute in Deutschland häufig synchron mit dem Auszug aus dem Elternhaus auf bzw. wirken sich beschleunigend auf ihn aus (Ziegler & Schladt, 1993; Georg et al., 1994; Hullen, 1995; Juang, Silbereisen & Wiesner, 1999; Marbach, 1999; Dommermuth, 2008). Junge Erwachsene (und vor allem junge Männer) ohne Partnerschaft ziehen in der Regel erst viel später als Gleichaltrige mit Partnerin bzw. Partner von zu Hause aus und gründen einen eigenen Haushalt (Härtl, 1996; Lauterbach & Lüscher, 1999).

Mit dem Bedeutungsverlust der Ehe hat jedoch nicht nur das Zusammenleben ohne Trauschein zugenommen. An die Stelle der früher dominierenden Ehe ist insgesamt eine grössere Vielfalt an Lebensformen im jungen Erwachsenenalter getreten. Gestiegen ist in den letzten Jahrzehnten insbesondere auch der Anteil an Single-Haushalten bei jungen Erwachsenen (Buba, 1996; Klein, 1999). Weit verbreitet und im Zunehmen begriffen sind ausserdem Mischformen des Wohnens, die durch ‚Pendeln‘ zwischen der elterlichen Wohnung und einer zusätzlichen Wohnmöglichkeit gekennzeichnet sind. Vor allem im Zusammenhang mit einer weiterführenden Ausbildung ziehen junge Erwachsene heute häufig in die Nähe der Ausbildungsstätte und suchen sich dort zusätzlich zu ihrem Jugendzimmer im Elternhaus eine zweite Wohngelegenheit (Buba, 1996; Zinnecker, Strzoda & Georg, 1996; Nave-Herz, 1997). Nach der ersten Ablösung vom Elternhaus kommt es zudem immer öfters zu einer kürzeren oder längeren Rückkehr in die Herkunftsfamilie, bevor die permanente Unabhängigkeit von den Eltern etabliert werden kann (Vaskovics, 1998; Marbach, 2001; Konietzka & Huinink, 2003).

---

<sup>32</sup> In anderen Bereichen hat das nichteheliche Zusammenleben junger Erwachsener jedoch nicht die Funktion der Ehe übernommen. Nichteheliche Lebensgemeinschaften werden meist mit geringem Verbindlichkeitscharakter eingegangen, obschon sich daraus später vielfach eine länger andauernde Partnerschaft mit Eheschließung ergibt (Lauterbach, 1999). Bevor sich der Wunsch nach gemeinsamen Kindern einstellt, machen junge Paare heutzutage in der Regel wenig Anstalten, ihre nichteheliche Partnerschaft in eine Ehe überzuführen (Buba, Früchtel & Pickel, 1995; Nave-Herz, 2002).



Wenn man die Gruppen der ‚Pendler‘ und der ‚Rückkehrer‘ sowie der ausschliesslich bei den Eltern Wohnenden zusammenzählt, zeigt sich, dass die räumliche Loslösung vom Elternhaus heutzutage nicht nur durch einen grösseren Gestaltungsspielraum im Bereich der jugendlichen Wohnformen gekennzeichnet ist, sondern sich für einen nicht geringen Teil der jungen Erwachsenen auch über einen längeren Zeitraum hinziehen kann. 1998 betrug z.B. der Anteil der über 24-jährigen erwachsenen Kinder in der Bundesrepublik, der ausschliesslich (inkl. ‚Rückkehrer‘) oder teilweise (als ‚Pendler‘) im elterlichen Haushalt lebte, bei den Frauen ca. 26% und bei den Männern ungefähr 46% (Europäische Union, 2002). Der deutliche Geschlechtsunterschied im Auszugsverhalten dürfte dabei auf verschiedene Ursachen wie die spätere Aufnahme von Partnerbeziehungen bei Männern sowie auf die im Durchschnitt immer noch etwas kürzeren Ausbildungszeiten von Frauen zurückzuführen sein<sup>33</sup>.

#### **4.2.1.2 Abnahme sozialer Kontrolle und materieller Restriktionen beim Auszug aus dem Elternhaus**

Trotz der häufig relativ langen Ablösephase und der damit verbundenen zumindest teilweisen Abhängigkeit der erwachsenen Kinder von ihren Eltern scheinen die meisten Familien die intergenerationalen Beziehungen zur Zufriedenheit beider Seiten gestalten zu können. Die Mehrheit der Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland nimmt die Beziehung zu ihren Eltern in der Ablösephase als gut bis sehr gut wahr (Langness et al., 2006). Diese günstige Situation lässt sich seit mehreren Jahrzehnten beobachten. Sie hat sich, nach leichten Einbussen in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts, in jüngster Zeit auf hohem Niveau nochmals verbessert. An Intensität gewonnen hat in den letzten Jahren insbesondere die emotionale Beziehung zwischen Vätern und Kindern (Schröder, 1995).

Grössere Veränderungen mit deutlichem Einfluss auf das Auszugsverhalten sind seit etwa Mitte des letzten Jahrhunderts auf der pädagogischen Dimension des Eltern-Kind-Verhältnisses festzustellen. Die elterlichen Wertvorstellungen haben sich in diesem Zeitraum von eher autoritären Leitbildern hin zu liberaleren Erziehungs- und Beziehungsmustern verändert. Der Stellenwert von Gehorsam und Unterordnung hat zu Gunsten der Vermittlung von Selbstverantwortung und Eigenständigkeit deutlich an Bedeutung verloren und einer Liberalisierung der Vorstellungen über die Lebensführung im jungen Erwachsenenalter Platz gemacht (Zinnecker, 1985; Fend, 1988; Schröder, 1995; Nave-Herz, 1997; du Bois-Reymond, 1998). Der Druck, das Elternhaus sobald als möglich zu verlassen, um einer Situation zu entgehen, in der die *normativen Vorschriften der Eltern* stark

---

<sup>33</sup> Die Frauen haben zwar bei der Erstausbildung mit den Männern gleichgezogen, sie machen aber seltener als die Männer eine Zweitausbildung (Mayer, 2004).

einschränkend wirken oder belastende Konflikte auszutragen sind, dürfte aus diesem Grund gegenüber früher geringer geworden sein und nur mehr für einen kleinen Teil der jungen Erwachsenen bestehen. Neben den Veränderungen im Erziehungs- und Einstellungsbereich tragen auch der in den letzten Jahrzehnten zu beobachtende Rückgang an Familien mit drei und mehr Kindern und die allgemeine *Verbesserung der Lebensverhältnisse und Wohnbedingungen von Familien* (Nave-Herz, 1997; Lauterbach & Lüscher, 1999; Statistisches Bundesamt, 2004) dazu bei, dass sich die Notwendigkeit, früh den elterlichen Haushalt zu verlassen, generell eher verringert hat. 2004 lebten in Westdeutschland Familien mit Kindern im Alter von 17 und mehr Jahren beispielsweise zu beinahe 70% in Wohneigentum (Statistisches Bundesamt, 2004, S. 493). Persönliche Wünsche und Bedürfnisse, wie über eigenen Wohnraum zu verfügen oder Freunde bei sich empfangen zu können, unterliegen vor diesem Hintergrund vielfach keiner räumlichen Einschränkung oder elterlichen Sanktion mehr.

Dieser Entwicklung werden allerdings nicht nur positive Seiten abgewonnen. So wird in der Debatte um die angebliche Tendenz junger Menschen, immer später von zu Hause ausziehen, gelegentlich moniert, dass die häufig komfortablen Lebensbedingungen im elterlichen Haushalt zusammen mit dem üblicherweise einvernehmlichen Verhältnis zwischen den Generationen dazu geführt haben, dass heute ein Teil, vorwiegend männlicher, junger Erwachsener aus Bequemlichkeit und aus Anspruchsdenken weitaus länger als notwendig im Elternhaus verbleibt, da ein Auszug in jungen Jahren meist mit einem deutlich tieferen Lebensstandard verbunden ist (Herms-Bohnhoff, 1992; McHardy, 1993).

Dem ist entgegen zu halten, dass hedonistische Motive im Vergleich zum Bestreben, Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie zu erlangen, für die meisten jungen Erwachsenen eher von geringer subjektiver Bedeutung sein dürften. Hinzu kommt, dass mit der Entkopplung des Auszugs von der Eheschließung und der zunehmenden sozialen und rechtlichen Akzeptanz neuer Lebensformen das Verlassen des Elternhauses einen Teil seines *ökonomischen Anforderungscharakters* für junge Erwachsene verloren hat und eine geringere finanzielle Hürde darstellt als früher (Konietzka & Huinink, 2003; Huinink & Konietzka, 2004). Der Auszug ist heute weitaus weniger an eine langfristig tragfähige wirtschaftliche Perspektive zur Eheschließung und Familiengründung gebunden als noch vor einigen Jahrzehnten. Dies gilt insbesondere für junge Männer, deren Lebensoptionen für das junge Erwachsenenalter sich im historischen Vergleich zunehmend von der angestammten Rolle des Familienernährers entfernt haben (Huinink & Konietzka, 2004). Ungeachtet dessen stellt die Verfügbarkeit von hinreichenden materiellen Mitteln zur Bestreitung des *persönlichen* Lebensunterhalts eine wichtige Voraussetzung für den Auszug aus dem Elternhaus dar. Eine zentrale Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Einbindung junger Erwachsener in eine berufliche Ausbildung. Sie bildet eine wesentliche Grundlage für die biografische Stabilität ökonomischer Ressourcen (Lauterbach & Sacher, 2001) und steuert

darüber hinaus im stark standardisierten Bildungssystem Deutschlands (Walther, 2002) den Übergang junger Menschen ins Erwachsenenalter in entscheidendem Masse.

#### **4.2.1.3 Strukturierung des Auszugsverhaltens durch das Ausbildungssystem**

In den letzten Jahrzehnten haben die Organisationsstruktur des Ausbildungssystems und der Einstieg ins Erwerbsleben an Bedeutung für den Auszug aus dem Elternhaus gewonnen. So ist die zeitliche Koppelung des Ausbildungsbeginns und des Berufseinstiegs mit dem Auszug gestiegen und die durchschnittliche Zeitdauer zwischen dem Ausbildungsbeginn und dem Auszug gegenüber früher deutlich gesunken. Beides weist (im Gegensatz zur zunehmenden Differenzierung und Verlängerung der Lebensphase zwischen dem Auszug und der Eheschließung) auf eine verstärkte Standardisierung des Lebensabschnitts zwischen der Einmündung ins Ausbildungssystem und dem Auszug aus dem Elternhaus hin (Konietzka & Huinink, 2003).

Es gilt in diesem Zusammenhang allerdings zwischen dem Auszugsverhalten von Absolventen in unterschiedlichen Ausbildungsgängen zu differenzieren. Junge Erwachsene mit unterschiedlichem Bildungshintergrund unterscheiden sich nicht nur bezüglich des Timings verschiedener sozialer Statuspassagen wie der Eheschließung und Familiengründung, sondern auch bezüglich der Terminierung und Abfolge von wichtigen Lebensereignissen auf dem Weg zur ökonomischen und räumlichen Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie.

Es können zwei im eigentlichen Sinne unterschiedliche Muster des Auszugsverhaltens und der ökonomischen Verselbständigung voneinander abgegrenzt werden, die sich zu einem bedeutenden Teil auf die im deutschen Bildungswesen für unterschiedliche Bildungsniveaus variierenden institutionellen Rahmenbedingungen zurückführen lassen (s. Konietzka & Huinink, 2003, S. 291ff.; Huinink & Konietzka, 2004, S. 156 ff.): Für das eine Muster ist kennzeichnend, dass zuerst eine Ausbildung abgeschlossen und die für die Gründung eines eigenen Hausstandes erforderlichen finanziellen Ressourcen bereitgestellt werden, bevor der Auszug aus dem Elternhaus erfolgt. Das andere Muster ist mehr durch die Logik von Ausbildungsentscheidungen und beruflichen Erfordernissen geprägt. Der Auszug erfolgt hier primär vor dem Hintergrund der räumlichen Mobilität, die durch eine Ausbildung oder den Erwerbseinstieg notwendig wird. Während sich das erste Muster häufig aus der Lebenssituation und den ökonomischen Voraussetzungen von Jugendlichen in beruflicher Ausbildung ergibt, entspricht das zweite Muster mehr den Mobilitätsnotwendigkeiten eines Studiums. Studierende verlassen ihr Elternhaus oft in Richtung des Studienortes, wobei sie aufgrund von staatlichen Zuwendungen und elterlichen Transferleistungen in der Regel über die notwendigen finanziellen Mittel verfügen, um sich ein Leben ausserhalb des Elternhauses leisten zu können. Sie bleiben aber meist noch für

längere Zeit finanziell abhängig und halten sich z.T. auch weiterhin eine Wohnmöglichkeit im elterlichen Haushalt offen (Zinnecker et al., 1996; Sardei-Biermann & Kanalas, 2006). Für Jugendliche in beruflicher Ausbildung ergibt sich hingegen weniger häufig die Notwendigkeit eines ausbildungsbedingten Wohnortwechsels, wegen der in der Regel für die Haushaltgründung noch nicht ausreichenden finanziellen Ressourcen und des im Durchschnitt jüngeren Alters bei Ausbildungsbeginn aber vermehrt der Druck und das Bedürfnis, in der Ausbildungsphase im elterlichen Haushalt zu verbleiben (Sardei-Biermann & Kanalas, 2006).

Die empirische Evidenz des durch eine Berufsausbildung bedingten Auszugsmusters wird ansatzweise durch Forschungsbefunde dokumentiert, die für Deutschland eine relativ häufige zeitliche Koppelung des Erwerbsbeginns und der ökonomischen Selbstständigkeit mit dem Auszug bzw. ein Ansteigen der Auszugswahrscheinlichkeit beim Eintreten der beiden Ereignisse belegen (Mayer & Wagner, 1986; Ott, 1986; Georg et al., 1994; Scherger, 2008). Das zweite, vorwiegend im Rahmen einer Ausbildung auf tertiärer Stufe angesiedelte Verlaufsmuster erhält demgegenüber Unterstützung durch Befunde, die eine verstärkte Auszugsneigung im Zusammenhang mit einem Studium bzw. einen zeitlichen Zusammenhang zwischen Studienbeginn und Auszug nachweisen (Ziegler & Schladt, 1993; Konietzka & Huinink, 2003)<sup>34</sup>. Insgesamt erweist sich die Auszugsneigung von Studierenden vor dem dargestellten Hintergrund als etwas höher als jene von Jugendlichen in beruflichen Ausbildungsgängen. Die höchste Auszugsrate und somit den frühesten Auszug aus dem Elternhaus weisen aber junge Erwachsene auf, die nur über ein geringes Bildungsniveau verfügen bzw. keine berufliche Ausbildung durchlaufen (Georg et al., 1994; Huinink & Konietzka, 2004; Scherger, 2007).

#### **4.2.2 Makrostrukturelle Rahmenbedingungen der Verselbständigung**

Die hier für Deutschland berichtete Entwicklung in Richtung grösserer Handlungsspielräume bei der Haushaltgründung lässt sich in vielen zentraleuropäischen Ländern in vergleichbarem (und in nordeuropäischen Ländern in noch stärkerem) Masse beobachten. Sie gilt jedoch nicht oder nur bedingt für süd- und osteuropäische Länder (wie z.B. Italien, Spanien und Bulgarien), in denen die Gestaltungsmöglichkeiten von jungen Menschen beim Auszug aus dem Elternhaus und der Gründung eines eigenen Haushalts zum Teil aufgrund unterschiedlicher kultureller Normen, vor allem aber wegen der dort herrschenden ungünstigeren Beschäftigungs- und Wohnungsmarktlage sowie der geringeren staatlichen Unterstützungsleistungen deutlich eingeschränkt sind (Cordon, 1997; Iacovou, 1998;

---

<sup>34</sup> Die zu diesem Bereich verfügbaren Forschungsbefunde präsentieren sich allerdings nicht einheitlich. Sie legen z.B. Eingrenzungen in dem Sinne nahe, dass sie die beschleunigende Wirkung einer Hochschulausbildung in jüngeren Kohorten vor allem für Frauen nachweisen (Weick, 1993; Dommermuth, 2008).

Biggart et al., 2002; Europäische Union, 2002; Bendit & Hein, 2003; Stauber & du Bois-Reymond, 2006). Die meisten jungen Männer können in diesen Breitengraden ihr Elternhaus erst verlassen, wenn sie vor dem Hintergrund einer eigenen Erwerbstätigkeit ökonomisch unabhängig von ihrer Herkunftsfamilie geworden sind. Für junge Frauen stellt hingegen eine eheliche Verbindung mit einem berufstätigen Partner oftmals die einzige Möglichkeit zum Auszug aus dem Elternhaus dar. Die Palette möglicher Wohnformen im jungen Erwachsenenalter ist in diesen Ländern entsprechend kleiner und der Stellenwert, den eine feste Stelle im subjektiven Erleben junger Erwachsener hat, wesentlich grösser als z.B. in Deutschland (Bendit & Hein, 2003). Der Gründung eines eigenen Hausstandes gehen unter diesen Voraussetzungen häufig eine vergleichsweise lange ökonomische Abhängigkeit von den Eltern und eine lange Verweildauer im elterlichen Haushalt voraus, wobei dem späten Auszug dann im Durchschnitt relativ schnell die Heirat und Familiengründung folgt (Cordon, 1997; Rossi, 1997; Iacovou, 1998; Iacovou & Berthoud, 2001). 1998 lebte in Südeuropa die Mehrheit der jungen Erwachsenen mit Ende Zwanzig noch bei den Eltern, während im Vergleich dazu in den meisten zentraleuropäischen und insbesondere in den skandinavischen Ländern der grösste Teil der jungen Erwachsenen im vergleichbaren Alter bereits ausgezogen war (Europäische Union, 2002).

Die Abhängigkeit des Auszugsverhaltens von *makrostrukturellen Rahmenbedingungen* wird auch in Studien erkennbar, die verschiedene Regionen Deutschlands miteinander vergleichen.

In *Ost-West-Vergleichen*, die in den Jahren nach der Wiedervereinigung durchgeführt wurden, hat sich z.B. regelmässig gezeigt, dass der Auszug aus dem Elternhaus in Ostdeutschland vor dem Hintergrund des ökonomischen und sozialpolitischen Erbes der ehemaligen DDR deutlich früher als in Westdeutschland erfolgte (Buba et al., 1992; Hullen, 1995; Härtl, 1996; Juang et al., 1999; Marbach, 1999). Der Übergang in den Beruf und ins Familienleben fand in den neuen Bundesländern ebenfalls beschleunigt und zeitlich stärker komprimiert als in den alten Bundesländern statt (Behnken & Zinnecker, 1992; Buba et al., 1995; Buba, 1996; Vaskovics, 1996). Das Auszugsverhalten in Westdeutschland war demgegenüber durch grösseren Gestaltungsspielraum und stärkere Reversibilität gekennzeichnet. Aufgrund der längeren Ablösephase und des durchschnittlich höheren Einkommens der Eltern wurden junge Erwachsene in den westlichen Bundesländern zudem über einen längeren Zeitraum hinweg und in grösserem Umfang von ihrer Herkunftsfamilie finanziell unterstützt als Heranwachsende in Ostdeutschland. Letztere waren zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts dagegen vermehrt auf staatliche Unterstützungsleistungen angewiesen (Vaskovics, 1998). In den letzten Jahren scheinen sich die Übergangsmuster ins Erwachsenenalter und das Auszugsverhalten in den beiden Landesteilen vor dem Hintergrund der makrostrukturellen Anpassungsprozesse jedoch immer mehr anzugleichen (Vaskovics, 1998; Sardei-Biermann & Kanalas, 2006; Statistisches Bundesamt, 2006).

Aufschlussreich im Hinblick auf die Wirkung unterschiedlicher Kontextbedingungen auf die Verselbständigung junger Erwachsener ist ferner eine *Gegenüberstellung von ländlichen und städtischen Lebensverhältnissen*.<sup>35</sup> In Stadt-Land-Vergleichen zeigt sich für Jugendliche aus ländlichen Regionen (West-) Deutschlands meist eine geringere Neigung zum Auszug als für Jugendliche aus Kernstädten oder Ober- und Mittelzentren (Buba et al., 1992; Georg et al., 1994; Härtl, 1996; Marbach, 1999; Sardei-Biermann & Kanalas, 2006; Schimpl-Neimanns, 2006; Dommermuth, 2008). Eine Erklärung für den späteren Auszug im ländlichen Raum könnten dabei die auf dem Land generell grosszügigeren Wohnbedingungen im Elternhaus (Müller, 1991) und die häufig schwächere Wirtschaftsstruktur darstellen. Sie begünstigen eine enge Bindung an die Herkunftsfamilie und führen zusammen mit den oftmals traditionelleren Familienverhältnissen und Lebensentwürfen in ländlichen Regionen zu einem durchschnittlich längeren Verweilen im Elternhaus. Besonders junge Männer aus kleinen ländlichen Gemeinden bleiben oft bis weit über das 25. Lebensjahr hinaus im elterlichen Haushalt wohnen (Härtl, 1996; Zinnecker et al., 1996; Lauterbach & Lüscher, 1999).

#### **4.2.3 Materielle Ressourcen der Herkunftsfamilie**

##### **4.2.3.1 Die Familie als Solidargemeinschaft**

Die Ergebnisse zu den kulturellen und regionalen Unterschieden lassen neben dem Einfluss von makrostrukturellen Faktoren auf das Timing des Auszugs und auf den Handlungsspielraum bei der Verwirklichung alternativer Lebensentwürfe auch erkennen, welche unterschiedliche Bedeutung der Familie bei der Verselbständigung junger Erwachsener zukommen kann. Die Anforderungen an die Familie als materielles Unterstützungsnetzwerk variieren danach erheblich in Abhängigkeit von den Arbeitsmarktbedingungen und den sozialpolitischen Steuerungsmassnahmen einer Gesellschaft. In Ländern mit unterinstitutionalisierten Wohlfahrtssystemen und relativ ungünstigen Arbeitsmarktlagen (insbes. in Südeuropa) sind Familien z.B. ungleich stärker gefordert als in Ländern mit vergleichsweise vorteilhaften Erwerbsmöglichkeiten und besser ausgebauten wohlfahrtsstaatlichen Institutionssystemen. Die Herkunftsfamilie muss unter solchen Voraussetzungen ausgleichen und abfedern, was die für junge Erwachsene häufig nur in unzureichendem Masse verfügbaren oder unterbezahlten Beschäftigungsmöglichkeiten sowie die ungenügenden staatlichen Transferleistungen an finanzieller Sicherheit nicht zu gewährleisten vermögen (Cordon, 1997; Rossi, 1997). Sie hat jedoch auch in Ländern mit diesbezüglich günstigeren Voraussetzungen eine wichtige Funktion als *Solidargemeinschaft*, wenn junge Erwachsene ihren Lebensunterhalt nicht selbständig zu bestreiten vermögen und staatliche Unter-

---

<sup>35</sup> Im Rahmen dieses Kapitels wird eine solche Gegenüberstellung ebenfalls möglich sein. Die Datenbasis der Studie erlaubt es jedoch nicht, darüber hinaus gehende makrostrukturelle Einflussfaktoren zu untersuchen.

stützungsleistungen nicht ausreichen bzw. erst dann einsetzen, wenn die Selbsthilfefähigkeit der Familie erschöpft ist (Bendit & Hein, 2003; Stauber & du Bois-Reymond, 2006).

Für Deutschland mit seinem stark erwerbszentrierten, korporatistischen Wohlfahrtsregime (Esping-Andersen, 1998; Walther, 2002) konnte dieser Sachverhalt im Rahmen verschiedener Jugendstudien nachgewiesen werden. Die Studien vermögen zu zeigen, dass ein grosser Teil der jungen Erwachsenen in regelmässigen oder unregelmässigen Abständen durch die Eltern unterstützt wird und die elterlichen Leistungen, neben Einkünften aus der eigenen (Teilzeit-) Erwerbstätigkeit und staatlichen Ausbildungszuschüssen, über längere Zeit als integralen Bestandteil des Lebensunterhalts in Anspruch nimmt (Vaskovics et al., 1992; Vaskovics, 1996; Sardei-Biermann & Kanalas, 2006). Im Jahr 2003 wurden beispielsweise über 80% der jungen Erwachsenen in Deutschland, die sich in beruflicher Ausbildung oder im Studium befanden, von ihren Eltern durch finanzielle Zuwendungen oder durch eine kostenfreie Wohnmöglichkeit im elterlichen Haushalt unterstützt. Bei einem Viertel der Jugendlichen in Berufsausbildung und fast der Hälfte der Studierenden stellten die elterlichen Unterstützungsleistungen sogar die wichtigste Unterhaltsquelle dar (Sardei-Biermann & Kanalas, 2006). Die elterlichen Leistungen in der Ablösephase beschränken sich jedoch nicht auf finanzielle Hilfen und die Möglichkeit, im Elternhaus wohnen zu bleiben. Sie umfassen auch Dienstleistungen wie z.B. Wäsche waschen, Essen zubereiten oder die Mitbenutzung des elterlichen Motorfahrzeugs, in deren Genuss insbesondere die noch zu Hause wohnenden jungen Erwachsenen kommen (Vaskovics et al., 1992; Vaskovics, 1996).

Am meisten Unterstützungsleistungen erhalten Jugendliche aus begüterten Familien und aus höheren sozialen Schichten. Sie stellen auch einen grossen Teil der jungen Erwachsenen, die (vorwiegend im Zusammenhang mit einer Hochschulausbildung) zwischen ihrem Elternhaus und einem zweiten Wohnsitz ‚pendeln‘ oder nach dem ersten Auszug vorübergehend wieder in den elterlichen Haushalt zurückkehren (Buba et al., 1992; Vaskovics et al., 1992; Zinnecker et al., 1996; Vaskovics, 1998). Junge Erwachsene aus der sozialen Unterschicht können demgegenüber auf weitaus weniger Ressourcen zurückgreifen. Die Notwendigkeit eines frühen Erwerbseinstiegs ist für sie entsprechend grösser und der Druck, das Elternhaus aufgrund ungünstiger Wohnverhältnisse früh zu verlassen, erheblich höher als für Jugendliche, die unter vorteilhafteren ökonomischen Bedingungen in der sozialen Mittel- und Oberschicht aufwachsen (Georg et al., 1994; Schimpl-Neimanns, 2006)<sup>36</sup>.

---

<sup>36</sup> Die Beschleunigung im Auszugsverhalten von jungen Erwachsenen aus der Unterschicht und aus sozial benachteiligten Familien kann selbstverständlich nicht alleine auf die geringeren materiellen Ressourcen zurückgeführt werden. Unter anderem dürften dafür auch die in diesen Lebenslagen häufig zu beobachtenden

#### 4.2.3.2 Haushaltspezifische und transferierbare Ressourcen

Die Frage, inwiefern der Entscheid, im Elternhaus zu verbleiben oder auszuziehen, von den Unterstützungsangeboten der Eltern in der Ablösephase abhängig ist, lässt sich angesichts der vielfältigen elterlichen Hilfeleistungen nicht pauschal beantworten. Als hilfreich für das Verständnis der Einflussprozesse erweist sich eine Unterteilung der Unterstützungsleistungen in Merkmale des *Lebensstandards*, den die Eltern für die erwachsenen Kinder in ihrem Haushalt zu gewährleisten vermögen, und in *materielle Transferleistungen*, die nach dem Auszug von Seiten der Eltern für die Kinder erbracht werden. In Anlehnung an Goldscheider und DaVanzo (1989, S. 599) können diese beiden Bereiche auch als *haushaltspezifische* (location-specific) und *transferierbare* (transferable) *Ressourcen* der Herkunftsfamilie bezeichnet werden. Es ist davon auszugehen, dass sie den Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus je nach ihrem Umfang sowie der Bedarfs- und Motivationslage der jungen Erwachsenen in unterschiedlicher Weise beeinflussen. So ist zu erwarten, dass ungenügende Ressourcen in beiden Bereichen eher zu einer Beschleunigung des Auszugsverhaltens und des Einstiegs ins Erwerbsleben führen, während sich diesbezüglich vorteilhafte Bedingungen je nach der Motivation der jungen Erwachsenen und den von aussen wirksamen Veränderungsnotwendigkeiten unterschiedlich auf den Zeitpunkt der Ablösung auswirken können. Ein hoher Lebensstandard im elterlichen Haushalt im Sinne einer haushaltspezifischen Ressource dürfte z.B. mit einem längeren Verweilen im Elternhaus verbunden sein, wenn für junge Erwachsene gleichzeitig keine innere Motivation oder kein äusserer Anlass zur Veränderung besteht. Bei einer hohen Auszugsmotivation der jungen Erwachsenen ist hingegen selbst unter komfortablen Lebensverhältnissen im Elternhaus nicht von einer Verlangsamung des Auszugs auszugehen. Grosszügige ökonomische Ressourcen der Herkunftsfamilie sollten sich demgegenüber vor allem vor dem Hintergrund von persönlichen Auszugswünschen oder externen Anforderungen an einen Wohnortswechsel im Sinne von transferierbaren Ressourcen beschleunigend auf den Auszug auswirken (s. auch Goldscheider & DaVanzo, 1989; De Jong Gierveld, Liefbroer & Beekink, 1991).

In der Forschungspraxis stellt es allerdings selbst vor dem Hintergrund dieser groben Unterteilung in haushaltspezifische und transferierbare Ressourcen oft kein einfaches Unterfangen dar, die genaue Wirkung der verschiedenen Formen elterlicher Hilfeleistungen auf den Zeitpunkt des Auszugs zu ermitteln. In den meisten Untersuchungen liegen keine unmittelbaren Angaben zum Lebensstandard im elterlichen Haushalt oder zu den konkret von den Eltern erbrachten materiellen Transferleistungen vor. Es muss deshalb häufig auf

---

geringeren Bildungsaspirationen und ungünstigeren Sozialisationsbedingungen im Elternhaus verantwortlich sein (Grundmann, 1998; Hurrelmann, 2000; Walper, 2001).



indirekte und z.T. mehrdeutige Indikatoren zurückgegriffen werden, die entweder nur sehr allgemeine Aussagen über die Wirkung familiärer Ressourcen erlauben oder dann ohne zusätzliche Informationen nicht eindeutig zu interpretieren sind. Am Beispiel des *Haushaltseinkommens und der Schicht der Herkunftsfamilie*, die in diesem Zusammenhang oft als Indikatoren für die materiellen Ressourcen und Unterstützungsleistungen der Herkunftsfamilie herangezogen werden, werden die damit verbundenen Schwierigkeiten deutlich: So haben verschiedene Untersuchungen bei westdeutschen Familien aus den oberen Einkommensklassen und höheren sozialen Schichten, der Erwartung entsprechend, dass grosszügige elterliche Unterstützungsangebote im Sinne von transferierbaren Ressourcen den Auszug der jüngeren Generation beschleunigen, eine erhöhte Auszugsneigung junger Erwachsener festgestellt (Weick, 1993; Ziegler & Schladt, 1993; Georg et al., 1994; Mulder et al., 2002; Schimpl-Neimanns, 2006). Der beschleunigende Effekt in Familien der sozialen Mittel- und Oberschicht dürfte sich dabei allerdings ein Stück weit auch durch die stärkere Orientierung am Erziehungsziel der Autonomie und an tertiären Bildungslaufbahnen in diesen sozialen Lagen ergeben haben<sup>37</sup>. Es finden sich in der Forschungsliteratur im Gegensatz zum Befund der beschleunigenden Wirkung aber auch Ergebnisse, die zeigen, dass der Auszug vor dem Hintergrund einer komfortablen ökonomischen Situation verzögert erfolgen kann (Härtl, 1996; Lauterbach & Lüscher, 1999; Gartner, 2000). Diese Ergebnisse legen nun eher eine Interpretation des Haushalteinkommens als Indikator für einen hohen Lebensstandard im Sinne einer haushaltspezifischen Ressource nahe. Der vermeintliche Widerspruch in den Befunden lässt sich nur durch Kenntnis der Lebensverhältnisse und Motive der betroffenen jungen Erwachsenen klären. Da es an diesen Informationen häufig mangelt, bleiben die Ergebnisse oft zu einem gewissen Grad spekulativ. Für das vorliegende Beispiel kann die Vermutung formuliert werden, dass sich die ökonomisch günstige Situation im Falle des verlangsamten Auszugs mehrheitlich auf junge Erwachsene bezog, die vor dem Hintergrund eines geringen Veränderungsdrucks von aussen und einer allenfalls geringeren inneren Auszugsmotivation vom hohen Lebensstandard im elterlichen Haushalt profitierten. Im Falle des beschleunigten Auszugs könnte es sich hingegen vornehmlich um Jugendliche gehandelt haben, die sich aus Ausbildungs- oder Erwerbsgründen relativ früh zum Auszug aus dem Elternhaus veranlasst sahen, wobei sie auch nach dem Verlassen des Elternhauses auf die grosszügigen materiellen Unterstützungsleistungen ihrer Eltern zählen konnten.

Als weitere, ebenfalls eher grobe Indikatoren für die materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilie werden in der Forschungsliteratur neben dem Einkommen und der sozialen Schicht häufig die pro Familienmitglied zur Verfügung stehende *Wohnfläche* und die *Eigentumsverhältnisse* des Wohnraums im Elternhaus herangezogen. Sie fungieren in der Regel als Masse

---

<sup>37</sup> Die beschleunigende Wirkung in formal höher gebildeten Familien zeigt sich jedoch zum Teil nur bei Frauen (Weick, 1993; Ziegler & Schladt, 1993).

für den Lebensstandard im elterlichen Haushalt bzw. die haushaltspezifischen Ressourcen einer Familie. Die Varianz der familiären Wohnbedingungen ist in Deutschland immer noch relativ gross, obwohl sich in den letzten Jahrzehnten die Wohnverhältnisse und der Lebensstandard von Familien, wie bereits dargestellt, deutlich verbessert haben. Das Risiko, unter engen Bedingungen leben zu müssen, ist insbesondere in Familien der sozialen Unterschicht und in kinderreichen Familien (Marbach, 1999) deutlich erhöht. Die Wohnfläche, die einem Familienmitglied zur Verfügung steht, ist zudem im städtischen Kontext im Durchschnitt geringer als auf dem Land (Müller, 1991). Wie Forschungsbefunde zeigen, verbleiben junge Erwachsene im Allgemeinen länger im elterlichen Haushalt, wenn ihnen genügend Wohnraum zur Verfügung steht und die Eltern Wohneigentum besitzen (Mayer & Wagner, 1986; Ott, 1986; Lauterbach & Lüscher, 1999; Mulder et al., 2002).

Hinweise auf die haushaltspezifischen und transferierbaren Ressourcen einer Familie ergeben sich des Weiteren aus dem Indikator der *Familiengrösse*. Es erscheint jedenfalls plausibel, dass mit wachsender Grösse einer Familie sich auch zunehmend ungünstigere Wohnverhältnisse einstellen und dies eine raschere Ablösung von der elterlichen Wohnung veranlassen könnte. Zu vermuten ist auch, dass sich mit steigender Kinderzahl die für jedes Kind zur Verfügung stehende Betreuungszeit und der finanzielle Spielraum einer Familie reduzieren. Die Eltern müssen unter diesen Umständen darauf achten, dass sie ihre Kinder etwa gleichmässig fördern und gleichmässig mit materiellen und immateriellen Leistungen versorgen. Ihre Ressourcen dürften jedoch häufig nicht ausreichen, um den Kindern die gleiche Unterstützung zukommen zu lassen, wie dies in Kleinfamilien möglich ist (Buba et al., 1992; Goldscheider & Goldscheider, 1999). Befunde aus Deutschland belegen denn auch, dass Kinder aus grossen Familien (ähnlich wie Kinder aus der sozialen Unterschicht) im Durchschnitt früher berufstätig und finanziell selbständig werden (Vaskovics et al., 1992) und etwas früher als andere Jugendliche von zu Hause ausziehen (Weick, 1993; Hullén, 1995; Härtl, 1996; Schimpl-Neimanns, 2006). Es ergeben sich zum Teil jedoch Einschränkungen bezüglich der Kinderzahl und des Geschlechts. Die Familiengrösse scheint demnach erst ab einer grösseren Kinderzahl und stärker bei Frauen als bei Männern den Auszug aus dem Elternhaus zu beschleunigen. Der Geschlechtsunterschied könnte zu einem gewissen Grad auf die stärkere Einbindung von Töchtern aus kinderreichen Familien in familiäre Haushalt- und Betreuungsaufgaben zurückzuführen sein. Er wäre in dieser Lesart als Ergebnis des Versuchs junger Frauen zu sehen, sich den häuslichen Verpflichtungen und ungünstigeren Wohnverhältnissen in Grossfamilien durch einen vorzeitigen Auszug zu entziehen<sup>38</sup>.

---

<sup>38</sup> Die Ergebnisse zum positiven Zusammenhang zwischen Familiengrösse und Auszugstempo sind nicht unwidersprochen geblieben. Es finden sich einzelne Untersuchungen, die (insb. bei Kontrolle des sozio-ökonomischen Status der Herkunftsfamilie) keinen Zusammenhang zwischen dem Aufwachsen in einer grossen Familie und einem früheren Auszug aus dem Elternhaus nahe legen (Buba et al., 1992; Lauterbach

#### 4.2.4 Erfahrungen von Autonomie und Verbundenheit in der Familie

Aus der Beschäftigung mit den materiellen Austauschprozessen in Familien lässt sich unmittelbar zur zentralen Fragestellung dieses Kapitels überleiten. Es ist dies die bereits in der Einleitung aus entwicklungspsychologischer Perspektive formulierte Frage nach dem emotionalen Austausch in Familien und nach dem Ausmass, in welchem die in der Familie in der Kindheit und Adoleszenz gemachten *Beziehungserfahrungen* und etablierten *Beziehungsformen* den Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus zu beeinflussen vermögen. Die Beantwortung dieser Frage erfolgt primär vor dem Hintergrund individuationstheoretischer Überlegungen. Gemäss diesem entwicklungspsychologischen Theorieansatz hängt der Erfolg des Individuations- und Ablöseprozesses junger Erwachsener in nicht unwesentlichem Masse von einer gelungenen Balance zwischen der Anerkennung und Unterstützung der *jugendlichen Autonomiewünsche* durch die Eltern und der Aufrechterhaltung einer *emotional nahen Familienbeziehung* ab. Verschiedene Studien, die sich in dieser theoretischen Tradition mit der Individuation und Ablösung Jugendlicher und junger Erwachsener befasst haben, zeigen, dass es für die Entwicklung einer autonomen Persönlichkeit entscheidend ist, dass es den Eltern und Kindern in frühen Stadien ihrer Beziehungsgeschichte gelingt, den Prozess der sukzessiven Ausweitung der jugendlichen Autonomie, trotz gelegentlicher Turbulenzen, in gegenseitigem Respekt und vor dem Hintergrund von gegenseitigem Vertrauen zu gestalten (White et al., 1983; Wynne, 1985; Youniss & Smollar, 1985; Grotevant & Cooper, 1986; Stierlin, 1989; Baumrind, 1991; Steinberg, 2001). Die Autonomieentwicklung der Jugendlichen und die Fortführung einer emotional nahen Generationenbeziehung bilden in diesem Sinne nicht zwei sich gegenseitig ausschliessende Entwicklungsdimensionen. Sie stellen in ihrer Verschränkung vielmehr wichtige Voraussetzungen für den Aufbau einer selbständigen und gleichzeitig sozial integrierten Persönlichkeit dar, die den Auszug aus dem Elternhaus und die Übernahme von Verantwortung im Erwachsenenalter selbstbewusst zu meistern vermag. Jugendliche, die keine altersgemässe Selbständigkeit entwickeln konnten und nicht auf die emotionale Unterstützung ihrer Eltern zählen können, zeigen beim Übergang ins Erwachsenenalter oft grosse Schwierigkeiten, die anstehenden Entwicklungsaufgaben, wie z.B. den Aufbau von ausserfamiliären Sozialbeziehungen, erfolgreich zu bewältigen (Seiffge-Krenke, 2006).

Die beiden Entwicklungsdimensionen spielen in der Erziehung von Mädchen und Jungen allerdings häufig eine unterschiedliche Rolle. So unterliegen Töchter in der Adoleszenz und im jungen Erwachsenenalter, wenn sie noch zu Hause wohnen, oft einer grösseren elterlichen Kontrolle und Beaufsichtigung als Söhne und werden auch stärker als diese in Haushaltaufgaben und in die Betreuung jüngerer Geschwister eingebunden (White, 1994;

---

& Lüscher, 1999) oder bei westdeutschen Frauen aus kinderreichen Familien anstelle einer Beschleunigung eine Verzögerung des Auszugsverhaltens feststellten (Juang et al., 1999; Gartner, 2000).

Goldscheider & Goldscheider, 1999). Das Verhalten der Eltern ihnen gegenüber ist zudem stärker als jenes gegenüber Söhnen durch die Betonung von Nähe und durch die Förderung von Fürsorgekompetenzen gekennzeichnet. Vor allem das Erziehungsverhalten von Müttern weist diesbezüglich eine besondere Intensität auf. Im Erziehungsverhalten gegenüber Söhnen steht im Gegensatz dazu stärker die Entwicklung von Autonomie und Selbständigkeit im Vordergrund, wobei sich in dieser Hinsicht vor allem das Verhalten von Vätern, vor dem Hintergrund ihrer eigenen Geschlechtsrollensozialisation, als besonders ausgeprägt erweist (Shulman & Seiffge-Krenke, 1996; Becker-Stoll et al., 2000).

Jungen entwickeln angesichts dieser geschlechtsspezifischen Erziehungsverhaltensweisen und ihrer unterschiedlichen Orientierung an männlichen und weiblichen Rollenvorbildern häufiger als Mädchen ein Selbstverständnis, das als ‚autonom von anderen‘ bezeichnet werden kann, während Mädchen sich demgegenüber durch das mütterliche Vorbild der Fürsorge und aufgrund des von ihnen erwarteten Verhaltens stärker über einen Beziehungsstil der ‚Verbundenheit mit anderen‘ zu definieren lernen (Gilligan, 1982; Chodorow, 1985). Junge Frauen erleben sich in der Folge auch häufig von ihren Eltern und speziell von ihren Müttern emotional abhängiger als männliche Jugendliche (Spiel, von Eye, Spiel, Resch & Sampl, 2002). Ihre Beziehung zur Mutter ist in der Regel durch eine besondere emotionale Nähe und Intimität, aber auch durch vermehrte Konflikte und Schwierigkeiten bei der gegenseitigen Abgrenzung und Ablösung gekennzeichnet (Kaplan, 1984).

Es ist davon auszugehen, dass der Auszug junger Frauen vor dem Hintergrund der beschriebenen geschlechtsspezifischen Erziehungs- und Sozialisationsprozesse in weitaus grösserem Masse als jener von jungen Männern von elterlichen Beziehungsangeboten abhängig ist und durch die elterliche Autonomiegewährung und Kontrolle beeinflusst wird. Zu erwarten ist auch, dass der Gewinn an persönlicher Autonomie, der im Zusammenhang mit dem Auszug entsteht, für junge Frauen grösser ausfällt als für junge Männer.

Die bisher verfügbaren Forschungsbefunde enthalten erst wenige Hinweise zur Bedeutung von frühen familiären Beziehungserfahrungen für das Auszugsverhalten von Frauen und Männern. Es liegen jedoch zahlreiche Ergebnisse vor, die den Schluss nahe legen, dass die Beziehung zwischen Eltern und Kindern und das elterliche Erziehungsverhalten in der Adoleszenz nicht ohne langfristige Folgen für die spätere Beziehungs- und Persönlichkeitsentwicklung von jungen Erwachsenen bleiben. Zusammenfassend zeigt sich in den Forschungsbefunden eine moderate Stabilität intergenerationaler Beziehungsmuster – vor allem in der Tochter-Mutter-Beziehung – (Tubman & Lerner, 1994; Schneewind & Ruppert, 1995; Aquilino, 1997) und ein moderater Einfluss früher Beziehungserfahrungen auf die psychische Entwicklung und das Wohlbefinden im frühen Erwachsenenalter (Amato, 2001b; Aquilino, 2001; Knoester, 2003). Den Erwartungen entsprechend lässt sich auch eine, wenngleich nicht allzu starke, Wirkung familiärer Interaktionsprozesse in der

Adoleszenz auf die Ablösung vom Elternhaus nachweisen. So führt ein (über-) fürsorgliches (De Jong Gierveld et al., 1991) oder wenig Autonomie gewährendes Elternverhalten (Stierlin et al., 1977) oftmals zur Verlangsamung des Auszugs aus dem Elternhaus, während eine gelungene Balance von Autonomie und Verbundenheit die jugendliche Individuation und Loslösung vom Elternhaus positiv vorantreiben (O'Connor et al., 1996; Seiffge-Krenke, 2006). Schwerwiegende Spannungen und Konflikte zwischen Eltern und Kindern im Jugendalter stellen hingegen sowohl bei Frauen als auch bei Männern häufig einen Grund für eine frühe Trennung vom Elternhaus und eine vorzeitige Gründung eines eigenen Hausstandes dar (Stierlin et al., 1977; Ziegler & Schladt, 1993; Stattin & Magnusson, 1996)<sup>39</sup>. Elterliche Beaufsichtigung im Sinne von Monitoring hängt zudem insbesondere bei jungen Männern mit einem etwas längeren Verbleiben im Elternhaus zusammen (Silbereisen, Meschke & Schwarz, 1996; Juang et al., 1999).

#### 4.2.5 Risikoverhaltensweisen und Entwicklungsdefizite in der Adoleszenz

Ablöseprobleme und Beziehungsstörungen zwischen Eltern und Kindern treten meist nicht als isoliertes Phänomen in Erscheinung, sondern sind im Gegenteil häufig in ein umfassenderes Problembild eingebettet, in welchem sich Defizite auf der Beziehungs- und der Personenebene (beider Generationen) wechselseitig beeinflussen und ‚aufschaukeln‘. Auf Seiten der Heranwachsenden gehen sie nicht selten mit psychischer Instabilität, Verhaltensproblemen, schulischen Schwierigkeiten und der Einbindung in problematische Peerbeziehungen einher (Fend, 1990; Mansel & Hurrelmann, 1994; O'Connor et al., 1996; Stattin & Magnusson, 1996; Loeber, Farrington, Stouthamer-Loeber & Van Kammen, 1998; Petermann & Petermann, 2002).

Stattin und Magnusson (1996) haben dieses Problembild in einer Studie mit *Frühauszieherinnen* näher untersucht. Sie konnten zeigen, dass die vor dem 18. Lebensjahr von zu Hause ausgezogenen jungen Frauen ihrer Studie schlechtere schulische Leistungen aufwiesen und über geringere Bildungsaspirationen als die später von zu Hause ausgezogenen Frauen verfügten. Die Frühauszieherinnen wiesen zudem einen höheren Drogenkonsum auf, zeigten ein aggressiveres und impulsiveres Verhalten und machten deutlich früher ihre ersten sexuellen Erfahrungen als die später von zu Hause ausgezogenen Frauen. Ihre Beziehung zur Mutter, weniger jene zum Vater, war zudem stark zerrüttet. Dieses Problembild konnte auch in einigen (west-) deutschen Studien ansatzweise nachgewiesen werden. Es zeigte sich in diesen, dass illegales und von der Norm abweichendes Verhalten (Juang et al., 1999), die Einbindung in Peergruppen mit Devianzpotenzial (Silbereisen et al., 1996) sowie eine starke Orientierung an ausserhäuslichen Aktivitäten mit Gleichaltrigen (Ziegler

---

<sup>39</sup> Bzw. fördern bei Jugendlichen in starker ökonomischer Abhängigkeit von der Herkunftsfamilie vermehrt den Wunsch nach einem frühzeitigen Auszug aus dem Elternhaus (Mansel & Hurrelmann, 1994).

& Schladt, 1993) beschleunigende Faktoren für den Auszug aus dem Elternhaus und die Gründung eines eigenen Hausstandes darstellen.

Ein deutlich anders gelagertes Problemsyndrom dürfte demgegenüber bei einer kleinen Gruppe von jungen Erwachsenen vorliegen, denen es sehr schwer fällt, sich vom Elternhaus zu trennen. Die Eltern-Kind-Beziehung dieser *Spätauszieherinnen und Spätauszieher* scheint im Vergleich zu den oben beschriebenen Frühauszieherinnen seltener durch offene Konflikte und Streitigkeiten gekennzeichnet zu sein, dafür aber in einigen Fällen mit der Ablösung der Jugendlichen hemmenden Einstellungen und Verhaltensweisen der Eltern sowie mit Entwicklungsverzögerungen der jungen Erwachsenen einherzugehen<sup>40</sup>. Sehr lange zu Hause wohnende junge Erwachsene weisen z.B. öfter eine verspätete Entwicklung in der Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht und Defizite bei Fertigkeiten auf, die zur Führung eines eigenen Haushalts erforderlich sind. Sie zeigen zum Teil bereits in der Adoleszenz Verspätungen bei Statuspassagen wie sich zum ersten Mal verlieben, erste sexuelle Erfahrungen machen und das erste Mal das Essen selber zubereiten (Zinnecker et al., 1996). Diese Entwicklungsverzögerungen wirken zuweilen bis ins frühe Erwachsenenalter nach und schlagen sich auch auf die Partnersuche und die Trennung von der Herkunftsfamilie nieder (Georg et al., 1994). In der Gruppe der sehr spät Ausziehenden findet sich allgemein ein vergleichsweise hoher Anteil (vorwiegend männlicher) junger Erwachsener, die ohne Partnerbeziehung sind (Härtl, 1996; Zinnecker et al., 1996; Lauterbach & Lüscher, 1999; Seiffge-Krenke, 2006).

Ein langes Zuhausebleiben darf jedoch nicht ohne weiteres als Zeichen von ‚Unreife‘ interpretiert werden. Es muss berücksichtigt werden, dass der Auszug aus dem Elternhaus heutzutage, bedingt durch die langen Ausbildungszeiten, mit erheblichen zeitlichen Verzögerungen erfolgen kann. Ferner ist das geschlechtsspezifisch unterschiedliche Entwicklungstempo im Auszugsverhalten und in der Bindungsbereitschaft in Rechnung zu stellen. Männer gehen im Durchschnitt später als Frauen eine feste Partnerschaft ein und vollziehen auch die Ablösung vom Elternhaus sowie den Übergang in die Ehe und Elternschaft später (Buba, 1996; Europäische Union, 2002; Scherger, 2007).

---

<sup>40</sup> Die kindliche Ablösung hemmendes Elternverhalten kann sich z.B. in Form von elterlichen Trennungsängsten, mangelnder Förderung von Selbständigkeit, unklarer Grenzziehung oder Parentifizierung der Kinder äussern (Stierlin et al., 1977; Boszormenyi-Nagy & Spark, 1981; Kohlendorfer, Baumann & Merl, 1994; Papastefanou, 1997).

### 4.3 Fragestellung und Thesen

Die dargestellten Befunde verdeutlichen insgesamt, dass der Übergang ins Erwachsenenalter und das Verhalten beim Auszug aus dem Elternhaus in Deutschland sowie in vielen vergleichbaren westlichen Ländern einen hohen Grad an Komplexität erreicht haben. Der Entscheid, das Elternhaus zu verlassen oder in ihm zu verbleiben, unterliegt einem engen Zusammenspiel von individuellen und sozialen Bedingungsfaktoren. Die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und die personalen Ressourcen und Präferenzen der Heranwachsenden spielen ebenso eine Rolle wie die materielle Situation der Herkunftsfamilie, die Organisation des Ausbildungs- und Erwerbssystems sowie die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und sozialpolitischen Steuerungsmassnahmen einer Gesellschaft.

Der vorliegende Beitrag untersucht vor diesem Hintergrund die Bedeutung unterschiedlicher Bedingungsfaktoren für den Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus. Im empirischen Teil werden die folgenden drei grundsätzlich unterschiedlichen Einflussbereiche auf das Auszugsverhalten miteinander verglichen:

#### *Materielle Ressourcen der Herkunftsfamilie*

Ein erster Bereich betrifft die haushaltspezifischen und transferierbaren Ressourcen der Herkunftsfamilie. Es wird in dieser Untersuchung davon ausgegangen, dass die Herkunftsfamilie in der Phase der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung eine wichtige Funktion als materielles Unterstützungsnetzwerk hat und dementsprechend sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern der untersuchten Kohorte in Abhängigkeit von den jeweils verfügbaren Ressourcen (d.h. innerhalb der Grenzen sozialstruktureller Differenzierung) einen bedeutsamen Einfluss auf das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus ausübte.

Konkret wird erwartet, dass ein tiefer Lebensstandard im elterlichen Haushalt (gemessen am Wohnraumangebot und an der Familiengrösse) bei den Probanden der LifE-Studie das Bedürfnis, das Elternhaus zu verlassen, erhöhte und den Auszug entsprechend beschleunigte, während umgekehrt ein hoher Lebensstandard den Druck, von zu Hause auszuweichen, generell eher senkte. Der Entscheid zum Auszug dürfte ferner vorangetrieben und erleichtert worden sein, wenn die Eltern vor dem Hintergrund einer vorteilhaften ökonomischen Situation (und einer gewissen Bildungsorientierung in Familien der sozialen Mittel- und Oberschicht) die Bereitschaft signalisierten, ihre Kinder auch nach deren selbst gewählter oder durch äussere Umstände bedingten räumlichen Ablösung zu unterstützen.

Das grösste Gewicht unter den materiellen Merkmalen der Herkunftsfamilie wird im Zuge der abnehmenden sozialen Kontrolle im Elternhaus und des gestiegenen Lebensstandards vieler Familien den Wohnbedingungen im elterlichen Haushalt beigemessen.

#### *Beziehungserfahrungen und individuelle Entwicklungsmerkmale in der Adoleszenz*

Das Hauptaugenmerk der Untersuchung gilt der Bedeutung von familiären Beziehungserfahrungen in der Adoleszenz für das Timing des Auszugs aus dem elterlichen Haushalt. Es wird in diesem Zusammenhang vermutet, dass die Regulation von Bindung und Autonomie in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern eine zentrale Rolle im Ablöseprozess spielt. Je nachdem, wie die Regulationsaufgabe in der Adoleszenz gelöst wird, dürfte sich die Verselbständigung der jungen Erwachsenen unterschiedlich gestalten und in unterschiedlicher Geschwindigkeit vollziehen. Vor dem Hintergrund der geschlechtsspezifischen Interaktionsmuster in Familien werden für Frauen und Männer jedoch differenzielle Wirkmechanismen und unterschiedliche Sensibilitäten vermutet. So wird davon ausgegangen, dass allfällige Beziehungsstörungen in der Eltern-Kind-Beziehung sowie stark einschränkende und kontrollierende Verhaltensweisen der Eltern vor allem bei jungen Frauen der vorliegenden Stichprobe zu einer Beeinträchtigung des Ablöseprozesses geführt haben und mit einer Beschleunigung des Auszugs verbunden gewesen sein dürften. Der Auszug junger Männer dürfte demgegenüber in einer geringeren Masse durch die Beziehungsgestaltung in der Familie beeinflusst gewesen sein und sich insgesamt mit weniger Abgrenzungsproblemen vollzogen haben.

Neben der Erklärungskraft von familiären Beziehungserfahrungen interessiert in der Studie auch, welche Bedeutung personalen Ressourcen und Risiken für das Timing des Auszugs zukommt. Es wird erwartet, dass Kompetenzdefizite und problematische Frühentwicklungen im sozialen Bereich, wie z.B. eine hohe Reizbarkeit und eine frühe Aufnahme von Sexualkontakten im Jugendalter, bei den Probanden der Life-Studie zu einer Beschleunigung des Auszugs führten, während Defizite in der Selbstständigkeitsentwicklung oder Entwicklungsverzögerungen im Bereich von heterosexuellen Beziehungen mit einem verlangsamen Auszugsverhalten einhergingen.

#### *Opportunitätsstrukturen und individuelle Voraussetzungen im jungen Erwachsenenalter*

Die grösste Erklärungskraft für den Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus wird, unter Berücksichtigung früherer Befunde, von den strukturellen Vorgaben des Ausbildungs- und Erwerbssystems sowie von den persönlichen Fähigkeiten der jungen Erwachsenen zur beruflichen und sozialen Integration erwartet. Es wird in diesem Zusammenhang davon ausgegangen, dass die Organisationsstruktur des deutschen Bildungswesens den Gestaltungsspielraum beim Übergang ins Erwachsenenalter in starkem Masse mitbestimmt und



zusammen mit den wirtschaftlichen Voraussetzungen und sozialpolitischen Vorgaben in der Bundesrepublik den übergeordneten Rahmen bildet, innerhalb dessen die individuell unterschiedlichen (Leistungs-) Kompetenzen und Wertvorstellungen der jungen Erwachsenen für den Entscheid zum Auszug wirksam werden. Da in diesem Einflussbereich in erster Linie die Wirkungen von beruflichen und sozialen Statuswechseln auf den Zeitpunkt des Auszugs untersucht werden können (z.B. Wechsel in eine Berufsausbildung oder ein Studium), lässt sich die Bedeutung der postulierten Rahmen- bzw. Opportunitätsstruktur empirisch nicht vollständig vom Einfluss der individuellen (Leistungs-) Merkmale der Heranwachsenden (sowie den langfristig angelegten materiellen und immateriellen Investitionen der Herkunftsfamilie) trennen.

Die spezifischen Thesen, die für diesen Bereich aus den Forschungsbefunden abgeleitet werden können, lassen für die Probanden der Life-Studie erwarten, dass sich sowohl die mit einem hohen als auch mit einem sehr tiefen schulischen und beruflichen Bildungsniveau verbundenen individuellen Kompetenzen und Opportunitätsstrukturen beschleunigend auf das Auszugsverhalten ausgewirkt haben. Von einer Beschleunigung der Auszugsgeschwindigkeit wird ausserdem beim Erreichen der ökonomischen Selbständigkeit ausgegangen, da sie eine wichtige Voraussetzung für die räumliche Ablösung von der Herkunftsfamilie darstellt. Zu einer Beschleunigung dürfte ferner der im privaten Lebenslauf angesiedelte Übergang in eine feste Partnerbeziehung geführt haben. Er hat zu einem gewissen Grad die frühere Bedeutung der Eheschliessung als Motiv für den Auszug übernommen. Das Aufwachsen auf dem Land und die damit einhergehenden beruflichen Gelegenheitsstrukturen und Familienverhältnisse müssten hingegen im Vergleich zu den makrostrukturellen und -kulturellen Rahmenbedingungen in der Stadt hauptsächlich bei den jungen Männern zu einer Verlangsamung des Auszugstempos geführt haben.

Die Analysen für die drei Einflussbereiche erfolgen getrennt für Frauen und Männer. Damit wird dem Umstand Rechnung getragen, dass bei verschiedenen Einflussfaktoren, vor allem im Bereich der familiären Beziehungserfahrungen, unterschiedliche Wirkungen für die beiden Geschlechter vermutet werden.

## 4.4 Methode

### 4.4.1 Analysestichprobe

Die Ausgangsstichprobe für diesen Teilbereich besteht aus den insgesamt 1356 Probanden der Life-Studie, die Angaben zum Auszug aus dem Elternhaus machten. Für die Analysen werden die Daten des vierten (1982<sup>41</sup>) und sechsten Messzeitpunkts (2002) herangezogen. Alle Angaben wurden im Rahmen von schriftlichen Befragungen erhoben. Beim vierten Messzeitpunkt waren die Probanden im Durchschnitt 15.6 Jahre alt ( $sd=0.6$ ) und standen kurz vor dem Abschluss der obligatorischen Schulzeit bzw. vor dem wichtigen Übertritt in die Berufsausbildung oder in weiterführende Schulen. Das Durchschnittsalter bei der sechsten und bisher letzten Erhebung betrug 35.5 Jahre.

Die Analysestichprobe weicht bezüglich des Auszugsverhaltens nicht wesentlich vom westdeutschen Durchschnitt ab. Der Altersmedian beim ersten Auszug aus dem Elternhaus liegt sowohl bei Frauen als auch bei Männern der Life-Studie im Bereich der in Tabelle 8 dokumentierten Vergleichsuntersuchungen. Die Hälfte der Frauen hatte danach bereits im Alter von 21.3 Jahren den elterlichen Haushalt verlassen. Bei den Männern war dies erst später, im Alter von 23.7 Jahren, der Fall<sup>42</sup>.

Tabelle 8: Medianwerte (Kaplan-Meier Schätzer) des Alters beim *ersten Auszug aus dem Elternhaus* in Westdeutschland in verschiedenen Vergleichsstudien.

Vergleichsstudie:	Kohorte:	Frauen:	Männer:
Sozioökonomisches Panel <sup>43</sup>	1963-65	21.4	24.6
ALLBUS <sup>44</sup>	1962-71	$\approx 20.7$	$\approx 23.3$
Shell Jugendstudie <sup>45</sup>	1962-71	21.2	23.0
Life-Studie <sup>46</sup>	1965-67 <sup>47</sup>	21.3	23.7

<sup>41</sup> Bei fehlenden Informationen wurden (sofern vorhanden) die Angaben aus einer der beiden zeitlich angrenzenden Befragungen herangezogen (1983 oder 1981).

<sup>42</sup> Der Quartilsabstand beträgt bei den Frauen 4.1 Jahre und bei den Männern 5.8 Jahre. Er ist bei den Männern damit leicht grösser als beispielsweise in der Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung (Kohorte 1959-61) und im DJI-Familiensurvey (Kohorte 1971-74), während er bei den Frauen mit diesen beiden Studien vergleichbar ist (Konietzka & Huinink, 2003).

<sup>43</sup> Quelle: Wagner und Huinink (1991, Tabelle 1). Die Angabe zum Auszugsalter der Männer unterliegt aus methodischen Gründen gewissen Einschränkungen.

<sup>44</sup> Quelle: Weick (2002, S. 11). In den ALLBUS-Befragungen wurde im Gegensatz zu den anderen Studien in Tabelle 8 nicht zwischen dem ersten und endgültigen Auszug unterschieden.

<sup>45</sup> Quelle: Behnken und Zinnecker (1992, S. 140)

<sup>46</sup> Die Datenbasis zur Berechnung der Medianwerte in Tabelle 8 und der Überlebenskurven in Abbildung 7 besteht aus 1281 Fällen. Dabei handelt es sich um Probanden, die auf den Monat genaue Angaben zum

Der deutliche Unterschied im Auszugstempo zwischen Frauen und Männern beschränkt sich nicht auf das mittlere Auszugsalter. Er zeigt sich über den ganzen Beobachtungszeitraum vom 16. bis zum 35. Lebensjahr hinweg, wie aus den beiden statistisch signifikant voneinander abweichenden Überlebenskurven in Abbildung 7 auf der nächsten Seite zu erkennen ist (Wilcoxon: 108.59,  $p=.000$ ; Log Rank: 105.83,  $p=.000$ ;  $n=1281$ ). Die Frauen der LIfE-Studie wohnten zu allen Beobachtungszeitpunkten zu einem geringeren Anteil als die Männer im Elternhaus. Am Ende des Beobachtungszeitraums (mit ungefähr 35 Jahren) lebten immer noch 8.5% der Männer im elterlichen Haushalt bzw. waren wieder in ihn zurückgekehrt. Bei den Frauen war der entsprechende Anteil mit 3.2% wesentlich kleiner ( $\chi^2=16.925$ ,  $df=1$ ,  $p=.000$ ,  $n=1332$ ). Im Mikrozensus 2004 werden ähnliche ‚Überlebensquoten‘ für die 30-34-jährigen Männer (9.9%) und Frauen (3.5%) in Westdeutschland berichtet (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2005).

Die geringe Abweichung der Analysestichprobe von Referenzstudien im Bereich des Auszugsverhaltens zeigt sich auch beim Anteil an Personen, die nach dem ersten Auszug wieder ins Elternhaus zurückkehren, sowie bei der zeitlichen Koppelung des Auszugs mit der Eheschliessung: So haben etwa 15% der Probanden nach dem ersten Auszug nochmals für eine längere Zeit oder regelmässig im elterlichen Haushalt gelebt, bevor sie endgültig ausgezogen sind. 16% der Frauen und 14% der Männer aus der LIfE-Studie waren zudem ein Jahr nach ihrem Auszug aus dem Elternhaus verheiratet. In Studien<sup>48</sup>, die (mit gewissen Einschränkungen) eine Vergleichsmöglichkeit bieten, werden Rückkehrerraten zwischen 10 und ungefähr 15% (Härtl, 1996; Vaskovics, 1998; Konietzka & Huinink, 2003) und eine Verheiratenquote ein Jahr nach dem Auszug von 14 resp. 11% berichtet (Weick, 2002).

---

Alter beim ersten Auszug aus dem Elternhaus machten oder nach eigenen Aussagen im Jahr 2002 noch nicht von zu Hause ausgezogen waren.

<sup>47</sup> 98.2% der Probanden der LIfE-Studie wurden in den Jahren 1965 bis 1967 geboren. Der Rest verteilt sich auf die angrenzenden Jahrgänge 1963, 64, 68 und 69.

<sup>48</sup> Die Werte beziehen sich auf die folgenden Studien: DJI Familiensurvey 1994; Shell Jugendstudie 1991 und Jugendstudie 1996; Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung; ALLBUS 1988, 1991, 2000.

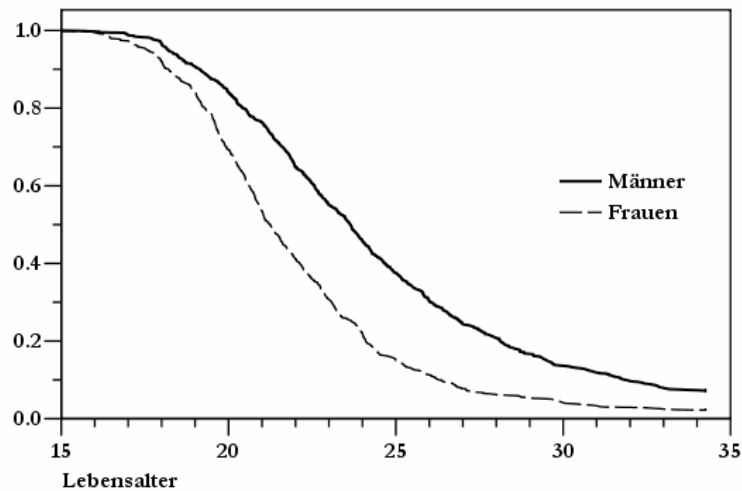


Abbildung 7: 'Überlebensquoten' im elterlichen Haushalt von Frauen und Männern der LifE-Studie.

#### 4.4.2 Auswertungsverfahren und Auswertungsschritte

Die Datenauswertung erfolgt mittels *ereignisanalytischer Verfahren*. Diese haben den Vorteil, dass sie auch angewendet werden können, wenn, wie im vorliegenden Fall, nicht alle befragten Personen während der Beobachtungszeit ein definiertes Ereignis (wie z.B. den Auszug aus dem Elternhaus) erlebt haben (zensierte Daten).

In einem ersten Schritt wird getrennt für Personen in Berufsausbildung und in akademischer Ausbildung untersucht, in welchem Masse der Auszug aus dem Elternhaus in eine Abfolge von beruflichen Übergangsschritten eingebunden und mit beruflichen und privaten Statusübergängen synchronisiert ist. Als globale Masse werden hierzu die *Medianwerte der Überlebensfunktion* für verschiedene berufliche Lebensereignisse berechnet. Zusätzlich wird auf der Ebene individueller Lebensverläufe die *zeitliche Nähe und Überschneidung* von beruflichen und privaten Statuspassagen mit dem Auszug aus dem Elternhaus ermittelt.

In einem zweiten Auswertungsschritt wird dann mittels ereignisanalytischer Regressionsverfahren die relative Bedeutung einzelner Einflussfaktoren für das Timing des Auszugs bei Frauen und Männern bestimmt. Die abhängige Variable bildet dabei die *Rate des Auszugs aus dem Elternhaus*. Man kann sie sich intuitiv als die momentane Neigung oder das momentane Risiko zum Verlassen des Elternhauses vorstellen. In anderen Worten handelt es sich um die Wahrscheinlichkeit, dass Personen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt noch bei den Eltern leben, aus dem Elternhaus ausziehen.

Die Auszugsrate  $r(t)$  kann durch eine zeitabhängige, für alle Probanden gleiche Basis-Übergangsratenfunktion  $h_0(t)$  und die mit ihr multiplikativ und in exponentieller Form verbundenen Kovariateneinflüsse  $\exp(\cdot)$  dargestellt werden (Diekmann & Mitter, 1993).

$$r(t) = h_0(t) \cdot \exp(\beta_1 x_1 + \beta_2 x_2 + \dots + \beta_m x_m)$$

Es interessiert in ereignisanalytischen Regressionen vornehmlich, welche Effekte die Kovariaten auf die Auszugsrate ausüben. Die Effekte lassen sich an den Beta-Koeffizienten ablesen. Anschaulicher sind jedoch die Antilogarithmen der Beta-Koeffizienten ( $\alpha_i = \exp \beta_i$ ), die sich bei  $(\alpha_i - 1) \cdot 100$  als Prozenteffekte der Kovariaten auf die Auszugsrate interpretieren lassen (Weick, 1993; Ziegler & Schladt, 1993).

Da im Zusammenhang mit dem Auszug aus dem Elternhaus keine theoretisch oder empirisch begründbaren Annahmen über den Verlauf der Basis-Auszugsratenfunktion bestehen, wird für die folgenden Analysen das *semi-parametrische Cox-Modell* gewählt (Weick, 1993). In ihm bleibt die Basis-Übergangsratenfunktion  $h_0(t)$  im Gegensatz zu voll-parametrischen Modellen unspezifiziert und kann in beliebiger Weise mit der Verweildauer variieren. Die Kovariateneinflüsse werden hingegen wie in voll-parametrischen Modellen modelliert. Das Cox-Modell ist damit voraussetzungsärmer als voll-parametrische Modelle. Es weist zudem den Vorteil auf, dass neben zeitunabhängigen Kovariaten (z.B. Schicht der Herkunftsfamilie) relativ einfach zeitabhängige Bedingungsfaktoren in die Analysen einbezogen werden können (Diekmann & Mitter, 1993). Solche zeitabhängigen Kovariaten entfalten ihre Wirkung nicht konstant, sondern erst mit dem Eintreten eines bestimmten Ereignisses oder während einer durch zwei Statuswechsel begrenzten Episode (z.B. Dauer der Berufsausbildung).

### 4.4.3 Messinstrumente

#### 4.4.3.1 Sequenzierung und Synchronisation des Auszugs mit wichtigen Statuspassagen

Die Abfolge von Statusübergängen und die zeitliche Koppelung des Auszugs mit Schlüsselereignissen im beruflichen und privaten Lebensverlauf werden anhand von mehreren Fragen untersucht, die den Probanden bei der Datenerhebung im Jahr 2002 retrospektiv gestellt wurden. Die Fragen betreffen den Zeitpunkt des *ersten Auszugs* aus dem Elternhaus, den *Beginn und das Ende der ersten Ausbildung*, das Datum der *ökonomischen Selbstständigkeit* sowie das Alter bei der *Aufnahme von längeren Partnerschaften* und bei der *ersten Eheschließung*<sup>49</sup>.

---

<sup>49</sup> Der Zeitpunkt des Eintretens der genannten Lebensereignisse wurde im Rahmen der LiFE-Studie auf den Monat genau erfasst. Es war einigen Probanden jedoch nicht möglich, die erfragten Ereignisse rückblickend derart genau zu datieren. Wenn nur eine Jahresangabe vorlag, wurde deshalb der Monat im

#### 4.4.3.2 Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs aus dem Elternhaus

##### Abhängige Variable

Die abhängige Variable in den Cox-Regressionen bildet die Rate beim *ersten* Auszug aus dem Elternhaus. Der Rückgriff auf das Datum des ersten anstelle des letzten Auszugs lässt sich durch die Untersuchungsfrage begründen, bei der die Wirkung früher Entwicklungsschritte und Beziehungserfahrungen im Vordergrund steht. Es wird vermutet, dass individuelle Erfahrungen und Kompetenzen aus der Kindheit und Adoleszenz bei der erstmaligen Loslösung vom Elternhaus noch unmittelbarer wirksam sind als beim endgültigen Auszug, der stärker durch die beruflichen und privaten Lebensumstände im jungen Erwachsenenalter geprägt sein dürfte<sup>50</sup>.

##### Unabhängige Variablen bzw. Kovariaten der Cox-Regressionen

###### *A. Materielle Ressourcen der Herkunftsfamilie*

Der Einfluss von haushaltspezifischen und transferierbaren Ressourcen der Herkunftsfamilie auf das Auszugsverhalten kann im Rahmen der Life-Studie nur über drei relativ grobe Indikatoren geprüft werden (Kap. 4.2.3.2):

*Die soziale Schicht bzw. der sozioökonomische Status der Herkunftsfamilie* wird über den Beruf erfasst, den der Vater (oder alternativ die Mutter) in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts ausübte. Er ist in Anlehnung an die Berufsprestigeskala von Kleinig und Moore (1968) siebenstufig kodiert<sup>51</sup>.

---

Rahmen eines Zufallsmodells mit definierten Einschränkungen (Replikation der Wahrscheinlichkeitsdichtefunktion der bestehenden Monatsdaten unter Berücksichtigung angrenzender Ereignisse) zugewiesen. Dies war bei ungefähr 8% der Datumsangaben für die folgenden Analysen notwendig. Die grösste Vollständigkeit bestand bei den Daten zur ersten Eheschliessung, zum Zeitpunkt des Auszugs und zum Beginn der ersten Berufsausbildung. Die geringste Genauigkeit war hingegen bei den Angaben zum Alter beim ersten sexuellen Kontakt festzustellen.

<sup>50</sup> Die Unterscheidung zwischen erstem und endgültigem Auszug lässt sich freilich nur auf den kleineren Teil der Probanden anwenden. Der grösste Teil der Untersuchungspopulation (ca. 85%) war nach eigenen Aussagen gleich definitiv von zu Hause ausgezogen. In vielen Fällen dürfte es sich dabei aber nicht um eine vollständige räumliche Trennung von der Herkunftsfamilie gehandelt haben. Der Auszug ist heute für einen beträchtlichen Teil der jungen Erwachsenen (insbesondere in Hochschulausbildung) mit dem Übergang in eine semi-autonome Wohnform als ‚Pendler‘ zwischen zwei Wohnsitzen verbunden, die erst später durch eine vom Elternhaus gänzlich getrennte Wohnform abgelöst wird (Kap. 4.2.1.1).

<sup>51</sup> Die Angaben zur Schicht bzw. zum sozioökonomischen Status der Herkunftsfamilie stammen im Gegensatz zu allen anderen in diesem Kapitel verwendeten Daten nicht primär von den Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen der Life-Studie. Sie wurden 1980 und 1982 in zwei Zusatzerhebungen bei Eltern erhoben

Die *Wohnverhältnisse im Elternhaus* werden aus der Zahl an Zimmern erschlossen, die in der elterlichen Wohnung verfügbar waren.

Als zusätzlicher Indikator für die materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilie dient die *Familiengrösse*. Sie lässt sich aus der Anzahl der Familienmitglieder ableiten, die im elterlichen Haushalt lebten.

#### *B. Riskioverhaltensweisen und Entwicklungsdefizite in der Adoleszenz*

Aus dem Bereich der personalen Ressourcen und Risiken werden vier Indikatoren in die Analysen einbezogen:

Die Emotions- und Ärgerkontrolle der Jugendlichen wird mittels acht Fragen aus der Jugenduntersuchung operationalisiert (z.B. ‚Ich gehöre zu denen, die sich vor Wut manchmal nicht beherrschen können.‘). Das Antwortformat ist zweistufig (‚stimmt‘ vs. ‚stimmt nicht‘). Der Summenscore ist so gepolt, dass ein hoher Wert eine *geringe Emotions- und Ärgerkontrolle bzw. eine hohe Reizbarkeit* ausweist. Er besitzt eine Reliabilität von  $\alpha=.76$ .

Die schulische Leistungsbereitschaft in der Adoleszenz wird anhand von drei Fragen gemessen, die den Ehrgeiz, die Ausdauer und die Anstrengungsbereitschaft in schulischen Belangen erfassen (z.B. ‚Wie sehr strengst du dich für die Schule an?‘). Die Antwortvorgaben sind hier wiederum fünfstufig. Der Score ist ebenfalls umgepolt. Eine hohe Ausprägung bedeutet eine *geringe schulische Leistungsmotivation*. Die Skala erreicht eine Reliabilität von  $\alpha=.74$ .

Das Ausmass des Nikotin- und Alkoholkonsums sowie des Aufenthalts in Spielhallen dienen zusammen als Indikatoren für einen jugendlichen Verhaltensstil, der durch eine *frühe Übernahme von Statussymbolen und Privilegien des Erwachsenenalters sowie eine ausgeprägte Peerorientierung* gekennzeichnet ist. Zu einem gewissen Grad indizieren sie (im Sinne kompensatorischer Handlungen) auch Probleme und Defizite im schulischen und familiären Bereich (Fend, 2005). Zusammen bilden die drei Aspekte einen gewichteten Summenscore mit einer Reliabilität von  $\alpha=.59$ .

Das Alter beim ersten sexuellen Kontakt fungiert schliesslich als grober Indikator für das *Entwicklungstempo bei der Aufnahme heterosexueller Beziehungen*. Da ein sehr frühes und ein sehr

---

und durch Angaben der Jugendlichen ergänzt. Die Elternbefragungen finden in diesem Beitrag keine weitere Berücksichtigung, da die Fallzahl in ihnen deutlich geringer als in der Hauptuntersuchung mit den Jugendlichen war und die erfassten Daten den Themenbereich dieses Kapitels nur unzureichend abdecken.

spätes Alter beim ersten Sexualkontakt häufig in eine umfassendere Problemkonstellation eingebettet sind, lassen sich aus ihnen auch Rückschlüsse auf eine insgesamt eher problematische Entwicklung im Bereich der sozialen Verselbständigung ziehen.

### *C. Familiäre Beziehungserfahrungen in der Adoleszenz*

Die Operationalisierung im Bereich der familiären Beziehungserfahrungen orientiert sich an den beiden im Rahmen der Individuationstheorie als zentral postulierten Dimensionen der Verbundenheit und Autonomie bzw. Kontrolle:

Zur Messung der *emotionalen Verbundenheit zwischen Eltern und Kindern* und des elterlichen Verständnisses für die Probleme der Jugendlichen werden vier Untersuchungsfragen zu einer psychometrischen Skala verrechnet (z.B. ‚Ich habe das Gefühl, dass ich mit meinen Eltern über alles reden kann.‘). Die Antwortvorgaben der Fragen umfassen jeweils fünf Stufen mit den Polen ‚stimmt völlig‘ und ‚stimmt gar nicht‘. Die interne Konsistenz der gebildeten Skala beträgt  $\alpha=.82$ .

Die *elterlichen Kontrollbemühungen* werden durch acht Fragen erfasst, die unterschiedliche psychologische und verhaltensmässige Kontroll- und Sanktionsformen thematisieren (z.B. ‚Meine Eltern lassen mich häufig nicht das tun, was ich gerne tue.‘). Die Skala besitzt eine interne Konsistenz von  $\alpha=.85$  (Fend & Prester, 1986). Sie lässt sich in einer Faktoranalyse als eigenständiger Faktor von der Skala ‚emotionale Verbundenheit‘ trennen. Die Antwortvorgaben der acht Fragen entsprechen jenen der ersten Skala.

Zusätzlich wird die *Konflikthäufigkeit zwischen Jugendlichen und Eltern* über eine Einzelfrage mit ebenfalls fünfstufigem Antwortformat erschlossen (‚Zwischen meinen Eltern und mir kommt es häufig zu Reibereien.‘).

### *D. Opportunitätsstrukturen und individuelle Voraussetzungen im jungen Erwachsenenalter*

Die Wirkung von *makrostrukturellen und -kulturellen Kontextbedingungen* wird durch einen Stadt-Land-Vergleich untersucht. Dabei erfolgt die Unterscheidung von städtischen und ländlichen Kontexten aufgrund der Einwohnerzahl und der geografischen Lage der Wohngemeinden. Alle Gemeinden des Landkreises Odenwald sowie des östlichen Teils des Landkreises Bergstrasse werden der ländlichen Region zugeordnet. Die Gemeinden dieser Landkreise verfügten zum Zeitpunkt der ersten Datenerhebung in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts mehrheitlich über eine Einwohnerzahl von wenigen Tausend Personen. Den städtischen Kontext bilden Wohngebiete im Zentrum der Grossstadt Frankfurt.



Die individuelle Leistungsfähigkeit bzw. das Bildungsniveau der Probanden lassen sich durch den Schulabschluss und die Einbindung in unterschiedliche berufliche Ausbildungsgänge erschliessen. Es werden drei schulische Bildungsniveaus (Hauptschulabschluss, Mittlere Reife, Abitur) und zwei berufliche Ausbildungsniveaus (Berufslehre und Hochschulstudium) unterschieden.

Der Einfluss *struktureller Vorgaben des Ausbildungs- und Erwerbssystems* sowie *individueller Kompetenzen* im jungen Erwachsenenalter wird durch drei zeitabhängige Kovariaten gemessen, die unterschiedliche Episoden der beruflichen Entwicklung erfassen<sup>52</sup>. Es handelt sich um die Zeiten einer *Berufsausbildung* und eines *Studiums* sowie die Zeitfenster, in denen die jungen Erwachsenen vor dem Hintergrund einer Erwerbstätigkeit *ökonomisch selbständig* waren.

Als weitere zeitabhängige Kovariate wird schliesslich die Verweildauer in *festen, nichtehelichen Partnerschaften* in die Analysen einbezogen<sup>53</sup>. Mit ihr sollen die Auswirkungen von partnerschaftsbezogenen Entscheidungen und Kompetenzen der Heranwachsenden auf das Auszugsverhalten ermittelt werden. Als Datengrundlage für die alles in allem vier zeitabhängigen Kovariaten dienen wiederum die in der Erhebung im Jahr 2002 retrospektiv erhobenen biografischen Angaben. Die zeitveränderlichen Variablen sind im Datensatz so konstruiert, dass die Zeiten vor und nach den jeweiligen Episoden die Bezugskategorie bilden und nur die Effekte während der Episodendauer (Statuseffekte) berechnet werden (Ziegler & Schladt, 1993)<sup>54</sup>. In die Analysen einbezogen sind alle Episoden, die vor dem Verlassen des elterlichen Haushalts stattfanden<sup>55</sup>.

---

<sup>52</sup> Um zeitveränderliche Kovariaten in Regressionsanalysen einbeziehen zu können, muss der Datensatz in ein Person-Perioden-Format überführt werden. Im vorliegenden Fall wurde der Monat als Periode definiert und der gesamte Beobachtungszeitraum in Monatsintervalle unterteilt. Jede Versuchsperson erhielt so für jeden Monat, der seit Ende der Jugendstudie bis zu ihrem ersten Auszug aus dem Elternhaus bzw. bis zur Befragung im Jahr 2002 (Zensierung) vergangen war, eine Beobachtung im Datensatz.

<sup>53</sup> Eine feste Partnerschaft ist durch eine Zeitdauer von mindestens sechs Monaten definiert.

<sup>54</sup> Bei den drei beruflichen Episoden ist zusätzlich eine einmonatige Vorlaufszeit vor deren Beginn kodiert, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass ein Auszug auch im Vorfeld, d.h. in Antizipation einer beruflichen Statuspassage erfolgen kann.

<sup>55</sup> Ein grösserer Teil der Probanden (ca. 25%) war vor ihrem ersten Auszug mehr als eine feste, nichteheliche Partnerschaft eingegangen. Etwa 15% hatten mehr als eine Ausbildung begonnen. Nur relativ wenige (ca. 5%) hatten vor ihrem ersten Auszug sowohl eine berufliche Ausbildung als auch ein Hochschulstudium aufgenommen.

## 4.5 Ergebnisse

### 4.5.1 Verlaufsmuster der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung

Der erste Teil der Ergebnisse befasst sich mit der Einbindung des Auszugs in berufliche und private Lebenszusammenhänge. Es werden verschiedene Analysen präsentiert, die es zusammen ermöglichen sollen, ein Bild des Auszugsverhaltens junger Frauen und Männer mit beruflicher und akademischer Ausbildungskarriere zu zeichnen. In Abbildung 8 wird hierzu als erstes auf der Grundlage von Medianwerten (aggregierte Ebene) die Abfolge wichtiger Statuspassagen beim Übergang ins Ausbildungs- und Erwerbssystem dargestellt.

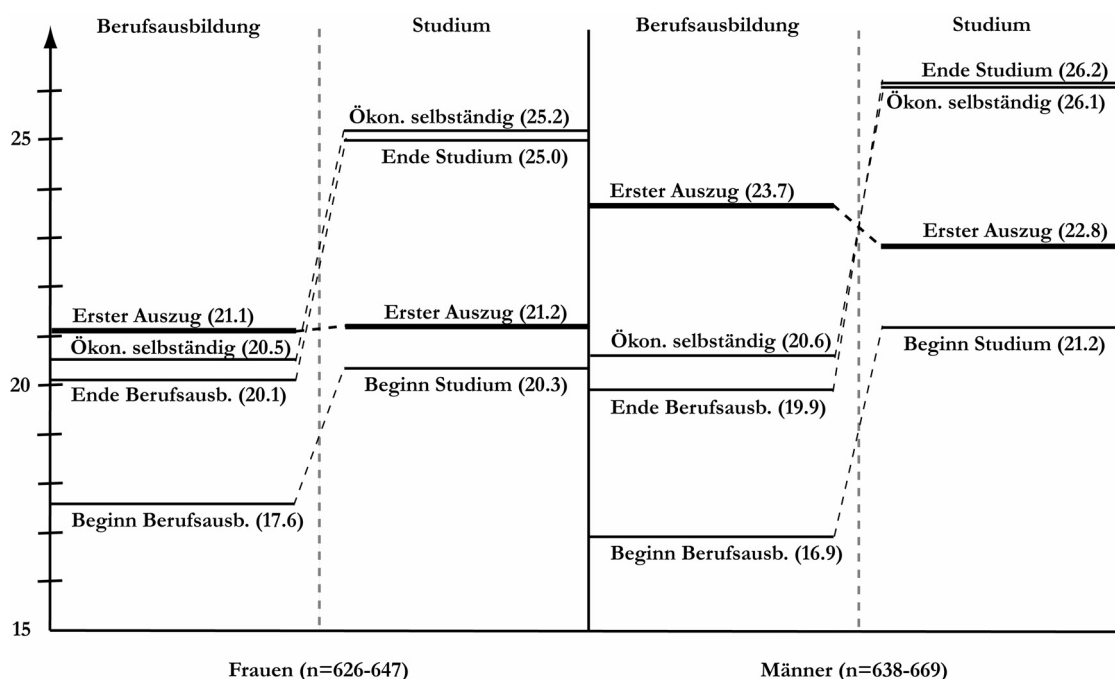


Abbildung 8: Verlaufsmuster der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung bei jungen Erwachsenen mit beruflicher und akademischer Ausbildungslaufbahn (Medianwerte der Survivalfunktion).

Aus der Abbildung ergeben sich deutliche Hinweise auf die empirische Relevanz der beiden in Kapitel 4.2.1.3 beschriebenen Verlaufsmuster der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung. Es lässt sich erkennen, dass die Ablösung vom Elternhaus für die Probanden der *LifE-Studie mit beruflicher Ausbildungslaufbahn* stark an die Voraussetzung eines Berufsabschlusses und das Erreichen der ökonomischen Selbständigkeit gebunden war. Frauen und Männer, die eine berufliche Ausbildung durchliefen, zogen nach den Befunden in Abbildung 8 typischerweise erst dann von zu Hause aus, wenn die ökonomischen Bedingungen für eine eigenständige Lebensführung gegeben waren.

Der Auszug von *Studentinnen und Studenten* vollzog sich demgegenüber nach einem ganz anderen Muster von Übergangsschritten. Hier erfolgte der erste Auszug in der Regel deutlich vor dem Ende des Studiums und dem Erreichen der ökonomischen Selbständigkeit. Die Ablösung vom Elternhaus dürfte in dieser Gruppe häufig mit einem Umzug an den Studienort verbunden gewesen sein (Konietzka & Huinink, 2003; Huinink & Konietzka, 2004)<sup>56</sup>.

Die auf aggregierter Ebene ermittelten Auszugsmuster finden eine Bestätigung, wenn die Abfolge der in Abbildung 8 berichteten Statuspassagen auf der Ebene individueller Lebensverläufe untersucht wird. Das erste Sequenzmuster, wonach der Auszug aus dem Elternhaus erst nach Abschluss der ersten Berufsausbildung und der ökonomischen Unabhängigkeit (oder allenfalls gleichzeitig mit diesen Ereignissen) erfolgt, wurde von immerhin 65% der Probanden mit beruflicher Ausbildungslaufbahn durchlaufen. 56% der Studierenden folgten dagegen dem zweiten Verlaufsmuster, indem sie bereits vor Ende des Studiums und vor Erreichen der finanziellen Selbständigkeit von zu Hause ausgezogen waren. Bei beiden Verlaufsmustern ergaben sich allerdings beträchtliche Geschlechtsunterschiede: Das berufliche Auszugsmuster besass eine deutlich grössere Verbreitung bei den männlichen Probanden der LifE-Studie (72% vs. 59%,  $\chi^2=18.370$ ,  $df=1$ ,  $p=.000$ ,  $n=965$ ). Das akademische Abfolgemuster war hingegen häufiger bei Studentinnen als bei Studenten anzutreffen (64% vs. 51%,  $\chi^2=3.451$ ,  $df=1$ ,  $p=.063$ ,  $n=230$ ). Letzteres hatte sich ansatzweise auch schon in anderen Untersuchungen angedeutet (Konietzka & Huinink, 2003; Huinink & Konietzka, 2004).

---

<sup>56</sup> In Abbildung 8 nicht enthalten ist das mittlere Alter beim Beginn der ersten hauptberuflichen Erwerbstätigkeit. Bei Frauen und Männern mit beruflicher Ausbildungskarriere fiel es weitgehend zusammen mit dem Erreichen der ökonomischen Unabhängigkeit (20.3 bzw. 20.2 Jahre). Der Einstieg in die erste hauptberufliche Erwerbsarbeit dürfte in dieser Gruppe in den meisten Fällen die Grundlage für die ökonomische und räumliche Verselbständigung dargestellt haben. Bei den Studierenden findet sich hingegen eine deutliche zeitliche Differenz zwischen der ökonomischen Selbständigkeit und dem Einstieg in die erste hauptberufliche Erwerbstätigkeit. Die Medianwerte liegen hier bei Studentinnen 1.9 Jahre und bei Studenten 1.6 Jahre über jenen der finanziellen Unabhängigkeit. Es ergeben sich damit Hinweise auf die bei Studierenden häufig zu beobachtenden längeren Einmündungsprozesse in die angestrebten Berufsfelder nach Ende der Ausbildung. Die Zeit bis zur Aufnahme einer Erwerbstätigkeit im anvisierten Berufsfeld musste von vielen Probanden der LifE-Studie mit der Arbeit in anderen oder verwandten Gebieten überbrückt werden, wobei die ökonomische Selbständigkeit aber bereits gegeben war.

Auch die in Tabelle 9 (auf der folgenden Seite) ausgewiesenen Ergebnisse zur zeitlichen Nähe und Überschneidung der in Abbildung 8 dargestellten Statuspassagen mit dem Auszug aus dem Elternhaus vermögen die empirische Gültigkeit der beiden Verlaufsmuster zu stützen. So finden sich in dieser Tabelle nochmals Belege dafür, dass junge Erwachsene in Berufsausbildung mehrheitlich den Abschluss ihrer Ausbildung und die finanzielle Selbstständigkeit abwarten, bevor sie von zu Hause ausziehen, während Studierende in weit aus geringerem Masse ihre Ausbildung bereits vor dem Auszug abschliessen und sich ökonomisch von ihrer Herkunftsfamilie verselbständigen. In der Tabelle ist jeweils der Anteil an Personen aufgeführt, die ein entsprechendes Übergangsereignis bis zum angegebenen Zeitpunkt bzw. im beschriebenen Zeitraum erlebt haben.

Gemäss den Befunden in dieser Tabelle hatten ein Jahr vor dem Auszug aus dem Elternhaus erst zwischen 10 und 20% der Studierenden ihre Ausbildung abgeschlossen und selbst fünf Jahre nach dem ersten Auszug nur etwa 60% die finanzielle Selbstständigkeit erreicht. Junge Erwachsene mit Berufsausbildung konnten hingegen ein Jahr vor ihrem Auszug bereits zu über 50% auf eine abgeschlossene Ausbildung zurückblicken und in mehr als 40% der Fälle ihren Lebensunterhalt selbständig bestreiten.

Interessant sind in dieser Tabelle auch die Angaben zur Synchronisation des Auszugs mit den dargestellten Lebensereignissen (mittlere Spalte). Sie zeigen, dass die räumliche Ablösung vom Elternhaus bei den Frauen und Männern mit Berufsausbildung, den Erwartungen entsprechend, häufig im zeitlichen Umfeld des ersten Ausbildungsabschlusses und vor allem in zeitlicher Nähe zur ökonomischen Selbstständigkeit erfolgte. Ungefähr 20% der Probanden aus der LiFE-Studie mit Berufsausbildung zogen im gleichen Jahr, in welchem sie die Ausbildung abgeschlossen hatten, von zu Hause aus. Bei 30% fielen die finanzielle Unabhängigkeit und der erste Auszug ins selbe Jahr. Bei den Hochschulabsolventinnen und -absolventen ergab sich demgegenüber eine Häufung des Auszugs im Umfeld des Studienbeginns, so wie es das an Ausbildungsentscheidungen orientierte Auszugsmuster erwarten liess. Etwa 30% der Studierenden zogen im selben Jahr, in dem sie ins Studium eingestiegen waren, das erste Mal von zu Hause aus. Das Auszugsverhalten von Studentinnen folgte dabei (wie sich bereits in den vorangehenden Analysen gezeigt hatte) etwas stärker der Logik von Ausbildungsentscheidungen als jenes ihrer männlichen Kommilitonen (37% vs. 27%).

Tabelle 9: Zeitliche Koppelung von verschiedenen Statuspassagen im beruflichen und privaten Lebensverlauf mit dem ersten Auszug aus dem Elternhaus bei Personen mit beruflicher und akademischer Ausbildungslaufbahn (Prozentangaben).

	Ereignis bis 1 Jahr vor Auszug	Ereignis u. Auszug im selben Jahr	Ereignis bis 5 Jahre nach Auszug
<b><i>Berufliche Ausbildungslaufbahn</i></b>			
<b>Beginn der Berufsausbildung</b>			
Frauen	76	16	97
Männer	85	6	93
<b>Ende der Berufsausbildung</b>			
Frauen	51	23	95
Männer	66	15	92
<b>Ökonomische Selbständigkeit erreicht</b>			
Frauen	40	33	92
Männer	54	26	90
<b>Heirat</b>			
Frauen	2	16	49
Männer	3	13	42
<b><i>Akademische Ausbildungslaufbahn</i></b>			
<b>Beginn des Studiums</b>			
Frauen	46	37	94
Männer	50	27	95
<b>Ende des Studiums</b>			
Frauen	13	22	58
Männer	21	18	64
<b>Ökonomische Selbständigkeit erreicht</b>			
Frauen	12	22	59
Männer	20	25	64
<b>Heirat</b>			
Frauen	0	4	13
Männer	3	4	21

Alle Prozentwerte sind gerundet. n(Berufsausbildung)=1000-1046, n(Studium)=240-245.

Trotz der relativ grossen Verbreitung der beiden Muster und der vielen Hinweise auf eine Standardisierung des Auszugsverhaltens in den beiden untersuchten Bildungsgruppen darf hier nicht darüber hinweg gesehen werden, dass die berichteten Ergebnisse auch eine beträchtliche Varianz auf der Ebene individueller Lebensverläufe und einen erheblichen Gestaltungsspielraum erkennen lassen. Die Einmündung ins Ausbildungs- und Erwerbs-system und der erste Auszug aus dem Elternhaus gestalteten sich für einen nicht geringen Teil der Studierenden und Auszubildenden nicht im Rahmen eines der beiden postulierten Verlaufsmuster.

Aus den dargestellten Befunden dürfen zudem keine Rückschlüsse auf das generelle Ausmass der Verlaufsstandardisierung beim Übergang ins Erwachsenenalter gezogen werden, da lediglich relativ kurze, nur den beruflichen Bereich betreffende Sequenzen von Übergangsschritten untersucht wurden. Wie der Überblick über die Forschungsliteratur gezeigt hat, muss im Bereich der privaten Lebensformen nach dem Verlassen des Elternhauses im Gegensatz zur hier skizzierten Tendenz der Standardisierung im beruflichen Bereich von einer grösseren Vielfalt an Verlaufsmustern ausgegangen werden (Kap. 4.2.1.1). Auf diesen Sachverhalt kann jedoch nur am Rande eingegangen werden, da im Rahmen der LifE-Studie nur wenige Angaben zu den jugendlichen Wohnformen nach dem Auszug aus dem Elternhaus erhoben wurden. So liegen z.B. keine Informationen zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder zu Single-Haushalten vor. Die verfügbaren Daten vermögen aber den in der Forschungsliteratur bereits hinreichend belegten Umstand zu bestätigen, dass die Eheschliessung und der Auszug mittlerweile weitgehend entkoppelt voneinander stattfinden. Nur ein kleiner Teil der jungen Erwachsenen der LifE-Studie heiratete bereits vor dem Auszug aus dem Elternhaus oder innerhalb desselben Jahres, wie sich Tabelle 9 entnehmen lässt. Zwischen den beiden Gruppen mit unterschiedlicher Ausbildungslaufbahn zeigten sich diesbezüglich jedoch deutliche Unterschiede. Die Entkoppelung der beiden Statuspassagen war insbesondere bei Studierenden weit fortgeschritten. Der Auszug fand nichtsdestotrotz für einen Grossteil der jungen Erwachsenen vor dem Hintergrund einer festen Partnerbeziehung (mit oder ohne gemeinsame Haushaltgründung) statt. Ca. 50% der Studentinnen und Studenten waren zum Zeitpunkt des ersten Auszugs in eine feste, nichteheliche Beziehung eingebunden. Bei den Frauen und Männern in beruflicher Ausbildung lag der entsprechende Anteil mit ca. 70% bzw. 60% noch höher (Ergebnisse nicht in Tabelle 9 dargestellt).

#### **4.5.2 Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs bei Frauen und Männern**

Nachdem die vorangegangenen Auswertungen auf eine deutliche Verknüpfung des Auszugs mit beruflichen und sozialen Lebensereignissen hingewiesen haben, soll nun über den Versuch berichtet werden, den Zeitpunkt des ersten Auszugs aus dem Elternhaus mittels einiger im theoretischen Teil erläuterten Bedingungsfaktoren vorherzusagen. Das Ergebnis dieses Versuchs ist zusammenfassend in Tabelle 10 auf der übernächsten Seite dargestellt. In der Tabelle sind die Kennwerte der Cox-Regressionen zur Prädiktion der Auszugswahrscheinlichkeit von Frauen und Männern abgebildet<sup>57</sup>. Der Aufbau der Tabelle und damit

---

<sup>57</sup> Im Rahmen der Regressionsanalysen hat sich die Stichprobengrösse aufgrund von fehlenden Werten auf verschiedenen Variablen auf 743 Fälle verkleinert. Die Zusammensetzung der reduzierten Stichprobe weicht jedoch nicht gross von jener der gesamthaft verfügbaren Untersuchungspopulation ab (Kap. 4.4.1). Es fallen etwas mehr Männer als Frauen weg und der Bildungsbias vergrössert sich bei den männlichen Probanden geringfügig.

auch der Regressionsmodelle folgt grundsätzlich einem zeitlichen Ordnungsprinzip, d.h. es sind zuerst die Prädiktoren aus der Jugend und erst danach die Bestimmungsgrößen aus dem jungen Erwachsenenalter aufgeführt.

Da davon ausgegangen wird, dass die *materiellen Ressourcen einer Familie* sich sowohl auf die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und die Kompetenzentwicklung in der Adoleszenz als auch auf den Verlauf der räumlichen und ökonomischen Verselbständigung im jungen Erwachsenenalter auswirken, stehen die Indikatoren für diesen Bereich am Anfang der Regressionsmodelle (Block A).

Aus Tabelle 10 lässt sich entnehmen, dass bei den Frauen zwei Indikatoren aus Block A statistische Signifikanz erreichen (Modell 1): Die Wohnverhältnisse der Familie und die Familiengröße. Der  $\alpha$ -Wert von 1.07 für die Familiengröße ist so zu interpretieren, dass sich die Auszugsrate der Frauen der LiFE-Studie durch jedes zusätzliche Familienmitglied (bei Kontrolle der übrigen Kovariaten in Modell 1) um ca. 7% erhöhte. Der  $\alpha$ -Wert von .93 bedeutet hingegen, dass sich die Auszugsrate mit jedem weiteren im Elternhaus verfügbaren Zimmer um 7% reduzierte (Kap. 4.4.2). Umgangssprachlich kann in diesem Zusammenhang auch von einer leichten Beschleunigung des Auszugs bei Frauen in Grossfamilien resp. einer geringfügigen Verlangsamung des Auszugs bei günstigen Wohnverhältnissen im elterlichen Haushalt gesprochen werden.

Im Vergleich zu den Frauen scheint das Auszugsverhalten der Männer wesentlich stärker durch die erfassten Merkmale elterlicher Unterstützungsleistungen beeinflusst gewesen zu sein. Günstige Wohnbedingungen im Elternhaus wirkten sich bei den Männern in einem weitaus grösseren Masse verringernd auf das Auszugsrisiko aus als bei den Frauen (17% für jedes zusätzliche Zimmer). Ein hoher sozioökonomischer Status der Herkunftsfamilie hatte bei ihnen zudem eine Beschleunigung des Auszugs zur Folge (Anstieg um ca. 17% pro Stufe), während die Familiengröße im Gegensatz zu den Frauen ohne Einfluss auf das Auszugsverhalten blieb.

Die Erklärungskraft des sozioökonomischen Status der Herkunftsfamilie vergrössert sich sogar, wenn weitere Kovariaten im Sinne von Kontrollvariablen ins Modell aufgenommen werden (Modell 2). Wie hier nicht dargestellte Analysen zeigen, ist der leichte Anstieg an Erklärungskraft vor allem auf die Kontrolle der Opportunitätsstrukturen und individuellen Voraussetzungen beim Übergang ins Erwachsenenalter zurückzuführen (Block D). Die Wohnverhältnisse in der Herkunftsfamilie verlieren bei den Männern durch das Hinzufügen der Kontrollvariablen in Modell 2 hingegen an Bedeutung für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus. Diese Veränderung entsteht im Wesentlichen durch die Konstanthaltung der unterschiedlichen Wohn- und Familienverhältnisse in der Stadt und auf dem Land (Block D).

Tabelle 10: Bedingungsfaktoren des ersten Auszugs aus dem Elternhaus bei Frauen und Männern.  
Cox-Regressionen.

	Frauen		Männer	
	1	2	1	2
<b>A. Materielle Ressourcen der Herkunftsfamilie</b>				
Schicht bzw. sozioökonomischer Status der Herkunftsfamilie	1.04	1.08	1.17*	1.23**
Wohnverhältnisse der Familie	.93*	.98	.83***	.90*
Grösse der Familie	1.07+	1.02	.97	1.00
<i>Pseudo-R<sup>2</sup> Block A:</i>	.01	.01	.11***	.11***
<b>B. Risikoverhaltensweisen und Entwicklungsdefizite in der Adoleszenz</b>				
Hohe Reizbarkeit, geringe Emotions- und Ärgerkontrolle <sup>a</sup>		1.16*		1.21**
Geringe schulische Leistungsbereitschaft <sup>a</sup>		.99		1.07
Frühe Übernahme v. Statussymbolen u. Privilegien d. Erwachsenenalters <sup>a</sup>		.89+		.77**
Späte Aufnahme heterosexueller Beziehungen		.95*		.95*
<i>Pseudo-R<sup>2</sup> Block B:</i>		.05***		.07***
<b>C. Familiäre Beziehungserfahrungen in der Adoleszenz</b>				
Emotionale Verbundenheit zw. Eltern u. Kind, emot. Unterstützung <sup>a</sup>		.87*		1.16+
Kontrolle und Einschränkung durch die Eltern <sup>a</sup>		1.40***		.88
Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Kind <sup>a</sup>		1.05		.95
<i>Pseudo-R<sup>2</sup> Block C:</i>		.09***		.03*
<b>D. Opportunitätsstrukturen und individuelle Voraussetzungen der Verselbständigung im jungen Erwachsenenalter</b>				
<i>Makrostrukturelle und -kulturelle Kontextbedingungen:</i>				
Berufl. Gelegenheitsstrukturen und Familienverhältnisse: Stadt vs. Land		.91		.54***
<i>Strukturelle Rahmenbedingungen des Ausbildungs- und Erwerbsystems, individuelle Kompetenzen und Entscheidungen der jungen Erwachsenen:</i>				
<i>Fachhochschulreife, Abitur (Ref.)</i>				
Realschulabschluss, Mittlere Reife		.91		1.31+
Kein Schulabschluss, Volks- oder Hauptschulabschluss		.98		1.37+
In Berufsausbildung <sup>b</sup>		1.20		1.15
Im Studium (Fachhochschul- oder Hochschulstudium) <sup>b</sup>		2.69***		1.62*
Erwerbstätig und ökonomisch selbständig <sup>b</sup>		2.70***		3.24***
<i>Partnerschaftsbezogene Kompetenzen und Entscheidungen:</i>				
In fester, nichtehelicher Partnerbeziehung <sup>b</sup>		2.41***		2.17***
<i>Pseudo-R<sup>2</sup> Block D:</i>		.33***		.36***
<b>Likelihood-Ratio <math>\chi^2</math> - Statistik für Modell 2</b>		223.98***		221.65***
<b>n/df</b>		408/17		335/17

<sup>a</sup>: z-standardisierte kontinuierliche Kovariate <sup>b</sup>: zeitabhängige Kovariate

Die  $\alpha$ -Koeffizienten wurden simultan berechnet: +p $\leq$ .10, \*p $\leq$ .05, \*\*p $\leq$ .01, \*\*\*p $\leq$ .001;

Pseudo R<sup>2</sup> (Cox & Snell) berechnet sich wie folgt: R<sup>2</sup>=1 – exp(-G<sup>2</sup>/n), wobei sich G<sup>2</sup> aus der Differenz zwischen den -2Log-Likelihood Werten des kleineren Modells (ohne den zu evaluierenden Block, aber mit allenfalls vorangestellten Blöcken) und des grösseren Modells (inklusive des zu evaluierenden Blocks) ergibt (Allison, 1995, S. 247ff.; Tabachnick & Fidell, 2001, S. 808ff.).



Bei den Frauen verändert sich die Einflussstärke der Prädiktoren von Modell 1 zu Modell 2 ebenfalls. Auffällig ist bei ihnen der Rückgang an Erklärungskraft bei den beiden Indikatoren Familiengrösse und Wohnverhältnisse, wenn die Eltern-Kind-Beziehung bzw. die individuellen Ressourcen der Heranwachsenden in Modell 2 konstant gehalten werden (Block C bzw. B). Durch die Kontrolle der Rahmenbedingungen im jungen Erwachsenenalter (regionale Unterschiede und berufliche Opportunitätsstrukturen) verändern sich bei den Frauen im Gegensatz zu den Männern die Kennwerte in Modell 1 hingegen nur geringfügig (Ergebnisse nicht in Tabelle 10 dargestellt).

Die Ergebnisse zu Block A deuten damit zusammenfassend auf eine geschlechtsspezifisch unterschiedliche Bedeutung der ökonomischen Situation der Eltern für die Geschwindigkeit des Ablöseprozesses hin. Bei den Männern der LifE-Studie spielten die materiellen Verhältnisse der Herkunftsfamilie offenbar eine nicht zu vernachlässigende Rolle beim Entscheid, das Elternhaus zu verlassen. Junge Männer verblieben nach den Befunden aus Tabelle 10 um einiges länger im elterlichen Haushalt, wenn ihnen genügend Wohnraum bzw. haushaltspezifische Ressourcen zur Verfügung standen. Dieser Sachverhalt scheint in Übereinstimmung mit einschlägigen Forschungsbefunden insbesondere für junge Männer aus dem ländlichen Raum zuzutreffen (Kap. 4.2.2). Die Abnahme der Erklärungskraft der Wohnbedingungen im Elternhaus bei Kontrolle regionaler Unterschiede lässt sich jedenfalls in diesem Sinne interpretieren. Der Auszug beschleunigte sich bei Männern aber, wenn eine vorteilhafte ökonomische Situation in der Herkunftsfamilie im Sinne von transferierbaren Ressourcen die frühe Ablösung und Gründung eines eigenen Hausstandes begünstigte (wie z.B. in Familien mit hohem sozioökonomischem Status). Die Beschleunigung im Auszugstempo dürfte dabei nicht nur auf die materiellen Voraussetzungen, sondern zu einem gewissen Grad auch auf die grösseren kulturellen Ressourcen in Familien mit hohem Sozialstatus zurückzuführen sein.

Die Befunde für Frauen decken sich bezüglich der Einflussrichtung weitgehend mit jenen für die Männer. Die drei Indikatoren zur materiellen Situation der Herkunftsfamilie weisen bei ihnen jedoch, wie erwähnt, eine relativ geringe Erklärungskraft für das Timing des Auszugs auf. Die Veränderungen in der Einflussstärke der Prädiktoren von Modell 1 zu Modell 2 deuten zudem darauf hin, dass mit den Indikatoren bei den Frauen neben ökonomischen Aspekten auch weitere für den Auszug aus dem Elternhaus relevante Motive erfasst wurden. So lässt sich vermuten, dass Frauen aus kinderreichen Familien zum Teil auch deshalb früher von zu Hause ausgezogen sind, weil sie dadurch familiären Verpflichtungen und persönlichen Einschränkungen entgehen konnten (Kap. 4.2.3.2). Günstige Wohnverhältnisse in der Herkunftsfamilie im Sinne haushaltspezifischer Ressourcen dürften sich zudem insbesondere bei Frauen, die in der Adoleszenz Entwicklungsverzögerungen aufwiesen, verlangsamen auf den Auszug ausgewirkt haben.

Der nächste Block in Tabelle 10 umfasst Indikatoren für *Risikoverhaltensweisen und Entwicklungsdefizite* in der Adoleszenz (Block B). Drei der vier Indikatoren erreichen (bei beiden Geschlechtern) statistische Signifikanz. Eine geringe Emotions- und Ärgerkontrolle erwies sich in der Untersuchung als Entwicklungsmerkmal, das mit einer Beschleunigung des Auszugs im jungen Erwachsenenalter zusammenhing. Junge Frauen und Männer, die in der Adoleszenz ihre negativen Affekte nicht hinreichend kontrollieren konnten und bereits auf Kleinigkeiten stark negativ reagierten oder oft grundlos traurig waren, zogen im Allgemeinen deutlich früher von zu Hause aus als Jugendliche, die in der Adoleszenz eine grössere emotionale Stabilität aufwiesen. Das Auszugsrisiko erhöhte sich um ungefähr 16 bzw. 21% beim Anstieg um eine Standardabweichung auf diesem Indikator<sup>58</sup>.

Keinen Einfluss auf die Neigung zum Auszug liess sich hingegen für die schulische Leistungsmotivation im Alter von 15 Jahren nachweisen. Wie die Ergebnisse in Block D zeigen werden, sind schulische Kompetenzen aber keineswegs belanglos für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus.

Auf den ersten Blick eher kontraintuitiv wirkt in diesem Block der Befund, dass die frühe Übernahme von Statussymbolen und Privilegien des Erwachsenenalters mit einer Verlangsamung des Auszugsverhaltens bei den Probanden der LIfE-Studie einherging. Mit dem überdurchschnittlichen Konsum von Alkohol und Nikotin und dem regelmässigen Besuch von Spielhallen scheint jedoch (bei Kontrolle der weiteren Indikatoren in Modell 2) etwas gemessen worden zu sein, was vorder- und hintergründig eine ganz unterschiedliche Bedeutung hat. Während diese Verhaltensweisen vordergründig häufig der Zurschaustellung von Unabhängigkeit und Distanz dienen, dürften sich hinter ihnen auch eine gewisse Unselbständigkeit und Unsicherheit sowie eine starke Abhängigkeit von der Gleichaltrigen-gruppe verbergen. Die Auszugswahrscheinlichkeit reduzierte sich in der vorliegenden Studie, wenn die jungen Frauen und Männer (z.B. im Sinne der Kompensation von persönlichen Unsicherheiten in der Folge von schulischen Defiziten und familiären Belastungen) häufigen Gebrauch von den beschriebenen Symbolen des Erwachsenenalters machten (Reduktion um ca. 11 bzw. 23% beim Anstieg um eine Standardabweichung).

Den Erwartungen entsprechend vermochte das Alter beim ersten sexuellen Kontakt die Auszugsgeschwindigkeit vorherzusagen. Mit jedem Jahr, mit dem dieses Ereignis früher oder später stattfand, war bei den jungen Erwachsenen der LIfE-Studie eine Erhöhung bzw. Reduzierung der Auszugswahrscheinlichkeit um ca. 5% verbunden. Frauen und Männer, die früh ihre ersten sexuellen Erfahrungen gemacht hatten und in der Entwicklung von gegengeschlechtlichen Beziehungen fortgeschritten gewesen sein dürften, zogen auch

---

<sup>58</sup> Variablen, die eine willkürliche Metrik aufwiesen, wurden z-transformiert, um ihre Effektstärken besser miteinander vergleichen zu können.

früher von zu Hause aus. Umgekehrt hing eine Verzögerung im diesbezüglichen Entwicklungstempo mit Verzögerungen bei der Ablösung vom Elternhaus zusammen.

Der dritte Block der Regressionsmodelle erfasst den für diesen Beitrag zentralen Bereich der *familiären Beziehungserfahrungen* (Block C). Wie die Ergebnisse zeigen, lässt sich die Geschwindigkeit des Auszugs aus dem Elternhaus sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern durch die Art und Weise, wie sich die Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz gestaltete, vorhersagen. Für die beiden Geschlechter ergeben sich jedoch, wie erwartet (Kap. 4.2.4 und 4.3), deutlich unterschiedliche Wirkmechanismen und Einflussstärken.

Eine emotional nahe Beziehung zu den Eltern im Jugendalter wirkte sich bei den Frauen der Life-Studie positiv auf ein längeres Verweilen im Elternhaus aus. Die Auszugswahrscheinlichkeit reduzierte sich bei ihnen um 13% mit dem Anstieg um eine Standardabweichung auf der Skala ‚Verbundenheit‘. Bei den Männern ergab sich im Gegensatz dazu eine (tendenziell signifikante) Erhöhung der Auszugswahrscheinlichkeit um etwa 16%. Junge Männer verliessen den elterlichen Haushalt etwas früher, wenn die Beziehung zu ihren Eltern durch gegenseitiges Vertrauen und Wertschätzung und durch die Wahrnehmung emotionaler Unterstützung gekennzeichnet war. Da sich die Konfidenzintervalle der Frauen und Männer bei diesem Prädiktor nicht überlappen, kann mit grosser Wahrscheinlichkeit von zwei Effekten mit gegensätzlicher Wirkrichtung ausgegangen werden (Juang et al., 1999, S. 510).

Dasselbe gilt in noch stärkerem Masse für die Kontrolle und Beaufsichtigung von Töchtern und Söhnen durch ihre Eltern. Junge Frauen, die von ihren Eltern in der Adoleszenz stark kontrolliert und beaufsichtigt wurden, lösten sich nach den Befunden in Block C deutlich früher vom Elternhaus ab als Frauen, die weniger Einschränkungen in ihrem persönlichen Handeln durch ihre Eltern erfuhren. Das Auszugsrisiko erhöhte sich bei einem Anstieg um eine Standardabweichung auf der ‚Kontroll-Skala‘ um 40%. Der gegenläufige  $\alpha$ -Wert bei den Männern erreichte das 10%-Signifikanzniveau zwar knapp nicht, wich aber deutlich vom Wert der Frauen ab. Die elterlichen Anstrengungen zur Regulation und Verhaltenskontrolle hatten bei den männlichen Jugendlichen demzufolge einen geringeren Einfluss auf das Auszugsverhalten und wirkten sich eher verzögernd als beschleunigend auf den Entscheid zum Verlassen des Elternhauses aus.

Keine Wirkung auf das Timing des Auszugs ergab sich bei Konstanthaltung der emotionalen Verbundenheit und der elterlichen Kontrollansprüche für die Konflikthäufigkeit zwischen Eltern und Kindern. Die Wirkung von Konflikten geht zu einem grossen Teil in diesen beiden Variablen auf, die moderat miteinander korrelieren (Ergebnisse nicht dargestellt). Auseinandersetzungen und Konflikte zwischen Eltern und Kindern in der Adoleszenz scheinen sich danach vor allem dann negativ auf das Auszugsverhalten im

frühen Erwachsenenalter ausgewirkt zu haben, wenn sie mit Beziehungsstörungen und mit Meinungsverschiedenheiten über die in dieser Lebensphase zentrale Frage der jugendlichen Selbstbestimmungsrechte einhergingen.

Im letzten Block sind schliesslich die *strukturellen Rahmenbedingungen und individuellen Ressourcen* operationalisiert, vor deren Hintergrund sich die ökonomische und räumliche Verselbständigung im jungen Erwachsenenalter abspielt.

Mit dem ersten Indikator in diesem Block wurde untersucht, in welchem Masse die unterschiedlichen *makrostrukturellen und -kulturellen Kontextbedingungen*, denen junge Erwachsene in der Stadt und auf dem Land ausgesetzt sind, das Tempo des Auszugs aus dem Elternhaus zu beeinflussen vermögen.

Dass regionale Unterschiede für die Verselbständigung im jungen Erwachsenenalter von Bedeutung sind, hat sich bereits im Zusammenhang mit der Wirkung des Wohnraumangebots im elterlichen Haushalt angedeutet. Die Ergebnisse in Block A hatten die Interpretation nahe gelegt, dass die in ländlichen Gebieten oft grosszügigeren Wohnverhältnisse im elterlichen Haushalt bei den jungen Männern der Life-Studie zu einer Verzögerung des Auszugs geführt hatten. Die Befunde in Block D vermögen nun in Erweiterung zu diesen Ergebnissen zu zeigen, dass die unterschiedlichen Bedingungen der Verselbständigung in städtischen und ländlichen Regionen bei jungen Männern auch über die Wirkung des Wohnraumangebots hinaus einen Effekt auf das Auszugsverhalten ausübten. Die jungen Männer der Life-Studie, die auf dem Lande aufgewachsen waren, zogen auch bei Konstanzhaltung der Wohnverhältnisse im elterlichen Haushalt im Durchschnitt deutlich später von zu Hause aus als ihre männlichen Altersgenossen in der Stadt (Reduktion der Auszugswahrscheinlichkeit um ca. 46%). Für die Frauen ergab sich hingegen keine statistisch signifikante Wirkung der regional unterschiedlichen Kontextbedingungen.

Anhand der Daten der Life-Studie lässt sich nicht eindeutig bestimmen, was neben dem Wohnraumangebot die weiteren Gründe für die Verzögerung im Auszugsverhalten der jungen Männer im untersuchten ländlichen Gebiet darstellte. Vermutlich spielten aber die unterschiedliche Wirtschaftsstruktur mit einem grösseren Anteil an produzierendem Gewerbe und geringeren Beschäftigungsmöglichkeiten (Hessisches Statistisches Landesamt, 2007) sowie die auf dem Land häufig etwas traditionelleren Familienverhältnisse und Geschlechterrollenerwartungen bezüglich der Mithilfe im Haushalt und des Auszugs aus dem Elternhaus eine Rolle (Kap. 4.2.2).

Die nächsten vier Indikatoren in diesem Block erfassen die *strukturellen Vorgaben des Ausbildungs- und Erwerbssystems* sowie die *persönlichen (Leistungs-)Kompetenzen*, die junge Erwach-

sene für ihre berufliche Integration mitbringen. Wie die Befunde zeigen, liess sich die Erwartung, wonach ein tiefes Bildungsniveau mit einem früheren Auszug aus dem Elternhaus verbunden ist (Kap. 4.2.1.3 und 4.3), mit den Daten nur für die männlichen Untersuchungsteilnehmer, und für diese auch nur der Tendenz nach, bestätigen. Die jungen Männer der Life-Studie, die einen Real- oder Hauptschulabschluss erworben hatten oder über keinen Schulabschluss verfügten, wiesen gegenüber den Probanden mit Abitur oder Fachhochschulreife eine um ca. 30% erhöhte Auszugsneigung auf.

Betrachtet man diesen Befund von der anderen Seite, so lässt sich daraus auch eine Verzögerung im Auszugsverhalten von jungen Männern mit hohem schulischem Bildungsniveau ablesen. Diese Verzögerung scheint nun aber von den Probanden mit Abitur oder Fachhochschulreife mehr als wettgemacht worden zu sein, wenn sie den Wechsel an eine Hochschule vollzogen. Mit der Aufnahme eines Studiums erhöhte sich die Auszugsneigung bei den jungen Männern um mehr als 60%. Der tendenziellen Verzögerung des Auszugsverhaltens bei den männlichen Probanden mit hohem schulischem Bildungsniveau stand damit ein deutlicher beschleunigender Effekt bei der Aufnahme einer Hochschulausbildung gegenüber.

Bei den Frauen führte ein Studium zu einer noch markanteren Beschleunigung im Auszugsverhalten als bei den Männern. Die Auszugswahrscheinlichkeit erhöhte sich bei ihnen um beinahe 170%. Für den ausgeprägten Anstieg in der Auszugsneigung von Studierenden dürften neben den mit einer Ausbildung auf Hochschuleniveau verbundenen strukturellen Erfordernissen (wie z.B. dem Umzug an den Studienort) auch die im studentischen Milieu häufig in verstärktem Masse vorhandenen Präferenzen für selbständiges Wohnen sowie die in bildungsnahen Familien oft in grösserem Umfang verfügbaren finanziellen Mittel zur Unterstützung der jüngeren Generation verantwortlich gewesen sein.

Die Aufnahme einer beruflichen Ausbildung hatte im Unterschied zum Wechsel an eine Hochschule weder bei den Frauen noch bei den Männern der Studie eine vergleichbare Bedeutung für den Auszug aus dem Elternhaus. Die Neigung zum Auszug aus dem Elternhaus erhöhte sich bei beiden Geschlechtern nicht statistisch signifikant im zeitlichen Umfeld einer Berufsausbildung.

Den Erwartungen entsprechend war dann aber das Erreichen der ökonomischen Selbständigkeit sowohl bei den Frauen (Erhöhung um 170%) als auch bei den Männern (224%) mit einer sehr deutlichen Beschleunigung des Auszugstempos verbunden.

Ebenfalls bestätigt hat sich die Erwartung, wonach sich die Ablösung von der Herkunftsfamilie häufig vor dem Hintergrund einer *Partnerbeziehung* vollzieht. Die Auszugswahrscheinlichkeit stieg auch hier um mehr als das Doppelte, wenn junge Erwachsene in eine

festen, nichtehelichen Partnerbeziehung eingebunden waren (Anstieg um 141% bei den Frauen und 117% bei den Männern).

Abschliessend soll noch die Frage nach der *relativen Bedeutung der einzelnen Blöcke an Kovariaten* für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus beantwortet werden. Einzelne Aussagen hierzu waren bereits vor dem Hintergrund der berichteten  $\alpha$ -Werte möglich. Eine Integration der Befunde steht aber noch aus. Sie stützt sich im Folgenden neben den  $\alpha$ -Kennwerten auf die in Tabelle 10 ausgewiesenen Pseudo- $R^2$ -Kennwerte für die verschiedenen Blöcke an Kovariaten. Cox und Snell (1989) haben diese Masszahl ursprünglich für die Verwendung in logistischen Regressionen entwickelt. Nach Allison (1995, S. 247ff.) erweist sie sich aber auch für die Anwendung im Rahmen von Cox-Regressionen als geeignet. Er betont jedoch, dass sie nicht als Kennwert für den Anteil an erklärter Varianz zu interpretieren sei, sondern vor allem Aussagen über die Zusammenhangsstärke zwischen den Kovariaten und der abhängigen Variable in Cox-Regressionsmodellen erlaube (Allison, 1995, S. 248). In den dargestellten Regressionsmodellen wurden die Pseudo- $R^2$ -Kennwerte schrittweise berechnet, um die Stärke des Zusammenhangs der einzelnen Blöcke mit der abhängigen Variable bei Kontrolle der vorangehenden Blöcke abschätzen zu können (Tabachnick & Fidell, 2001, S. 822ff.).

Wie die Pseudo- $R^2$ -Kennwerte in Tabelle 10 zeigen, weisen praktisch alle Gruppen von Kovariaten einen Zusammenhang mit der Wahrscheinlichkeit des Auszugs aus dem Elternhaus auf. Die einzige Ausnahme bildet der erste Block im Regressionsmodell der Frauen. Offenbar vermögen die in diesem Block erfassten Aspekte in ihrer Summe die Auszugswahrscheinlichkeit nicht statistisch signifikant zu beeinflussen, obwohl zwei der drei  $\alpha$ -Werte statistische Signifikanz erreichen. Die Erklärungskraft dieser beiden Indikatoren ist aber, wie bereits berichtet, eher gering.

Bei den Männern lässt sich im Gegensatz zu den Frauen aus den Pseudo- $R^2$ -Kennwerten für denselben Block an Indikatoren ein deutlicher Zusammenhang mit der Auszugsneigung ablesen (Pseudo- $R^2=.11$ ,  $p<.001$ ). Die in der Life-Studie erfassten Aspekte materieller Ressourcen erweisen sich bei ihnen damit nicht nur im Einzelnen, sondern auch gesamthaft als weitaus bedeutungsvoller für den Auszug aus dem Elternhaus als bei den Frauen.

Da die materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilie im Rahmen der vorliegenden Studie nicht sehr differenziert erfasst wurden (Kap. 4.2.3.2 und 4.4.3.2), scheint eine gewisse Zurückhaltung bei der Interpretation des beobachteten Geschlechtsunterschieds angezeigt. Es bleibt offen, ob sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern auf die drei erhobenen Indikatoren beschränkt oder darüber hinaus für den gesamten Bereich der elterlichen Ressourcen und Unterstützungsleistungen Gültigkeit hat.

Eine gewisse Vorsicht ist selbstverständlich auch bei der Interpretation der anderen Einflussbereiche geboten. Sie dürfte aber z.B. bezüglich des Geschlechtsunterschieds im Bereich der familiären Beziehungserfahrungen weniger dringlich sein als im Bereich der materiellen Ressourcen. In ersterem Bereich zeigt sich ein umgekehrter Geschlechtereffekt. Die in der Adoleszenz zwischen Eltern und Kindern etablierten Beziehungsmuster weisen bei den Frauen (Pseudo- $R^2=.09$ ,  $p<.001$ ) einen klar stärkeren Zusammenhang mit dem Entscheid zum Auszug auf als bei den Männern (Pseudo- $R^2=.03$ ,  $p<.05$ ). Frühe familiäre Beziehungserfahrungen sind bei den Männern aber nicht bedeutungslos. Es lässt sich auch bei ihnen, unter Kontrolle der vorangehenden Blöcke, ein signifikanter, allerdings eher schwacher Einfluss auf die Auszugsneigung feststellen.

Von Relevanz sind ausserdem die in Block B erfassten individuellen Entwicklungsmerkmale. Sie hängen bei den Frauen etwas schwächer und bei den Männern etwas stärker als die Variablen in Block C mit der Neigung zum Auszug zusammen (Pseudo- $R^2=.05$ ,  $p<.001$  resp. Pseudo- $R^2=.07$ ,  $p<.001$ ).

Zusammengenommen erweisen sich die in der Adoleszenz erhobenen individuellen und familiären Entwicklungsbedingungen damit bei beiden Geschlechtern als nicht vernachlässigbare Erklärungsgrössen im Hinblick auf das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus.

Den bei weitem deutlichsten Zusammenhang mit dem Auszugszeitpunkt zeigen jedoch auch unter Rückgriff auf die Pseudo- $R^2$ -Kennwerte, so wie es zu erwarten war, die in Block D erfassten Opportunitätsstrukturen und individuellen Voraussetzungen im jungen Erwachsenenalter (Pseudo- $R^2=.33$ ,  $p<.001$  resp. Pseudo- $R^2=.36$ ,  $p<.001$ ).

#### **4.6 Zusammenfassung und Diskussion**

Dieses Kapitel hatte zum Ziel, vor dem Hintergrund der *Längsschnittstudie LiFE*, die Bedeutung verschiedener Bedingungsfaktoren für den *Zeitpunkt des ersten Auszugs aus dem Elternhaus* zu ermitteln. Untersucht wurde eine Kohorte junger westdeutscher Frauen und Männer, die zum grössten Teil von Mitte der Achtziger- bis Mitte der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts das Elternhaus verlassen und den Einstieg ins Erwerbsleben vollzogen hatten.

Der empirische Zugang zur Thematik war durch verschiedene theoretische Ansätze angeleitet und zielte auf mehrere den Auszugsentscheid beeinflussende Ebenen ab. Im Unterschied zu vielen früheren Untersuchungen wurde insbesondere auch der Mikroebene individueller Erfahrungen und Kompetenzen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Auswertungen beschränkten sich folgerichtig nicht darauf, die strukturierende Funktion von gesellschaftlichen Institutionen und sozialen Organisationen zu untersuchen oder den

Einfluss materieller Austauschprozesse innerhalb von Familien auf den Entscheid zum Auszug zu analysieren. Sie schlossen explizit auch die emotionalen Austauschbeziehungen in Familien sowie die individuellen Möglichkeiten und Entwicklungen der jungen Erwachsenen mit ein. Im Zentrum der Auswertungen stand die entwicklungspsychologisch relevante Frage nach der relativen *Bedeutung der in frühen Stadien der Eltern-Kind-Beziehung etablierten Beziehungsmuster* für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus. Den Analysen lag die Annahme zugrunde, dass die räumliche Ablösung vom Elternhaus das Ergebnis eines vielschichtigen Entscheidungsprozesses darstellt, bei dem junge Erwachsene vor dem Hintergrund von sozialen Einflüssen und strukturellen Vorgaben auf der einen Seite sowie individuellen Ressourcen und Erfahrungen auf der anderen Seite ihren Handlungsspielraum aktiv auszunutzen versuchen (Elder et al., 2003).

Die Umsetzung dieser Konzeption stellt hohe Anforderungen an die Struktur des Datensatzes. Mit der Life-Studie lagen diesbezüglich günstige Voraussetzungen vor. Die besondere Qualität der Studie bestand in der Vielfalt an Informationen, die zur Vorhersage des Auszugsverhaltens junger Frauen und Männer herangezogen werden konnten. Die Indikatoren setzten auf verschiedenen Systemebenen an und vermochten mittels prospektiver und retrospektiver Fragen einen grossen Teil des Lebensabschnitts vom 15. bis zum 35. Lebensjahr der untersuchten Kohorte abzudecken.

Mit dem Datensatz waren aber auch gewisse Einschränkungen verbunden. Sie betrafen einerseits die Repräsentativität der Angaben, die – wie es in Längsschnittstudien dieses zeitlichen Umfangs häufig der Fall ist – nicht im strengen Sinne gegeben war. Die Untererfassung einiger Merkmale dürfte aber tolerierbar sein, da der vorliegende Beitrag weniger auf die Deskription des Auszugsverhaltens abhob, als vielmehr (unter Kontrolle sozialstruktureller Merkmale) multivariate Zusammenhangsmuster zu entdecken versuchte. Für solche Analysen bestand bei den Daten der Life-Studie wenig Anlass, von groben Fehlschätzungen auszugehen.

Einschränkungen in den Daten waren andererseits auch bei der Operationalisierung der materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilie zu konstatieren. Es handelte sich dabei um ein Problem, das sich in vielen Untersuchungen in ähnlicher Weise stellt (Kap. 4.2.3.2). Im vorliegenden Fall war damit die Ungewissheit verbunden, ob die Erklärungskraft der familialen Ressourcen bei einer differenzierteren Messung, namentlich bei den jungen Frauen, höher ausgefallen wäre.

Die Datenauswertung bestätigte insgesamt die in diesem Kapitel formulierten Erwartungen zum Einfluss von *frühen familiären Beziehungserfahrungen* auf den Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus (Kap. 4.2.4 und 4.3). Frauen zeigten in der Untersuchung, wie vermutet, eine grössere Sensitivität als Männer gegenüber der Beziehungsgestaltung in der Herkunftsfamilie.



familie. Sie verblieben länger im elterlichen Haushalt, wenn ihre Beziehung zu den Eltern durch Wärme und Unterstützung gekennzeichnet war und ihnen im Elternhaus der nötige Freiraum zur Entwicklung eigenständiger Perspektiven gewährt wurde. Eine misslungene *Balance von Autonomie und Verbundenheit* im Sinne eines autoritären und die Autonomie einschränkenden elterlichen Erziehungsverhaltens mit geringer emotionaler Tiefe wirkte sich bei ihnen hingegen deutlich beschleunigend auf den Auszug aus dem Elternhaus aus.

Bei den Männern ergaben sich ein anderes Wirkmuster und eine geringere Vorhersagekraft der Beziehungsgestaltung in der Adoleszenz. Eine emotional nahe Beziehung zu den Eltern stellte auch für sie eine wichtige Unterstützungsquelle zur Bewältigung des Übergangs ins Erwachsenenalter dar. Sie schienen eine tragfähige Eltern-Kind-Beziehung vor dem Hintergrund ihrer Geschlechtsrollensozialisation aber im Gegensatz zu den Frauen eher als eine Ressource erlebt zu haben, die ihnen half, sich früher den Anforderungen der ausser-familiären Welt zu stellen und von zu Hause auszuziehen. Wenn die Eltern im Jugendalter verstärkt Anstrengungen unternahmen, ihre Söhne zu beaufsichtigen, verliessen die jungen Männer das Elternhaus zudem nicht wie die Frauen vorzeitig, sondern eher etwas später (Effekt knapp nicht signifikant auf 10%-Niveau). Die elterlichen Kontrollbemühungen wirkten sich bei ihnen aber in deutlich geringerem Masse (und evt. mehr im Sinne von Monitoring) auf das Auszugstempo aus als bei den jungen Frauen. Alles in allem scheinen die jungen Männer der Life-Studie weniger Probleme gehabt zu haben, sich von ihren Eltern abzugrenzen, und mussten offenbar häufig mit geringeren persönlichen Einschränkungen rechnen als Frauen, wenn sie als junge Erwachsene im elterlichen Haushalt verblieben. Dies könnte mit einem Grund dafür dargestellt haben, weshalb sie die materiellen Vorteile und den üblicherweise höheren Lebensstandard im Elternhaus im Durchschnitt länger als junge Frauen für sich in Anspruch nahmen und den Auszug eher aufschoben.

Mit den Daten der Studie konnten auch die Thesen zum Einfluss *personaler Ressourcen und Risiken* auf den Zeitpunkt des Auszugs weitgehend bestätigt werden (Kap. 4.2.5 und 4.3). *Verzögerungen* bei der Aufnahme heterosexueller Beziehungen und in der Entwicklung von Selbständigkeit (indiziert durch ein hohes Alter beim ersten Sexualkontakt sowie einer starken Ausrichtung auf Statussymbole und die Gleichaltrigengruppe in der Adoleszenz) waren bei beiden Geschlechtern mit einer Verlangsamung des Auszugstempos verbunden. *Adoleszente Risikoverhaltensweisen und Frühentwicklungen im sozialen Bereich* (indiziert anhand einer geringen Ärgerkontrolle und hohen Reizbarkeit sowie der früheren Aufnahme sexueller Kontakte) wirkten sich hingegen sowohl bei den jungen Frauen als auch bei den jungen Männern beschleunigend auf den Auszug aus dem Elternhaus aus.

Für den Bereich der *materiellen Ressourcen der Herkunftsfamilie* wurden die Erwartungen hingegen nur teilweise erfüllt (Kap. 4.2.3 und 4.3). Es ergab sich, entgegen den Vermu-

tungen, eine geschlechtsspezifisch unterschiedliche Bedeutung für das Timing des Auszugs aus dem Elternhaus.

Bei den männlichen Probanden erwiesen sich sowohl die Qualität des elterlichen Wohnbereichs als auch das in der Familie vermeintlich verfügbare ökonomische und kulturelle Kapital als relevant im Hinblick auf die Terminierung des Auszugs aus dem Elternhaus. Die jungen Männer der Life-Studie zogen früher von zu Hause aus, wenn die Eltern ihnen wenig materiellen Komfort im Elternhaus bieten konnten. Sie verblieben aber umgekehrt bei einem hohen Lebensstandard resp. bei umfangreichen *haushaltspezifischen Ressourcen* länger im elterlichen Haushalt. Eine grosszügige finanzielle Situation in der Herkunftsfamilie hatte bei ihnen in Verbindung mit einer entsprechenden Auszugsmotivation (wie z.B. bei einer hohen familiären Bildungsorientierung) im Sinne einer *transferierbaren Ressource* eine Beschleunigung des Auszugsverhaltens zur Folge. Die Familie erwies sich bei den männlichen Probanden der Life-Studie damit als wichtiges materielles Unterstützungsnetzwerk, das den Zeitpunkt des Auszugs entscheidend zu beeinflussen vermochte.

Bei den Frauen war dies hingegen deutlich weniger ausgeprägt der Fall. Sie zogen zwar ein wenig früher von zu Hause aus, wenn sie in Grossfamilien mit mutmasslich geringeren ökonomischen Ressourcen und einer stärkeren Einbindung der Töchter in Haushaltsaufgaben aufgewachsen waren. Ausserdem verblieben sie etwas länger im elterlichen Haushalt, wenn die Wohnverhältnisse es zulieszen. Insgesamt wirkten sich die untersuchten Merkmale haushaltspezifischer und transferierbarer Ressourcen bei ihnen aber in weitaus geringerem Masse als bei den Männern auf das Auszugstempo aus.

Die grösste Übereinstimmung zwischen den Geschlechtern ergab sich bei der Wirkung der Wohnbedingungen im elterlichen Haushalt. Es ist zu vermuten, dass es sich hierbei um einen Einflussbereich handelt, der gegenüber früher an Bedeutung für den Entscheid zum Auszug gewonnen hat (Huinink & Konietzka, 2004). Die Wahrscheinlichkeit eines Auszugs dürfte heute aufgrund der Lockerung normativer Vorschriften im Elternhaus und der allgemeinen Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen von Familien (Kap. 4.2.1.1) stärker als noch vor einigen Jahrzehnten vom Lebensstandard im elterlichen Haushalt und der Beziehung zwischen den Generationen abhängig sein.

Die weitaus grösste Erklärungskraft konnte in dieser Untersuchung, so wie es erwartet worden war, für die *Opportunitätsstrukturen und individuellen Voraussetzungen im jungen Erwachsenenalter* ermittelt werden (Kap. 4.3). Die Auswertungen zu diesem Einflussbereich gestalteten sich in zwei Teilen.

Im ersten Teil wurde die ‚*Vernetzung*‘ des ersten Auszugs mit wichtigen beruflichen und sozialen Statuspassagen beim Übergang ins Erwachsenenalter untersucht. Die Ergebnisse zu diesem Teil verdeutlichten in Übereinstimmung mit früheren Studien (Kap. 4.2.1.3) die grosse Bedeutung der institutionellen Rahmenbedingungen des deutschen Ausbildungs- und Erwerbssystems für den Verlauf der ökonomischen und räumlichen Verselbständigung im jungen Erwachsenenalter. Es konnten für die Phase vom Beginn der Ausbildung bis zum Auszug aus dem Elternhaus bzw. bis zur ökonomischen Selbständigkeit zwei markant unterschiedliche Verlaufsmuster identifiziert werden. Während sich das eine Muster vor allem aus den mit einem Hochschulstudium verbundenen strukturellen Notwendigkeiten ergab, leitete sich das andere Muster vorwiegend aus der Lebenssituation und den finanziellen Einschränkungen ab, mit denen sich junge Erwachsene in beruflicher Ausbildung konfrontiert sahen. Interessanterweise zeigten sich bezüglich der beiden Verlaufsmuster geschlechtsspezifische Prävalenzen. Junge Frauen realisierten tendenziell häufiger das für ein Hochschulstudium typische Muster, bei welchem der erste Auszug aus dem Elternhaus vor dem Ende der Ausbildung und dem Erreichen der finanziellen Selbständigkeit stattfand. Junge Männer setzten demgegenüber vermehrt das durch eine berufliche Ausbildung vorstrukturierte Muster um, indem sie mit dem Auszug zuwarteten, bis sie ihre Ausbildung abgeschlossen hatten und finanziell unabhängig von der Herkunftsfamilie geworden waren.

Für den Bereich der privaten Lebensformen zeigten die Auswertungen in diesem Teil, wiederum in Einklang mit einschlägigen Forschungsbefunden (Kap. 4.2.1.1), dass der Zeitpunkt der Ablösung von der Herkunftsfamilie nur mehr in vereinzelten Fällen gekoppelt an die Eheschliessung erfolgte. An die Stelle der Heirat als zeitgleiches Ereignis bzw. als Auslöser für den Auszug war in der untersuchten Kohorte die Aufnahme einer festen, nicht-ehelichen Partnerbeziehung getreten.

Im zweiten Teil der Analysen zu diesem Einflussbereich wurde im Rahmen der beiden umfassenden Cox-Regressionsmodelle die *Vorhersagekraft* verschiedener für diesen Bereich ausgewählter Indikatoren für das Timing des Auszugs berechnet. Als erklärungskräftigste Faktoren ragten dabei drei Statuspassagen heraus: die Aufnahme eines *Studiums* oder einer *Erwerbstätigkeit* sowie die Einbindung in eine *feste Partnerbeziehung*. Die drei Statusübergänge verkörpern jeder für sich wichtige institutionelle Angebote im ‚modernen Normallebenslauf‘ junger Erwachsener. Aus der Art und Weise, wie sie realisiert werden, lassen sich sowohl Rückschlüsse auf die strukturellen Rahmenbedingungen beim Übergang ins Erwachsenenalter als auch auf die individuellen Fähigkeiten der jungen Erwachsenen und die langfristigen ökonomischen und kulturellen Investitionen der Herkunftsfamilie ziehen. Für die Heranwachsenden der Life-Studie besaßen die drei Statuswechsel eine grosse Anziehungskraft und eine deutlich beschleunigende Wirkung auf das Auszugsverhalten. Zwei der Statuspassagen wiesen zudem bemerkenswerte Geschlechtsunterschiede auf, die

in guter Passung zu den oben berichteten Befunden zur geschlechtsspezifischen Prävalenz der zwei ausbildungsbedingten Auszugsmuster standen. So zeigte sich, dass die Aufnahme eines Studiums bei den Frauen eine weitaus grössere Bedeutung im Hinblick auf den Auszug aus dem Elternhaus hatte als bei den Männern. Die Aufnahme einer Ausbildung auf tertiärer Stufe schien bei ihnen eine geradezu ‚emanzipatorische‘ Wirkung auf die räumliche Verselbständigung von der Herkunftsfamilie entfaltet zu haben. Bei den jungen Männern der Life-Studie erwies sich der Auszug aus dem Elternhaus demgegenüber – einem eher traditionellen Geschlechtsrollenmuster folgend – stärker von der Integration in den Arbeitsmarkt und den eigenen ökonomischen Ressourcen abhängig. Wenn die männlichen Probanden vor dem Hintergrund einer Erwerbstätigkeit die ökonomische Selbständigkeit erreicht hatten, stieg ihre Auszugsneigung um einiges stärker an als jene der jungen Frauen. Sie blieben zudem länger als die jungen Frauen im elterlichen Haushalt wohnen, wenn sie in einer eher strukturschwachen, durch gewerbliche Betriebe und vermutlich traditionelle Familienverhältnisse gekennzeichneten ländlichen Region den Übergang ins Erwachsenenalter vollzogen.

Zusammenfassend vermögen die hier berichteten Befunde einen wichtigen Beitrag zur Klärung der eingangs formulierten Forschungsfrage nach der relativen Bedeutung früher familiärer Beziehungserfahrungen für den ersten Auszug aus dem Elternhaus zu leisten.

Die Studie konnte zeigen, dass die Geschichte der Eltern-Kind-Beziehung in der Adoleszenz zusammen mit den individuellen Ressourcen und Risiken der Heranwachsenden in nicht unerheblichem Masse den Zeitpunkt der räumlichen Ablösung von der Herkunftsfamilie zu beeinflussen vermag. In der Untersuchung liess sich ausserdem, wie erwartet, eine grössere Empfänglichkeit junger Frauen gegenüber familiären Beziehungsaspekten nachweisen (Kap. 4.2.4), während sich bei jungen Männern eine stärkere Abhängigkeit des Auszugsentscheids von den materiellen Lebensbedingungen im elterlichen Haushalt ergab.

Es bleibt vor dem Hintergrund der vorliegenden Forschungsbefunde zu hoffen, dass sich zukünftige Forschungsvorhaben vermehrt mit dem ‚Zusammenspiel‘ von individuellen und strukturellen Bedingungsfaktoren des Auszugsverhaltens befassen und insbesondere die Familie als unterstützende und steuernde Instanz beim Übergang ins Erwachsenenalter verstärkt in den Blick nehmen. Die Familie eröffnet jungen Erwachsenen durch ihre materiellen und kulturellen Ressourcen nicht nur unterschiedliche Lebensperspektiven und Zugangschancen im beruflichen Bereich, sondern vermittelt ihnen durch ihre sozialen Investitionen in der Kindheit und Jugend auch die für eine selbständige Lebensführung notwendigen Ressourcen an Autonomie und Verbundenheit. In diesem Sinne beeinflusst sie auch den Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus. Gemäss den Erkenntnissen dieser Studie scheint es unangemessen, das Alter beim ersten Auszug aus dem Elternhaus ausschliesslich auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und institutionellen Einflüsse

des beruflichen Übergangsregimes in Deutschland zurückführen zu wollen, obwohl diesen Faktoren zweifelsohne eine herausragende Bedeutung als ‚Struktur- und Taktgeber‘ beim Übergang ins Erwachsenenalter und bei der räumlichen Ablösung von der Herkunftsfamilie zukommt.



## 5. Kontinuität in Risiken: Intergenerationale Transmission von Scheidung

### 5.1 Einleitung

In den letzten Jahrzehnten konnte für Westdeutschland, ähnlich wie für viele westliche Gesellschaften, ein deutlicher *Anstieg des Scheidungsrisikos* beobachtet werden (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 2002; Peuckert, 2005; Emmerling, 2007). Dieser Trend ist nicht neu. Langfristig betrachtet, stieg die Scheidungsintensität schon seit Anfang des letzten Jahrhunderts, wenn auch nicht linear, sondern mit einer zwischenzeitlichen Spitze nach dem 2. Weltkrieg, mehreren Schwankungen und einem kurzzeitigen starken Einbruch bei der Einführung des neuen Ehescheidungsrechts im Jahr 1977 (Walper & Schwarz, 2002; Nave-Herz, 2004; Peuckert, 2005). Seit Anfang der Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts lässt sich aber generell eine Beschleunigung feststellen. Während die zusammengefasste Ehescheidungsrate in den alten Bundesländern im Jahr 1960 noch ca. 12% betrug, ist sie bis ins Jahr 2005 auf 41.4% angewachsen (Peuckert, 2005; Emmerling, 2007). Sie hat sich in fünfundvierzig Jahren damit mehr als Verdreifacht<sup>59</sup>. Selbst bei einer konservativeren Berechnungsmethode als dies die zusammengefasste Ehescheidungsrate darstellt, kann heute davon ausgegangen werden, dass mehr als ein Drittel aller Ehen in den alten und neuen Bundesländern früher oder später durch Scheidung aufgelöst wird (Emmerling, 2007)<sup>60</sup>. Scheidungen sind damit noch lange nicht die Regel aber Bestandteil

---

<sup>59</sup> Die Entwicklung in der ehemaligen DDR folgte seit den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts grundsätzlich einem ähnlichen Aufwärtstrend wie in Westdeutschland. In der DDR lag das Scheidungsrisiko allerdings immer deutlich über jenem in den alten Bundesländern. Im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung und der Einführung des westdeutschen Scheidungsrechts kam es hier ebenfalls zu einem Einbruch, der jedoch weitaus drastischer ausfiel als in Westdeutschland und die Scheidungsrate unter das Niveau in den alten Bundesländern absinken liess (Klein, 1995; Walper & Schwarz, 2002; Nave-Herz, 2004; Peuckert, 2005). Die Scheidungswahrscheinlichkeit liegt in den neuen Bundesländern auch heute noch - trotz einer grossen Wachstumsrate ab Mitte der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts - unter dem westdeutschen Niveau. Sie dürfte sich aber mittelfristig den Verhältnissen in den alten Bundesländern angleichen. Im Jahr 2005 betrug die zusammengefasste Ehescheidungsrate im Osten Deutschlands 35.6% (Emmerling, 2007).

<sup>60</sup> Auf der Basis der verfügbaren amtlichen Daten ist es nur in beschränktem Masse möglich, einen repräsentativen Wert für die Scheidungsintensität zu berechnen. Zur Bestimmung der Scheidungsrate werden deshalb häufig zwei Kennziffern herangezogen, die auch im Sinne einer Ober- und Untergrenze zu interpretieren sind (Emmerling, 2005). Es handelt sich dabei zum einen um die nach Kalenderjahren messende ‚zusammengefasste Ehescheidungsrate‘ (Periodenmessung) und zum anderen um den ‚Anteil geschiedener Ehen nach Heiratsjahrgängen‘ (Kohortendaten).

Da die zusammengefasste Ehescheidungsrate stark durch die jüngeren Heiratsjahrgänge bestimmt ist, reagiert sie stärker als die kohortenspezifische Messung auf Veränderungen in der Scheidungsintensität. Sie ist jedoch nicht ganz unproblematisch, weil Querschnittergebnisse eines Jahres zu fiktiven Kohortenscheidungsrisiken hochgerechnet werden (Peuckert, 2005). Beim Anteil geschiedener Ehen pro Eheschliessungskohorte handelt es sich im Gegensatz dazu um ein Mass, das sich zur Bestimmung einer mittelfristig

des Lebens von vielen Erwachsenen und Kindern in der Bundesrepublik geworden. In den letzten Jahren wurden bundesweit mehr als 190000 Ehen pro Jahr geschieden. Da in jeder zweiten dieser Ehen mindestens ein minderjähriges Kind betroffen war, hatten jährlich zwischen 150000 und 170000 Kinder und Jugendliche die Scheidung ihrer Eltern zu verarbeiten (Emmerling, 2007; Statistisches Bundesamt Deutschland, 2007)<sup>61</sup>. Hochrechnungen zeigen, dass von den in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts geborenen Kindern voraussichtlich gegen ein Fünftel im Laufe ihrer ersten beiden Lebensjahrzehnte mit der Scheidung der Eltern konfrontiert wird (Peuckert, 2005). Auch wenn keineswegs alle Kinder Benachteiligungen aus der Auflösung der elterlichen Ehe davontragen, so dürfte sie doch für die meisten Kinder eine starke Belastung darstellen. Sie kann zu kurz- oder mittelfristigen Anpassungsschwierigkeiten im schulischen, sozialen und emotionalen Bereich führen und in manchen Fällen sogar langfristige Beeinträchtigungen bis ins Erwachsenenalter nach sich ziehen (z.B. Amato & Keith, 1991b; Amato, 2001a, 2001b; Walper, 2002).

Vor dem Hintergrund des gegenwärtigen Kenntnisstandes ist es schwer zu beurteilen, welches die genauen Ursachen für den bemerkenswerten Aufwärtstrend im Ehescheidungsrisiko der letzten Jahrzehnte sind. Nahe liegend erscheint jedoch, dass verschiedene, sich gegenseitig nicht ausschliessende soziale Veränderungsprozesse, wie z.B. die gestiegene Erwerbstätigkeit von Frauen, die Zunahme kinderloser Ehen, die Abnahme von juristischen und normativen Scheidungsbarrieren sowie die zunehmende Überfrachtung von Ehen mit emotionalen Ansprüchen und Erwartungen, für das Ansteigen der Scheidungsintensität verantwortlich waren (Diekmann & Engelhardt, 2002; Nave-Herz, 2004; Wagner, 2004). Die erwähnten Anpassungsprozesse dürften dabei nicht nur generell zur Erhöhung der Scheidungsrate beigetragen haben, sondern zum Teil auch eine *sich selbst verstärkende Scheidungsdynamik* im Sinne eines positiven Rückkoppelungseffekts in Gang gesetzt haben (Heekerens, 1987; Bumpass, Martin & Sweet, 1991; Diekmann & Engelhardt, 1995). So ist z.B. zu vermuten, dass der normative Druck zur Aufrechterhaltung von Ehen durch das Ansteigen der Scheidungsrate zusätzlich gesunken ist und sich in der Folge die Neigung von Ehepartnern, ehespezifische Investitionen zu tätigen und in unbefriedigenden Partner-

---

geltenden Untergrenze für das generelle Scheidungsrisiko eignet (Emmerling, 2005). Die wahre Scheidungsrate dürfte irgendwo zwischen diesen beiden Kennziffern liegen. Im Jahr 2002 bewegte sie sich in den alten Bundesländern (nach 23- bis 25-jähriger Ehedauer) demgemäss zwischen 32.4 und 41.3% (Emmerling, 2005).

<sup>61</sup> Die jährliche Zahl an Ehescheidungen hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren bundesweit um ca. 60000 zugenommen, während die Anzahl der pro Jahr betroffenen Kinder im gleichen Zeitraum um ca. 30000 angestiegen ist. Für den geringeren Anstieg bei der Zahl der Scheidungskinder im Vergleich zur Anzahl an Ehescheidungen dürften die gesunkene Geburtenrate und die Zunahme kinderloser Ehen verantwortlich sein. Die beiden Entwicklungen verlaufen dennoch weitgehend parallel (Emmerling, 2005, S. 103; 2007, S. 166).



beziehungen auszuharren, weiter reduziert hat. Ein ähnlicher Rückkoppelungsprozess könnte auch durch die Tatsache angestoßen worden sein, dass mit der zunehmenden Scheidungsintensität gleichzeitig auch die Möglichkeiten angestiegen sind, nach der Auflösung einer Ehe eine attraktive Alternative zur bestehenden Partnerschaft zu finden (Becker, Landes & Michael, 1977; Diekmann & Engelhardt, 1995; Wagner, 2004).

Im Mittelpunkt des folgenden Kapitels steht ein weiterer Regelkreis, der die ‚Scheidungs-spirale‘ am Laufen hält. Es ist allerdings einer mit längerer ‚Durchlaufzeit‘ als die bisher beschriebenen (Heekerens, 1987), der zudem nicht primär auf der veränderten gesellschaftlichen Bewertung von Ehescheidungen oder dem vergrößerten Heiratsmarkt für Geschiedene beruht, sondern sich aus dem Umstand ergibt, dass Ehen von Menschen, die in ihrer Kindheit oder Jugend die Scheidung ihrer Eltern erlebt haben, selbst wieder häufiger geschieden werden. Gemeint ist die *intergenerationale Transmission des Scheidungsrisikos*, die unter der Annahme, dass die Scheidungsrate weiter ansteigt, die Scheidungsdynamik in vermehrtem Masse stimulieren dürfte<sup>62</sup>.

Das Kapitel befasst sich damit mit einer besonderen Form der intergenerationalen Kontinuität, deren empirischer Nachweis mittlerweile in einer Vielzahl von Studien gelungen ist (z.B. Bumpass & Sweet, 1972; Pope & Mueller, 1976; Mueller & Pope, 1977; Kulka & Weingarten, 1979; Glenn & Kramer, 1987; Keith & Finlay, 1988; McLanahan, 1988; McLanahan & Bumpass, 1988; Amato & Keith, 1991a; Bumpass et al., 1991; Amato, 1996; Feng, Giarrusso, Bengtson & Frye, 1999; Wolfinger, 1999, 2000; Teachman, 2002). Auch für Westdeutschland liess sich der Nachweis in den letzten Jahren in mehreren Untersuchungen erbringen. Für Ostdeutschland ist die Befundlage hingegen noch nicht ganz so eindeutig. Die Ergebnisse legen für die neuen Bundesländer insgesamt einen schwächeren (bis gar nicht vorhandenen) Effekt nahe (Diekmann & Engelhardt, 1995; Diefenbach, 1997; Wagner, 1997; Hullen, 1998; Diefenbach, 2000; Diekmann & Engelhardt, 2002; Engelhardt, Trappe & Dronkers, 2002; Wagner & Weiß, 2003; Böttcher, 2006). Ebenfalls noch nicht mit letzter Gewissheit sagen lässt sich aufgrund der Datenlage, ob die Übertragung des Scheidungsrisikos in der Bundesrepublik geschlechtsspezifischen Unterschieden unterliegt. Während sich in US-amerikanischen Untersuchungen mehr oder weniger durchgängig ein stärkerer Effekt für Frauen als für Männer ergeben hat (z.B. Heiss,

---

<sup>62</sup> Es ist allerdings nicht zu erwarten, dass die ‚Scheidungsspirale‘ durch die intergenerationale Übertragung des Scheidungsrisikos in den nächsten Jahrzehnten eine unvermindert anwachsende Stimulation erfährt. Wenn Scheidungen zu einem ‚normalen‘ Phänomen werden, scheinen sie nämlich einen Teil ihrer Wirkung auf die Eheinstabilität in der nachfolgenden Generation zu verlieren. Dies legen Analysen nahe, die Amato und Keith (1991a) sowie Wolfinger (1999) vor dem Hintergrund der sehr viel höheren US-amerikanischen Scheidungsraten vornahmen. Aus ihren Untersuchungen lässt sich der Schluss ziehen, dass der Zusammenhang von Scheidungen in der Eltern- und in der Kindgeneration mit der zunehmenden Verbreitung und Akzeptanz von Eheauflösungen in der Bevölkerung schwächer wird.

1972; Glenn & Kramer, 1987; Amato & Keith, 1991a; Feng et al., 1999), erweist sich die Befundlage für Deutschland diesbezüglich eher als ambivalent (Diekmann & Engelhardt, 1995; Diefenbach, 1997; Hullen, 1998; Diekmann & Engelhardt, 1999; Diefenbach, 2000). Es ist bis heute zudem, sowohl in den deutschen als auch in den weitaus umfangreicheren amerikanischen Forschungsbemühungen, erst in Ansätzen gelungen, die Mechanismen, die für die Übertragung des Scheidungsrisikos von der älteren auf die jüngere Generation verantwortlich sind, empirisch aufzuklären. Die verfügbaren Informationen erlauben häufig keine differenzierte Kausalanalyse, weshalb die Frage nach den (auf der Mikroebene der Familie und der Individuen angesiedelten) auslösenden Faktoren und vermittelnden Prozessen oft nur indirekt und mit einem grossen Interpretationsspielraum beantwortet werden kann.

Die vorliegende Untersuchung versucht zur Klärung dieser Frage beizutragen. Es wird darin der Versuch unternommen, einen weiteren Beleg für die intergenerationale Transmission des Scheidungsrisikos in Westdeutschland zu erbringen und zwei Teilprozesse der Weitergabe von ehelicher Instabilität über die Generationen hinweg etwas genauer zu spezifizieren. Als vermittelnde Grössen werden die frühe Aufnahme von heterosexuellen Kontakten und die vorzeitige Übernahme von Erwachsenenrollen im beruflichen und sozialen Bereich untersucht.

Die Datengrundlage bildet die *Längsschnittstudie LifE*. Sie enthält Angaben zur Eheschliessung und zum Scheidungsverhalten einer bezüglich des Alters sehr homogenen und noch relativ jungen Kohorte westdeutscher Frauen und Männer, die mehrheitlich von Mitte der Achtziger- bis Ende der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts den Bund der Ehe geschlossen haben. Bei einer durchschnittlichen Ehedauer von 7.6 Jahren ( $sd=4.0$ ) und einem Durchschnittsalter von 35.5 Jahren ( $sd=0.6$ ) befindet sich der grösste Teil der Untersuchungsstichprobe in einem eher frühen, allerdings durch ein erhöhtes Scheidungsrisiko gekennzeichneten Stadium der Ehe (Emmerling, 2005, 2007)<sup>63</sup>. Über 20% der ersten Ehen in der LifE-Stichprobe wurden bereits wieder durch Scheidung oder Trennung aufgelöst.

---

<sup>63</sup> Laut der amtlichen Statistik ist das Risiko, dass eine Ehe scheitert, zwischen dem dritten und dem neunten Ehejahr resp. in der Alterskategorie von 35 bis 45 Jahren am höchsten (Emmerling, 2005, 2007).

## 5.2 Theorie und Forschungsstand

### 5.2.1 Erklärungsansätze für die intergenerationale Transmission von Scheidung

Zur Erklärung der intergenerationalen Transmission von Scheidung werden in der sozialwissenschaftlichen Forschungsliteratur gegenwärtig hauptsächlich drei Ansätze diskutiert (z.B. McLanahan & Bumpass, 1988; Dickmann & Engelhardt, 1995; Fthenakis, 1995; Wagner, 1997):

Ein erster Ansatz sieht in den *ökonomischen Verhältnissen* von Scheidungsfamilien die primäre Ursache für die Übertragung des Scheidungsrisikos von einer Generation auf die nächste (z.B. Heekerens, 1987). Im Rahmen dieses Ansatzes wird auf den Umstand verwiesen, dass elterliche Scheidungen in den meisten Fällen mit drastischen Einbussen in der finanziellen Situation von Familien verbunden sind, da nach einer Scheidung in der Regel zwei Haushalte finanziert werden müssen und der Einkommenserwerb sowie die Hausarbeit nicht mehr arbeitsteilig erledigt werden können (für Deutschland s. Hradil, 2001; Andreß, Borgloh, Güllner & Wilking, 2003). Den Eltern stehen vor diesem Hintergrund oft weniger Zeit für die Unterstützung und Betreuung ihrer Kinder und weniger materielle Ressourcen für die Ausbildung, Gesundheit und Freizeitgestaltung ihres Nachwuchses zur Verfügung als vor der Scheidung. Für die Kinder kann dies sowohl zu einer Beeinträchtigung des schulischen Erfolgs als auch zu Nachteilen im sozialen und gesundheitlichen Bereich führen (z.B. Amato, 1993, 2000). Längerfristig dürfte sich die Verschlechterung der finanziellen Lage der Familie gemäss diesem Erklärungsansatz auch darin zeigen, dass Scheidungskinder früher in den Arbeitsmarkt eintreten, eher von zu Hause ausziehen und sich angesichts unattraktiver beruflicher Perspektiven früher als Gleichaltrige aus Zwei-Eltern-Familien an einen Partner binden und die Gründung einer Familie ins Auge fassen (z.B. Mueller & Pope, 1977; Keith & Finlay, 1988; McLanahan, 1988; McLanahan & Bumpass, 1988; Dickmann & Engelhardt, 1995; Wagner, 1997). Die ökonomischen Einbussen können sich für Kinder aus Scheidungsfamilien damit ähnlich wie für andere Kinder aus ökonomisch benachteiligten Schichten beschleunigend auf die Übernahme von Erwachsenenrollen auswirken. Da mit einem frühen Heiratsalter (bzw. mit einer geringen Investition in die Partnerwahl und ungünstigen ökonomischen Voraussetzungen bei der Eheschliessung) nachweislich eine Erhöhung des Scheidungsrisikos verbunden ist, schliesst sich dann möglicherweise der Kreis zwischen der Scheidung der Eltern und jener der Kinder (z.B. Bumpass et al., 1991; Wagner & Weiß, 2003).

Im Rahmen eines zweiten Erklärungsansatzes stehen demgegenüber die *Erziehungs- und Sozialisationserfahrungen*, die Scheidungskinder während und nach der Trennung der Eltern in ihren Familien machen, im Vordergrund der Überlegungen. Die intergenerationale Transmission ehelicher Instabilität wird aus dieser Perspektive vor allem durch das Fehlen von

adäquaten Ehepartner- und Geschlechtsrollenmodellen, durch den Erwerb von dysfunktionalen Verhaltensweisen und Einstellungen und durch die reduzierten Möglichkeiten elterlicher Kontrolle in Scheidungsfamilien begründet (z.B. Pope & Mueller, 1976; Glenn & Kramer, 1987; McLanahan & Bumpass, 1988; Diekmann & Engelhardt, 1995; Amato, 1996; Wagner, 1997; Amato & DeBoer, 2001). Es wird argumentiert, dass es Scheidungskindern aufgrund der elterlichen Trennung nicht in gleichem Masse wie Kindern aus Zwei-Eltern-Familien möglich ist, Verhaltensweisen zu beobachten und zu erlernen, die für die Gestaltung einer stabilen Partnerschaft notwendig sind (Pope & Mueller, 1976). Scheidungsfamilien werden darüber hinaus als Gefahrenkontexte angesehen, in denen sich Kinder unproduktive Kommunikations- und Konfliktlösestile aneignen, die im späteren Leben einer erfolgreichen Bewältigung von Partnerschaftsproblemen im Wege stehen (z.B. Amato, 1993, 1996). Es wird ferner davon ausgegangen, dass das elterliche Vorbild bei den Kindern das Vertrauen in die Verlässlichkeit von Partnerbeziehungen beeinträchtigt und längerfristig deren Bereitschaft verringert, bei Eheschwierigkeiten in die Problemlösung und Wiederherstellung der Beziehung zu investieren (Greenberg & Nay, 1982; Wallerstein, 1983; Glenn & Kramer, 1987; Amato & DeBoer, 2001).

Durch die Abwesenheit des Vaters bzw. seine nur noch eingeschränkte Verfügbarkeit dürften sich Scheidungskinder des Weiteren mit schwierigeren Bedingungen bei der Entwicklung ihrer Geschlechtsrollenidentität konfrontiert sehen als Gleichaltrige in Zwei-Eltern-Familien, die ihre Identität in Auseinandersetzung mit dem väterlichen Vorbild zu etablieren vermögen. Für weibliche Scheidungskinder können daraus, wie einige Studien zeigen, ein offensiverer Umgang mit dem anderen Geschlecht und eine vorzeitige Orientierung an heterosexuellen Kontakten im Jugend- und jungen Erwachsenenalter resultieren (Hetherington, 1972; Hetherington & Parke, 1979; Wallerstein & Kelly, 1980). Bei männlichen Jugendlichen, die ohne Vater aufwachsen, lassen sich im Gegensatz dazu vermehrt Verhaltensprobleme und Schwierigkeiten bei der Entwicklung eines differenzierten Geschlechtsrollenmodells beobachten (Fthenakis, 1985; Amato, 2001a). Die auf diese Weise erworbenen Verhaltensweisen dürften sich bei beiden Geschlechtern als hinderlich für die Stabilität von späteren Partnerbeziehungen erweisen.

Ein besonderes Gewicht im Hinblick auf die Tradierung des Scheidungsrisikos wird im Rahmen dieses Erklärungsansatzes der Tatsache beigemessen, dass durch die Spannungen zwischen den Eltern und den Wegzug des Vaters aus dem familiären Haushalt die erzieherische Autorität und Einflussnahme der Eltern untergraben werden (Mueller & Pope, 1977; McLanahan & Bumpass, 1988). Allein stehende Mütter erweisen sich bei der Beaufsichtigung und Kontrolle ihrer Kinder gemäss diesen Überlegungen meist als weniger effektiv als zusammen lebende Eltern, was zur Folge haben kann, dass der Einfluss der Gleichaltrigen auf das Verhalten der Kinder zunimmt und die Ablösung von der Herkunftsfamilie vorangetrieben wird (Hetherington, 1979; Steinberg, 1987). Das Nachlassen

der elterlichen Kontrolle dürfte dann nicht selten zu einem Rückgang in der schulischen Leistungsbereitschaft, zu Verhaltensproblemen und zu einer frühen Aufnahme gegen-geschlechtlicher Beziehungen führen, womit sich wiederum das Risiko für eine vorschnelle Eheschliessung und eine darauf folgende Scheidung erhöht (z.B. Mueller & Pope, 1977; Hogan & Kitagawa, 1985; McLanahan, 1985; McLanahan & Bumpass, 1988; Stattin & Magnusson, 1996; Amato, 2000).

Ein dritter Erklärungsansatz versteht die elterliche Scheidung in Anlehnung an die Familienstresstheorie als kritisches Lebensereignis, das Familien in einen Zustand des Ungleichgewichts versetzt und zur Reorganisation der Beziehungen zwischen den einzelnen Mitgliedern zwingt. Ob sich die Scheidung der Eltern zu einer Krisensituation entwickelt, hängt nach dieser Sichtweise wesentlich von den individuellen und familiären Bewältigungsressourcen und der Interpretation des Ereignisses durch die Familienmitglieder ab (Hill, 1949; McCubbin & Patterson, 1983). Die *stresstheoretische Perspektive* erklärt die Auswirkungen einer elterlichen Scheidung damit nicht nur durch die je nach Individuum unterschiedlichen Belastungsfaktoren, sondern bezieht auch die individuelle Wahrnehmung der Situation und die individuell verfügbaren Ressourcen in die Überlegungen mit ein. Es ist gemäss diesem Modell deshalb grundsätzlich auch denkbar, dass die personalen und sozialen Ressourcen eines Scheidungskindes und seine Situationswahrnehmung im Sinne von ‚Puffern‘ die nachteiligen Auswirkungen einer elterlichen Scheidung gänzlich abzu-dämpfen vermögen (Amato, 2000; Walper, 2002). Im Allgemeinen wird jedoch eher davon ausgegangen, dass Scheidungen die Bewältigungskapazität von Familien übersteigen und die psychischen und sozialen Belastungsreaktionen der einzelnen Familienmitglieder zu-mindest kurzzeitig ansteigen lassen (z.B. McLanahan, 1983; Amato, 2000).

Der stresstheoretische Ansatz erweist sich damit als der allgemeinste unter den drei Erklärungsansätzen. Unter seinem theoretischen Dach lassen sich verschiedene Erklärungselemente einordnen, die schon in den beiden anderen Ansätzen thematisiert wurden (Amato, 1993, 2000). Der Erkenntnisgewinn, der sich aus ihm zusätzlich zu den beiden anderen Modellen ergibt, ist neben der grösseren theoretischen Elaboriertheit (Scheidung als Stressbewältigungsprozess) vor allem darin zu sehen, dass die Konfliktbewältigung zwischen den Eltern von vielen seiner Vertreter als einer der entscheidenden Faktoren im Hinblick auf das Wohlbefinden und die Entwicklung von Kindern in Trennungsfamilien angesehen wird. Je nachdem, wie es den Eltern gelingt, ihre Konflikte im Trennungsprozess zu regeln, werden unterschiedliche Belastungen und längerfristige Konsequenzen für die Kinder erwartet. Das Aufwachsen in einer Scheidungsfamilie dürfte sich demgemäss insbesondere in Familien, die durch elterliche Konflikte stark belastet sind, negativ auf die Entwicklung der Kinder auswirken (z.B. Amato & Booth, 1991; Amato, Spencer Loomis & Booth, 1995; Amato, 2000; Walper, 2002).

Eine Erweiterung gegenüber den beiden anderen Modellen ergibt sich auch aus der Bedeutung, die im Rahmen dieser theoretischen Perspektive multiplen Stressoren beigemessen wird. So wird vor dem Hintergrund dieses Ansatzes häufig argumentiert, dass die Befindlichkeit von Kindern umso mehr leide, je mehr Belastungsfaktoren und Transitionen (wie z.B. ein Umzug oder Schulwechsel) sie im Umkreis einer Scheidung ausgesetzt seien (z.B. Amato, 2000). Mehr- und Einfachbelastungen werden mit Beeinträchtigungen im Selbstwertgefühl und in der schulischen Leistungsfähigkeit der Kinder in Verbindung gebracht und als Ursache für die frühe Übernahme von Erwachsenenrollen angesehen. Im sozialen Bereich werden vor allem eine vorzeitige Aufnahme heterosexueller Kontakte, eine forcierte Ablösung vom Elternhaus und eine frühe Bindung an einen Ehepartner erwartet (z.B. Booth, Brinkerhoff & White, 1984; McLanahan & Bumpass, 1988; Diekmann & Engelhardt, 1995; Wagner, 1997). Verschiedene Studien, die vor diesem theoretischen Hintergrund durchgeführt wurden, legen es zudem nahe, dass sich mehrfache Scheidungserfahrungen, die sich durch die Wiederverheiratung und erneute Trennung eines bereits geschiedenen Elternteils ergeben können, besonders nachteilig auf die Ehequalität und -stabilität in der nachfolgenden Generation auswirken (Amato & Booth, 1991; Wolfinger, 2000).

### 5.2.2 Mechanismen der Scheidungstransmission

Aus den drei Erklärungsansätzen lassen sich mehrere auslösende Faktoren und vermittelnde Prozesse ableiten, die bei der sozialen ‚Vererbung‘ des Scheidungsrisikos eine wichtige Rolle zu spielen scheinen. Drei Mechanismen gilt es besonders hervorzuheben (s. auch Amato, 1996, S. 629; Amato & DeBoer, 2001, S. 1039ff.):

Der erste Mechanismus beruht auf den *Verhaltensweisen und Kompetenzdefiziten*, die sich Scheidungskinder aufgrund der oft ungünstigen Erziehungsbedingungen und des häufig unzureichenden elterlichen Verhaltensvorbildes in Scheidungs- und Trennungsfamilien aneignen scheinen. Sie werden u.a. mit einer Beschleunigung beim Aufbau von intimen Beziehungen sowie einer vorzeitigen Distanzierung von den elterlichen Erwartungen nach Bedürfnisaufschub und Leistungserbringung in Verbindung gebracht und längerfristig als *dysfunktional für die Konfliktbewältigung in Partnerschaften und für die Aufrechterhaltung von Ehebeziehungen* erachtet.

Im Rahmen des zweiten Mechanismus wird demgegenüber den *ökonomischen Einbussen*, die im Zusammenhang mit einer elterlichen Scheidung entstehen können, eine zentrale Funktion bei der Übertragung ehelicher Instabilität von einer Generation auf die nächste beigemessen. Finanzielle Einschränkungen können bei den Kindern zu einem *vorzeitigen Abschluss der schulischen und beruflichen Ausbildung sowie einer frühen Heirat und einem beschleunigten*

*Einstieg in den Arbeitsmarkt* führen, womit sich längerfristig deren Scheidungswahrscheinlichkeit erhöht.

Im Rahmen des dritten Mechanismus wird schliesslich die Bedeutung von *ehespezifischen Einstellungen und Erwartungshaltungen* betont, die im Kontext von Scheidungsfamilien aufgebaut werden. Die Übertragung des Scheidungsrisikos basiert diesem Mechanismus gemäss auf den liberaleren Einstellungen gegenüber einer Trennung und auf der geringeren Erwartungshaltung bezüglich der Stabilität von Ehen, die Scheidungskinder vor dem Hintergrund des elterlichen Vorbildes entwickeln.

Die drei Mechanismen schliessen sich logisch nicht aus. Faktisch dürften sie sogar häufig durch wechselseitige Zusammenhänge miteinander verbunden sein. Dies gilt insbesondere für die sie auslösenden Faktoren, die oft nicht unabhängig voneinander, sondern eher kumulativ im Sinne von multiplen Stressoren wirken. Ungünstige elterliche Erziehungsverhaltensweisen und ökonomische Nachteile sind in Scheidungsfamilien z.B. oft gemeinsam vorzufinden (z.B. Mitchell, 1994; Langness et al., 2006). Es scheint deshalb wahrscheinlich, dass die Übertragung des Scheidungsrisikos bei vielen Scheidungskindern auf mehreren Ursachen beruht und gleichzeitig über mehrere Vermittlungsprozesse stattfindet. Diese Annahme wird durch (erst vereinzelt durchgeführte) Studien gestützt, die verschiedene Transmissionsmechanismen parallel zu untersuchen vermochten (z.B. Amato, 1996).

In dieser Untersuchung werden die beiden ersten Mechanismen etwas genauer unter die Lupe genommen, während der letzte „Transmissions-Riemen“, auch mangels geeigneter Daten, nicht näher betrachtet wird.

Bevor das empirische Vorgehen und die Befunde der Studie vorgestellt werden, sollen aber der Vollständigkeit halber noch ein weiterer Ansatz zur Erklärung des Zusammenhangs zwischen der elterlichen Scheidung und der Scheidung der Kinder sowie das Modell, das die Untersuchung anleitet, diskutiert werden.

### **5.2.3 Die Selektionsperspektive**

Im Rahmen des angesprochenen Erklärungsansatzes wird im Gegensatz zu den bereits vorgestellten Erklärungen der Standpunkt vertreten, dass die Transmission des Scheidungsrisikos nicht in erster Linie durch die oben beschriebenen Ursachen zu Stande kommt, sondern vielmehr durch schon früh bestehende Unterschiede zwischen späteren Scheidungsfamilien und Zwei-Eltern-Familien erklärbar ist. Familien, die durch Scheidung auseinander brechen, unterscheiden sich danach schon vor der Auflösung der elterlichen Ehe in einer Reihe von Bereichen wie z.B. in den persönlichen Eigenschaften der Eltern, im Ausmass ehelicher Konflikte, in den Einstellungen der Ehepartner zur Ehe oder in den zur

Verfügung stehenden ökonomischen Ressourcen von jenen Familien, die zusammen bleiben. Für die Übertragung des Scheidungsrisikos werden dementsprechend nicht die Veränderungen verantwortlich gemacht, die im Zusammenhang mit einer elterlichen Trennung entstehen, sondern die Lebensbedingungen, Wertvorstellungen, Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensweisen, die von den Eltern bereits vor der Trennung (genetisch oder sozial) an die Kinder weiter gegeben werden und damit beide Generationen in vergleichbarer Weise beeinflussen (z.B. Cherlin et al., 1991; McGue & Lykken, 1992).

Auch wenn sich in der Forschungsliteratur verschiedene Belege für diese *Selektivitätsthese* finden lassen, so verdeutlichen doch auch viele Studien, dass die kindliche Entwicklung nach einer elterlichen Trennung nicht einfach eine Fortsetzung eines schon lange vorher gegebenen Zustandes darstellt (z.B. McLanahan, 1983; McLanahan & Bumpass, 1988; Schwarz & Silbereisen, 1999; Amato, 2000; Diefenbach, 2000). Eine Scheidung oder Trennung der Eltern wirkt sich im Gegenteil häufig zusätzlich zu den familiären Vorbelastungen auf die Kinder und ihr späteres Verhalten in Partnerbeziehungen aus. So konnten z.B. Furstenberg und Teitler (1994, S. 185) zeigen, dass der Abbruch einer schulischen Ausbildung und die frühe Aufnahme sexueller Beziehungen eher durch eine elterliche Scheidung und die damit verbundenen Belastungen zu erklären sind als durch Beeinträchtigungen, die bereits vor der Trennung der Eltern bestanden.

#### 5.2.4 Prozessmodell der Scheidungstransmission

Abbildung 9 zeigt das Modell, das der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt. Es handelt sich um ein Prozessmodell der intergenerationalen Transmission von Scheidung. Die den Transmissionsmechanismus auslösenden (im Mikrosystem der Scheidungsfamilie angelegten) Belastungsfaktoren spielen darin im Gegensatz zum vermittelnden Prozess nur am Rande eine Rolle<sup>64</sup>. Die Vermittlung des Scheidungsrisikos ist im Modell in zwei parallele, aber nicht gänzlich unabhängig voneinander verlaufende Teilprozesse bzw. Transmissionspfade unterteilt.

Im Rahmen des ersten Teilprozesses wird untersucht, in welchem Masse eine frühe Aufnahme von gegengeschlechtlichen Beziehungen die Transmission des Scheidungsrisikos zu

---

<sup>64</sup> An anderer Stelle in diesem Kapitel werden diese Belastungsfaktoren auch als die Ursachen der intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos bezeichnet. In Abbildung 9 sind sie – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – im grossen Rechteck auf der linken Seite aufgeführt. Im Rahmen dieser Untersuchung kann über sie nur spekuliert werden, da der exakte Zeitpunkt der elterlichen Scheidung nicht für die gesamte Stichprobe bekannt ist. Allfällige durch Scheidung bedingte Veränderungen in der Lebenssituation und in den Sozialisationsbedingungen der Kinder lassen sich deshalb – trotz der an und für sich sehr umfangreichen Datenlage zur Entwicklung im Jugendalter – nicht genau ermitteln.



erklären vermag. Diesem Teilprozess liegt die Annahme zugrunde, dass die im Zusammenhang mit einer elterlichen Scheidung entstandenen Belastungen bei den Kindern zu einem offensiveren ‚Werbeverhalten‘ gegenüber dem anderen Geschlecht und einer *früheren Aufnahme sexueller Beziehungen* führen, wodurch sich dann, vermittelt oder nicht vermittelt über eine *vorzeitige Bindung an einen Ehepartner*, längerfristig das Scheidungsrisiko in der Kindgeneration erhöht.

Die frühe Orientierung am anderen Geschlecht ist in diesem Kontext nicht als isoliertes Phänomen zu verstehen, sondern als Verhaltensweise, die häufig in ein umfassenderes Problembild eingebettet ist. Sie geht oft mit weiteren Verhaltensproblemen und schulischen Schwierigkeiten einher und bildet in diesem Sinne einen Indikator für Defizite im sozialen und schulischen Bereich sowie für eine vorzeitige Verselbständigung von der Herkunftsfamilie (z.B. Fend, 1990; Stattin & Magnusson, 1996; Loeber et al., 1998).

Als auslösende Bedingungen für die Übertragung des Scheidungsrisikos auf diesem Transmissionsweg kommen vorwiegend stress- und sozialisationstheoretische Erklärungselemente in Frage (elterliche Konflikte und trennungsbezogene kritische Lebensereignisse, fehlende elterliche Kontrolle und fehlende männliche Bezugsperson).

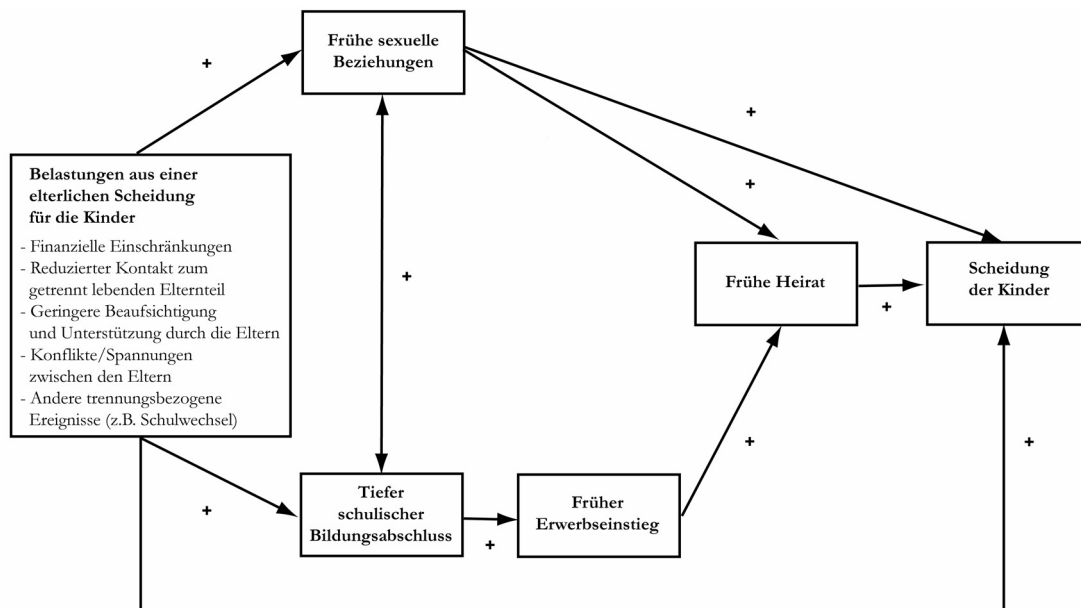


Abbildung 9: Prozessmodell der intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos durch die frühe Aufnahme von gegengeschlechtlichen Beziehungen und von Erwachsenenrollen im beruflichen und sozialen Bereich.

Im Rahmen des zweiten Pfades stehen demgegenüber die schulischen und beruflichen Investitionen und der Zeitpunkt des Erwerbseinstiegs als vermittelnde Variablen im Vordergrund. Das Aufwachsen in einer Scheidungsfamilie führt gemäss diesem Transmissionspfad häufig zu *tieferen schulischen und beruflichen Bildungsabschlüssen*, einem *beschleunigten Erwerbseinstieg* sowie einer *früheren Eheschliessung*. Letzteres dürfte dann aufgrund des damit vielfach zusammenhängenden geringeren Aufwands bei der Partnersuche, den oftmals unvorteilhafteren ökonomischen Voraussetzungen und der manchmal auch für die Aufrechterhaltung einer dauerhaften Beziehung ungenügenden psychologischen Reife von Partnern, die früh eine Ehe eingehen, mit einer erhöhten Anfälligkeit für eine Scheidung verbunden sein.

Die Übertragung des Scheidungsrisikos auf diesem Pfad dürfte in erster Linie durch die ökonomischen Einbussen nach einer elterlichen Scheidung bedingt sein. Es ist aber auch davon auszugehen, dass die oft ungünstigeren Sozialisationsbedingungen sowie die mehrfachen Belastungen, denen Scheidungskinder in ihren Familien ausgesetzt sind, als auslösende Faktoren eine Rolle spielen (stress- und sozialisationstheoretische Perspektive).

Im Prozessmodell ist zusätzlich zu den beiden indirekten Transmissionspfaden ein direkter Pfad zwischen der Scheidung in der Eltern- und in der Kindgeneration enthalten. Damit soll auf den Umstand verwiesen werden, dass mit den hier untersuchten Prozessvariablen die intergenerationale Übertragung des Scheidungsrisikos nur teilweise erklärt werden kann. Aufgrund der Befunde aus amerikanischen Forschungsvorhaben ist davon auszugehen, dass die beiden Teilprozesse (bei Kontrolle von Selektionseffekten) maximal die Hälfte des Gesamtzusammenhangs zwischen der Scheidung in den zwei aufeinander folgenden Generationen der Life-Studie zu erklären vermögen (McLanahan, 1988; Amato, 1996; Feng et al., 1999; Teachman, 2002). Der grössere Teil des Transmissionseffekts dürfte durch andere vermittelnde Prozesse, wie z.B. die konkreten ehespezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen der Scheidungskinder, bestimmt sein (Amato, 1996; Amato & DeBoer, 2001). Für die empirischen Analysen in diesem Kapitel ist folglich zu erwarten, dass auch nach Einführung der Prozessvariablen weiterhin ein (direkter) Zusammenhang zwischen der Scheidungshäufigkeit in der älteren und der jüngeren Generation bestehen bleibt.

### **5.2.5 Empirische Befunde zum Prozessmodell**

Die Forschungsliteratur weist bisher eine eher bescheidene Menge an Befunden zu den in Abbildung 9 dargestellten Transmissionswegen auf. Am umfangreichsten sind die Ergebnisse zur Bedeutung des Heiratsalters bei der intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos. Auch zur vermittelnden Rolle von schulischen und beruflichen Bildungsabschlüssen liegen einige Befunde vor. Die mediiierende Funktion von frühen sexuellen Beziehungen ist hingegen erst wenig untersucht.

### 5.2.5.1 Frühe Aufnahme von heterosexuellen Beziehungen

Trotz dieser Einschränkungen kann die Befundlage in Bezug auf den ersten Abschnitt im Transmissionspfad der sozialen ‚Frühentwicklung‘ als ausreichend bezeichnet werden, um einigermaßen gesicherte Aussagen machen zu können. Die diesem Abschnitt zugrunde liegende These, wonach sich eine elterliche Scheidung im Sinne eines ‚Push-Faktors‘ beschleunigend auf die Entwicklung von heterosexuellen Beziehungen auswirkt, kann vor dem Hintergrund der vorliegenden Ergebnisse als empirisch relativ gut belegt bezeichnet werden. Sowohl weibliche als auch männliche Scheidungskinder machen gemäss verschiedenen Studien im Durchschnitt früher ihre ersten sexuellen Erfahrungen (Hetherington, 1972; Booth et al., 1984; Hogan & Kitagawa, 1985; Furstenberg & Teitler, 1994) und zeigen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter ein intensiveres ‚Werbeverhalten‘ gegenüber dem anderen Geschlecht sowie eine geringere Sorgfalt bei der Wahl ihrer Sexualpartner als Kinder aus Zwei-Eltern-Familien (Booth et al., 1984). Mehrere Studien deuten zudem darauf hin, dass weibliche Scheidungskinder in diesem Bereich anfälliger sind als männliche Scheidungswaisen (z.B. Wallerstein & Blakeslee, 1989).

Anzeichen, dass eine elterliche Scheidung eine beschleunigende Entwicklung der betroffenen Kinder (beiden Geschlechts) zur Folge hat, ergeben sich auch aus dem Umstand, dass sie in der Regel früher aus dem Elternhaus ausziehen als Kinder ohne Scheidungserfahrungen (Mitchell, Wister & Burch, 1989; Aquilino, 1991; Silbereisen et al., 1996; Goldscheider, 1997; Goldscheider & Goldscheider, 1999; Juang et al., 1999; Schimpl-Neimanns, 2006) und häufiger als letztere schon vor der ersten Eheschliessung Eltern werden (Mueller & Pope, 1977; Hogan & Kitagawa, 1985; McLanahan & Bumpass, 1988; Dickmann & Engelhardt, 1995).

In Bezug auf das letztgenannte Verhalten lassen sich in der Forschungsliteratur bislang die deutlichsten Hinweise finden, dass eine ‚Frühentwicklung‘ im Bereich sexueller Beziehungen bei Scheidungskindern zur Vermittlung des Scheidungsrisikos beitragen könnte. Eine voreheliche Schwangerschaft bzw. Elternschaft tritt bei Scheidungskindern nämlich nicht nur öfters als bei Kindern aus Zwei-Eltern-Familien auf, sondern hat sich in vielen Studien auch als Risikofaktor für eine Trennung im Erwachsenenalter erwiesen (White, 1990; Wagner, 1993; Karney & Bradbury, 1995). Sie dürfte insbesondere dann, wenn das vorehelich geborene Kind als Stiefkind in eine spätere Ehebeziehung eingebracht wird, die Wahrscheinlichkeit für eine Scheidung erhöhen (Klein, 1995; Wagner & Weiß, 2003) und zur intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos beitragen.

### **5.2.5.2 Geringe Schulleistungen und tiefe Bildungsabschlüsse**

Die Scheidungsforschung liefert auch für verschiedene Segmente im zweiten Transmissionspfad empirisch hinreichende Unterstützung. So gilt es heute als weitgehend gesichert, dass eine elterliche Trennung bei vielen betroffenen Kindern zu einem Rückgang in den schulischen Leistungen führt und längerfristig das Risiko für Schulabbrüche und für geringere schulische und berufliche Bildungsabschlüsse erhöht (McLanahan, 1985; Amato & Keith, 1991a, 1991b; Amato, 2000, 2001a; Reifman, Villa, Amans, Rethinam & Telesca, 2001). Insgesamt sind die Auswirkungen einer elterlichen Scheidung in diesem Bereich aber eher als moderat (und bei Frauen etwas stärker als bei Männern) zu taxieren (Amato & Keith, 1991a). Sie können dennoch zur Folge haben, dass sich Scheidungskinder aufgrund ihrer geringeren beruflichen Perspektiven (jedoch beschleunigten ökonomischen Selbstständigkeit) früher als Gleichaltrige an heterosexuellen Beziehungen orientieren und fest an einen Partner binden. Dies konnte mittlerweile in verschiedenen Untersuchungen nachgewiesen werden (Mueller & Pope, 1977; Keith & Finlay, 1988; McLanahan & Bumpass, 1988; Furstenberg & Teitler, 1994; Amato, 1996; Feng et al., 1999).

Empirisch weniger eindeutig geklärt ist dagegen die Frage, inwiefern der schulische und berufliche Werdegang bei der intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos eine Rolle spielt. Es sprechen zwar einige Studien für eine medierende Funktion des schulischen und beruflichen Erfolgs (Mueller & Pope, 1977; Bumpass et al., 1991; Feng et al., 1999). Andere legen es demgegenüber jedoch nahe, dass die Bildungsinvestitionen und die ökonomischen Voraussetzungen von Scheidungskindern nicht oder nur unter stark deprivierten Verhältnissen als Vermittler des Trennungsrisikos fungieren (Glenn & Kramer, 1987; Keith & Finlay, 1988; McLanahan, 1988; Diefenbach, 2000). Für Deutschland konnte bisher noch kein Nachweis für die vermittelnde Funktion schulischer und beruflicher Investitionen bei der intergenerationalen Transmission von Scheidung erbracht werden.

### **5.2.5.3 Frühehen und Kohabitationen**

Eine weitere noch nicht restlos geklärte Frage betrifft die Form, in welcher sich die häufig bei Scheidungskindern beobachtete vorzeitige Aufnahme von Partnerbeziehungen äussert. Während einige Studien zeigen, dass Kinder aus Scheidungsfamilien im Vergleich zu Kindern aus Zwei-Eltern-Familien relativ früh heiraten (Mueller & Pope, 1977; Keith & Finlay, 1988; McLanahan, 1988; Amato, 1996; Feng et al., 1999), belegen andere, dass sie eine geringere Heiratswahrscheinlichkeit aufweisen, dafür aber eine grössere Vorliebe für das Zusammenleben ohne Trauschein haben (Booth et al., 1984; Kobrin & Waite, 1984; Keith & Finlay, 1988; Furstenberg & Teitler, 1994; Diekmann & Engelhardt, 1995; Hullen, 1998). In der Forschungsliteratur finden sich entsprechend für beide Formen der frühen Partnerbindung Befunde, die für eine erhöhte Trennungsrate und eine vermittelnde Funktion bei

der ‚Vererbung‘ des Scheidungsrisikos sprechen (Mueller & Pope, 1977; Glenn & Kramer, 1987; Bumpass et al., 1991; Amato, 1996; Diekmann & Engelhardt, 1999; Feng et al., 1999; Diefenbach, 2000; Teachman, 2002)<sup>65</sup>. In einigen dieser Untersuchungen konnten für Frauen und Männer zudem unterschiedliche Einflussstärken nachgewiesen werden.

Im Rahmen dieses Beitrags wird vermutet, dass in diesen Ergebnissen nur vermeintlich ein Widerspruch zum Ausdruck kommt, obwohl sie auf den ersten Blick recht gegensätzlich erscheinen mögen. Beide Formen der frühen Partnerbindung dürften heute für die Situation von Scheidungskindern kennzeichnend sein. Angesichts des in vielen westlichen Gesellschaften steigenden Heiratsalters und der zunehmenden Akzeptanz und Verbreitung von vorehelichen Lebensgemeinschaften (Klein, 1999; Weick, 2002; Hradil, 2006) würde es allerdings nicht erstaunen, wenn in Zukunft sowohl das Zusammenleben ohne Trauschein als auch eine frühe Eheschliessung als vermittelnde Größe bei der intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos an Bedeutung verlören.

Als Determinante für eine Scheidung dürften aber insbesondere Frühehen auch künftig eine wichtige Rolle spielen. Es gehört heute mithin zu einem der konsistentesten Befunde in der Scheidungsforschung, dass ein frühes Heiratsalter mit einem erhöhten Scheidungsrisiko verbunden ist. Praktisch jede bekannte Scheidungsstudie im In- und Ausland hat diesen Zusammenhang bisher nachgewiesen (z.B. White, 1990; Bumpass et al., 1991; Diekmann & Klein, 1993; Ott, 1993; Wagner, 1993; Karney & Bradbury, 1995; Klein, 1995; Hullen, 1998; Diekmann & Engelhardt, 1999; Diefenbach, 2000; Wagner & Weiß, 2003; Böttcher, 2006). Es lohnt sich demzufolge, mit einer festen Bindung im Sinne einer Eheschliessung zu warten, bis man den Partner besser kennt, die eigene berufliche Ausbildung abgeschlossen hat und sich über seine Ansprüche an eine Partnerbeziehung im Klaren geworden ist.

Zusammengenommen ergeben sich aus dem präsentierten Forschungsüberblick – trotz der spärlichen und teilweise widersprüchlichen Befunde – verschiedene Hinweise auf die Gültigkeit einzelner Segmente der in Abbildung 9 als Kausalketten dargestellten Transmissionspfade. Inwiefern das Gesamtmodell einer empirischen Überprüfung standhält, bleibt vor dem Hintergrund der bisherigen Forschung allerdings eine offene Frage. Weitgehend

---

<sup>65</sup> Während es unmittelbar plausibel erscheint, dass Frühehen das Scheidungsrisiko erhöhen, dürfte dies im Falle von vorehelichen Lebensgemeinschaften nicht auf Anhieb einsichtig sein. Landläufig würde man sogar eher erwarten, dass voreheliche Lebensgemeinschaften die Stabilität einer nachfolgenden Ehebeziehung erhöhen, da sie im Sinne einer ‚Probehe‘ in ‚realitätsnaher‘ Art und Weise die Möglichkeit zur Überprüfung einer getroffenen Partnerwahl bieten. Der erwartungswidrige Befund wird häufig darauf zurückgeführt, dass der an und für sich scheidungsmindernde Effekt einer ‚Probehe‘ durch die generell geringere Eheverpflichtung von Kohabitierenden mehr als wettgemacht wird (Karney & Bradbury, 1995; Brüderl, Diekmann & Engelhardt, 1997).

ungeklärt ist auch, ob allenfalls geschlechtsspezifisch unterschiedliche Muster der Übertragung des Scheidungsrisikos existieren. Aus den (wenigen) Studien, die sowohl weibliche als auch männliche Scheidungskinder in die Auswertungen (von Teilaspekten des Gesamtmodells) einbezogen haben, lässt sich lediglich die Vermutung ableiten, dass die postulierten Vermittlungsprozesse keinen wesentlichen Geschlechtsunterschieden unterliegen. Bezüglich der Einflussstärke der einzelnen Variablen im Modell sind hingegen aufgrund früherer Forschungsbefunde durchaus geschlechtsspezifische Differenzen zu erwarten (z.B. Booth et al., 1984; Glenn & Kramer, 1987; Amato & Keith, 1991a; Furstenberg & Teitler, 1994; Diekmann & Engelhardt, 1995; Feng et al., 1999).

## **5.3 Methode**

### **5.3.1 Analysestichprobe**

Im Rahmen dieses Kapitels finden primär die Daten des fünften (1983) und sechsten Messzeitpunkts (2002) der Life-Studie Verwendung. Beim fünften Messzeitpunkt waren die Probanden im Durchschnitt 16.6 Jahre alt ( $sd=0.6$ ). Sie standen kurz vor Abschluss der obligatorischen Schulzeit bzw. vor dem wichtigen Übertritt in die Berufsausbildung oder in weiterführende Schulen. Das Durchschnittsalter bei der sechsten und bisher letzten Erhebung betrug 35.5 Jahre.

Für die Analysen können die Informationen von insgesamt 902 Versuchspersonen genutzt werden, die bis zum Ende des Beobachtungszeitraums im Jahr 2002 mindestens eine Ehe eingegangen waren<sup>66</sup>. Zu diesen Probanden liegen neben Angaben zur Eheschliessung und zu einer allfälligen Scheidung auch mehr oder weniger vollständige Daten zur sozialen und beruflichen Entwicklung sowie zur familiären Lebenssituation am Ende der obligatorischen Schulzeit vor. 52% der Analysestichprobe sind weiblichen und 48% männlichen Geschlechts. 10.2% hatten bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit die Scheidung oder Trennung ihrer Eltern erlebt.

Die Zusammensetzung der Stichprobe stimmt in vielen Bereichen gut mit der Merkmalsverteilung in der westdeutschen Bevölkerung überein. Sie weicht insbesondere bezüglich der in diesem Beitrag im Vordergrund stehenden sozialen Statuspassagen und familiären Entwicklungen im Erwachsenenalter nur geringfügig vom westdeutschen Durchschnitt ab. So haben beispielsweise 67.2% der Versuchspersonen bis zum 35. Lebensjahr ein erstes

---

<sup>66</sup> Von den Auswertungen ausgeschlossen werden Personen, die in ihrer Kindheit oder Jugend im Heim aufgewachsen sind oder den Verlust eines Elternteils durch Tod erlebt haben. Ihre spezifische Situation des Aufwachsens ohne Eltern(-teil) soll nicht mit jener von Scheidungskindern vermengt werden. Wegen der geringen Fallzahl können sie nicht zu Kontrollzwecken in die multivariaten Analysen einbezogen werden.

Mal geheiratet. Der entsprechende Wert für die 30- bis 39-Jährigen in Westdeutschland beträgt 70.9% (ALLBUS-Befragung 2002).

Auch in Bezug auf die Gesamtscheidungsrate und die durchschnittliche Kinderzahl ergeben sich nur geringe Unterschiede zur westdeutschen Bevölkerung (Tabelle 11). Während in der LifE-Studie insgesamt 20.5% der ersten Ehen bis zum 35. Lebensjahr durch Scheidung oder Trennung aufgelöst wurden<sup>67</sup>, beläuft sich der Vergleichswert in ALLBUS 2002 auf 18.2%. Die beiden Werte weichen weder in der Gesamtstichprobe noch in den nach Geschlecht getrennten Analysen statistisch signifikant voneinander ab. Gleiches gilt für die Heiratsrate und die Kinderzahl.

Tabelle 11: Repräsentativität der LifE-Studie. Familiäre Lebenssituation mit ca. 35 Jahren.

	<b>LifE 2002</b>	<b>ALLBUS 2002</b>
Heiratsrate	67.2%	70.9%
Scheidungen oder Trennungen	20.5%	18.2%
Durchschnittliche Kinderzahl	1.12	1.19

Der Eindruck, dass die LifE-Studie die familiäre Lebenssituation von ungefähr 35-jährigen Personen in Deutschland gut abbildet, kann durch den Vergleich mit Daten des Statistischen Bundesamtes gefestigt werden. Das mittlere Heiratsalter und die ehedauerspezifischen Scheidungsziffern nach fünf und zehn Ehejahren stimmen z.B. weitgehend mit den entsprechenden Angaben des Statistischen Bundesamtes überein: Laut der amtlichen Statistik betrug das mittlere Alter bei der Erstehe im Jahr 2002 bundesweit 28.8 Jahre bei den Frauen und 31.8 Jahre bei den Männern (Emmerling, 2005, S. 101). In der LifE-Studie finden sich vergleichbare Werte von 28.3 Jahren für Frauen und 31.2 Jahren für Männer (Median der Survivalfunktion).

Von den Ehen, die im Jahr 1990 resp. 1991 in der Bundesrepublik geschlossen wurden, waren gemäss den Angaben des Statistischen Bundesamtes zudem nach fünfjähriger Ehe-dauer 8.8% (Hradil, 2006, S. 111) und nach zehnjähriger Ehedauer 20.6% (Emmerling, 2002, S. 1064) bereits wieder durch ein Scheidungsurteil aufgelöst worden. In der LifE-Stichprobe betragen die entsprechenden Scheidungsziffern nach fünf und zehn Ehejahren 9.8 und 21.9%<sup>68</sup>.

<sup>67</sup> Von den geschiedenen Probanden der LifE-Studie sind bis zum Alter von 35 Jahren zudem bereits 36.1% eine zweite (und einige wenige darunter sogar eine dritte) Ehe eingegangen.

<sup>68</sup> Bei der Berechnung der ehedauerspezifischen Scheidungsziffer werden nur Ehen berücksichtigt, die im Minimum fünf bzw. zehn Jahre vor dem letzten Erhebungszeitpunkt eingegangen wurden.

## 5.3.2 Operationalisierung der Modellvariablen

### 5.3.2.1 Scheidung in der Eltern- und in der Kindgeneration

Die in der Untersuchung verwendeten Variablen basieren im Wesentlichen auf Selbstauskünften der Versuchspersonen. So wurde im Rahmen der Datenerhebung im Jugendalter mehrmals nach einer *elterlichen Scheidung* gefragt. Das Frageformat war damals bezüglich des Zeitpunkts der Auflösung der elterlichen Ehe jedoch zu wenig differenziert, um in der vorliegenden Untersuchung das Alter der Kinder bei der Scheidung der Eltern kontrollieren zu können. In den folgenden Analysen kann deshalb lediglich zwischen der Tatsache einer elterlichen Scheidung vor dem Ende der obligatorischen Schulzeit und der Situation des Aufwachsens in einer Zwei-Eltern-Familie unterschieden werden<sup>69</sup>.

Im Gegensatz zum geringen Differenzierungsgrad beim Zeitpunkt der elterlichen Scheidung liegen zum Zeitpunkt einer allfälligen *Scheidung der Versuchspersonen* präzisere Angaben vor. Die Informationen wurden im Rahmen der Befragung (2002) retrospektiv und auf den Monat genau erhoben.

Sie werden in dieser Untersuchung durch die Angaben einer kleinen Gruppe von Probanden ergänzt, die sich von ihren Ehepartnern getrennt haben, bei der letzten Datenerhebung aber noch nicht juristisch geschieden waren (ca. 3% der nicht-geschiedenen Ehen der Life-Studie). Voraussetzung für die Gleichbehandlung der getrennt lebenden und der juristisch geschiedenen Probanden ist, dass zu Ersteren eindeutige Informationen zum Zeitpunkt der Trennung vorliegen. Der (mutmassliche) Scheidungstermin lässt sich dann als Summe des Trennungstermins und der rechtlich festgelegten Trennungsfrist von einem Jahr (§ 1565 Abs. 1 BGB)<sup>70</sup> errechnen.

---

Die Life-Studie umfasst die Eheschliessungsjahrgänge von 1982 bis 2002. Die meisten Ehen wurden im Zeitraum von 1989 bis 1997 geschlossen.

<sup>69</sup> Gemäss Hochrechnungen dürften zirka drei Viertel der Scheidungskinder die Trennung ihrer Eltern vor dem 12. Lebensjahr erlebt haben und der Rest vor dem Ende der obligatorischen Schulzeit.

<sup>70</sup> Im Jahr 2002 wurden in Westdeutschland 89% der getrennt lebenden Ehepartner (einvernehmlich oder nicht einvernehmlich) gemäss § 1565 Abs. 1 BGB mit einjähriger Trennungsfrist geschieden (Emmerling, 2005, S. 100).



### 5.3.2.2 Prozessvariablen und Determinanten des Scheidungsrisikos

Als wichtige Prozessvariablen sind im Transmissionsmodell der schulische Bildungsabschluss sowie Angaben zum Alter der Versuchspersonen bei drei wichtigen sozialen und beruflichen Statuspassagen enthalten:

Der *schulische Bildungsabschluss* der Probanden ist für den vorliegenden Zweck zweistufig kodiert. Die Referenzgruppe bilden Versuchspersonen, die als höchsten Schulabschluss die Mittlere Reife, die Fachhochschulreife oder das Abitur erworben haben. Diese Gruppe wird mit einer Gruppe von Personen kontrastiert, deren höchster Abschluss ein Volksschul- oder Hauptschulabschluss darstellt. Ein kleiner Teil dieser Gruppe ist gar ohne Abschluss von der Schule abgegangen.

Zur Berechnung des *Heiratsalters* sowie des *Alters beim Erwerbseinstieg* und bei der *ersten sexuellen Erfahrung* werden, wie schon im Zusammenhang mit dem Scheidungsdatum, retrospektive Angaben aus der Befragung im Jahr 2002 herangezogen, die mit monatlicher Genauigkeit erfasst wurden<sup>71</sup>. Für die Analysen sind die Altersangaben so kodiert, dass hohe Ausprägungen jeweils ein tiefes Alter bei der entsprechenden Statuspassage indizieren.

Die Altersangaben dienen im Rahmen dieser Untersuchung einerseits als Proxy-Variablen für eine generelle ‚Frühentwicklung‘ und eine vorzeitige Festlegung im sozialen und beruflichen Bereich. Sie bilden andererseits aber auch ein spezifisches Übergangsmuster ins Erwachsenenalter ab, von dem hier angenommen wird, dass es von Scheidungskindern im Vergleich zu Kindern aus Zwei-Eltern-Familien deutlich schneller durchlaufen wird.

In der Life-Studie hat dieses Übergangsmuster eine grosse Verbreitung. Nahezu 80% der weiblichen und männlichen Probanden haben den Übergang ins Erwachsenenalter in der dem Prozessmodell in Abbildung 9 zugrunde liegenden Reihenfolge von Statuspassagen durchlaufen (Erster Sexualkontakt, Erwerbsbeginn und Eheschliessung).

Neben den beschriebenen Prozessvariablen werden für die Modellrechnungen drei Variablen herangezogen, die sich in früheren Studien als wichtige Determinanten bzw. protektive Faktoren im Hinblick auf eine Scheidung im Erwachsenenalter erwiesen haben:

---

<sup>71</sup> Es war allerdings nicht allen Probanden möglich, die erfragten Ereignisse rückblickend derart genau zu datieren. Wenn die Angaben nur auf Jahresbasis vorlagen, wurde der Monat im Rahmen eines Zufallsmodells zugewiesen (Replikation der Wahrscheinlichkeitsdichtefunktion der bestehenden Monatsdaten unter Berücksichtigung angrenzender Ereignisse). Dies war bei ungefähr 9% der Datumsangaben für die folgenden Analysen notwendig. Die grösste Genauigkeit bestand bei den Angaben zum Heirats- und Scheidungsdatum. Die geringste Genauigkeit ergab sich bei den Angaben zum Alter beim ersten sexuellen Kontakt.

Dazu gehört die *Dauer der Partnerbeziehung vor der Eheschliessung* (mit oder ohne gemeinsamem Haushalt). Sie lässt sich im Rahmen der Life-Studie aus dem Zeitpunkt der Beziehungsaufnahme und dem Heiratsdatum errechnen. Frühere Studien haben gezeigt, dass sich die Dauer der vorehelichen Beziehung, im Gegensatz zur blossen Tatsache einer Kohabitation, im Sinne eines Indikators für die in die Partnerwahl getätigten Investitionen (vgl. Becker et al., 1977) senkend auf das Scheidungsrisiko auswirkt (Wagner & Weiß, 2003).

Einen der wichtigsten protektiven Faktoren bzw. Barrieren (Levinger, 1976) in Bezug auf eine Ehescheidung stellen *leibliche Kinder* dar. Die Investition in eigene Kinder und die individuelle Belohnung, die sich aus dem Kontakt mit ihnen ergibt, wirken scheidungsmindernd, wie bereits in unzähligen Studien nachgewiesen werden konnte (z.B. White, 1990; Diekmann & Klein, 1993; Diekmann & Engelhardt, 1995; Hullen, 1998; Diekmann & Engelhardt, 2002; Wagner & Weiß, 2003). Die Scheidungsbarrieren bzw. Trennungskosten hängen aber (eher überraschend) nicht oder nur geringfügig von der Anzahl der ehelichen Kinder ab. Sie sind bereits bei einem Kind so hoch, dass sie das Scheidungsrisiko deutlich senken. Weitere Kinder tragen relativ wenig Zusätzliches zur Erklärung bei (White, 1990; Wagner & Weiß, 2003). Da sich die Geburt von leiblichen Kindern bei vielen Paaren nicht gleich zu Beginn der Ehe einstellt, wird die Wirkung von Kindern auf das Scheidungsrisiko in dieser Untersuchung als zeitveränderliche Kovariate kodiert<sup>72</sup>. Die Kovariate beginnt ihren Einfluss mit der Geburt des ersten eigenen Kindes zu entfalten.

Scheidungsbarrieren bilden auch die *Einbindung in einen kirchlichen Kontext und die Orientierung an religiösen Werten*. Sie gehen oft mit einer deutlichen Reduktion des Scheidungsrisikos einher (Diekmann & Klein, 1993; Diekmann & Engelhardt, 1995; Klein, 1995; Diekmann & Engelhardt, 2002; Wagner & Weiß, 2003; Böttcher, 2006). Als empirische Indikatoren haben sich die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, eine kirchliche Trauung und die Kirchgangshäufigkeit bewährt. Im Rahmen dieser Studie kann auf die Kirchgangshäufigkeit als Mass für die Orientierung an kirchlichen Werten und für die Partizipation in einer Kirchgemeinde zurückgegriffen werden. Die Angaben liegen allerdings nur für den letzten Beobachtungszeitpunkt, als die Probanden im Durchschnitt 35 Jahre alt waren, in ausreichender Form vor.

---

<sup>72</sup> Zur Kodierung der zeitveränderlichen Kovariate wurde der Datensatz in ein Person-Perioden-Format überführt. Dabei wurde der Monat als Periode definiert und der gesamte Beobachtungszeitraum in Monatsintervalle unterteilt. Jede Versuchsperson erhielt so für jeden Monat, der seit dem Ende der obligatorischen Schulzeit bis zur Scheidung bzw. bis zur Zensurierung nach zwölf Ehejahren oder nach dem Ende des Beobachtungszeitraums vergangen war, eine Beobachtung im Datensatz.

### 5.3.2.3 Variablen zur Kontrolle von Selektionseffekten

Die Analysen werden schliesslich durch ein Set an Variablen vervollständigt, das einige mögliche Selektionseffekte kontrollieren soll (Kap. 5.2.3). Sämtliche Angaben zu diesen Variablen stammen aus der Jugenduntersuchung.

Das kulturelle und ökonomische Kapital, das eine Familie für ihren Nachwuchs bereitstellt, wird anhand des sozioökonomischen Status der Familie und der verbalen Intelligenz des Kindes gemessen:

Die *soziale Schicht bzw. der sozioökonomische Status der Herkunftsfamilie* ergibt sich dabei aus dem Beruf des Vaters oder alternativ der Mutter. Die Angaben zu den Elternberufen sind in Anlehnung an die Berufsprestigeskala von Kleinig und Moore (1968) dreistufig kodiert. Es wird zwischen Unterschicht, Mittelschicht sowie oberer Mittelschicht/Oberschicht unterschieden<sup>73</sup>.

Zur Kontrolle der *verbalen Intelligenz der Versuchsperson* wird auf einen Wortverständnistest von Thorndike (1973) zurückgegriffen, der im Rahmen der Jugenduntersuchung in den Jahren 1980 bis 1982 zum Einsatz kam<sup>74</sup>.

Der kulturelle Kontext des Erwachsenwerdens und die mit ihm verbundenen gesellschaftlichen Normen werden mit einem groben Indikator erfasst, der zwischen *städtischen und ländlichen Milieus des Aufwachsens* unterscheidet. Die Einteilung in die beiden Milieubedingungen erfolgt aufgrund der Einwohnerzahl und der geografischen Lage der Wohngemeinden. Die Verwendung des Indikators rechtfertigt sich durch verschiedene Forschungsbefunde, die belegen, dass die Scheidungsraten in städtischen Gebieten regelmässig höher liegen als in ländlichen Gebieten (Diekmann & Klein, 1993; Wagner, 1993; Wagner & Weiß, 2003).

---

<sup>73</sup> Die Angaben zu dieser Kontrollvariable stammen im Gegensatz zu den anderen in diesem Kapitel verwendeten Daten hauptsächlich von den Eltern.

<sup>74</sup> Fehlende Werte (ca. 15%) wurden mit dem EM-Algorithmus in SPSS unter Beizug aller verfügbaren Informationen zur intellektuellen Leistungsfähigkeit und zum sozioökonomischen Status der Versuchspersonen geschätzt.

## 5.4 Ergebnisse

### 5.4.1 Auswertungsverfahren und Auswertungsschritte

Für die Datenauswertung wird im Rahmen dieses Kapitels vorwiegend auf das statistische Instrumentarium der *Ereignisanalyse* zurückgegriffen. Herkömmliche Verfahren wie die einfache Tabellenanalyse oder die multiple Regressionsanalyse werden für die Fragestellung als eher ungeeignet erachtet. Sie tragen dem Umstand zu wenig Rechnung, dass viele Versuchspersonen der LifE-Studie die im Prozessmodell in Abbildung 9 enthaltenen Statuswechsel (wie z.B. die Erstheirat oder Scheidung) bis zum 35. Lebensjahr noch nicht erlebt haben und zum Teil auch nie erleben werden (zensierte Daten). In ereignisanalytischen Verfahren findet dieser Sachverhalt explizit Berücksichtigung. Die Verfahren ermöglichen auch für den Fall von zensierten Daten unverzerrte Schätzungen von Mittelwerten und Einflussstärken von Kovariaten (Diekmann & Mitter, 1993; Diekmann & Engelhardt, 1995).

Die Auswertungen gliedern sich in zwei Teile. Im ersten Teil wird auf der Ebene *bivariater Analysen* nach ersten Hinweisen für die intergenerationale Tradierung des Scheidungsrisikos in der Stichprobe der LifE-Studie gesucht. Dazu wird für Personen mit und ohne Scheidungserfahrungen in der Kindheit oder Jugend der Anteil an geschiedenen oder getrennten Ehen zu verschiedenen Zeitpunkten im Eheverlauf berechnet und miteinander verglichen. Die Schätzungen erfolgen unter Einschluss der zensierten Beobachtungen, d.h. der Ehedauer von Personen, deren Ehe bis zum Ende der Beobachtungszeit nicht geschieden wurde. Sie werden grafisch in Form von ‚Überlebenskurven in der Erstehe‘ dargestellt.

Anschliessend wird im zweiten Teil mittels *multivariater Verfahren* untersucht, inwiefern sich die im Modell in Abbildung 9 postulierten Transmissionspfade empirisch bestätigen lassen. Die Überprüfung des Transmissionsmodells orientiert sich dabei am von Baron und Kenny (1986, S. 1176f.) vorgeschlagenen Vorgehen zur Identifizierung von Mediatorvariablen. Damit von einem vermittelnden Prozess gesprochen werden kann, müssen danach verschiedene Bedingungen erfüllt sein. Zunächst sollte sicher gestellt sein, dass zwischen der unabhängigen Variable (x) und der abhängigen Variable (y) ein signifikanter Zusammenhang besteht. Im vorliegenden Fall bedeutet dies konkret, dass der Nachweis eines Zusammenhangs zwischen der Scheidung in der Eltern- und in der Kindgeneration (unter Kontrolle von Selektionseffekten) erbracht werden muss. Als weitere Voraussetzungen müssen statistisch signifikante Zusammenhänge zwischen der unabhängigen Variable (x) und der Mediatorvariable (M) sowie zwischen der Mediatorvariable (M) und der abhängigen Variable (y) nachgewiesen werden können. Schliesslich sollte sich, um von einem Vermittlungsprozess ausgehen zu können, die Beziehung zwischen der unabhängigen

Variable (x) und der abhängigen Variable (y) vollständig auflösen oder zumindest deutlich reduzieren, wenn der Einfluss der Mediatorvariable (M) kontrolliert wird.

Ein frühes Heiratsalter kann vor diesem Hintergrund (um ein Beispiel zu machen) erst dann als vermittelnde Grösse (M) im Rahmen der intergenerationalen Transmission des Scheidungsrisikos bezeichnet werden, wenn es sowohl durch eine elterliche Scheidung (x) bedingt ist als auch zur Erhöhung des Scheidungsrisikos in der Kindgeneration (y) beiträgt. Die Zusammenhangsstärke zwischen der Scheidung in den zwei aufeinander folgenden Generationen muss sich bei Einführung des Heiratsalters zudem substantiell verringern. Der Versuch, dieses anspruchsvolle Programm empirisch umzusetzen, wird mittels mehrerer Regressionsanalysen angegangen. Im Zentrum steht eine Serie von Cox-Regressionen, die durch logistische Regressionsrechnungen ergänzt wird.

#### 5.4.2 ,Überlebensquoten in der Erstehe' von Scheidungskindern

Zur ersten Prüfung der Transmissionsthese ist in Abbildung 10 der *Verlauf der Ehequoten* für Personen mit und ohne Scheidungserfahrungen in der Kindheit oder Jugend dargestellt. Wegen des relativ kurzen Beobachtungszeitraums (maximal 17 Ehejahre) und der eher geringen Zahl von Scheidungskindern mit länger dauernden Eheerfahrungen sind die Ehequoten nur für eine Dauer von zwölf Ehejahren berechnet.

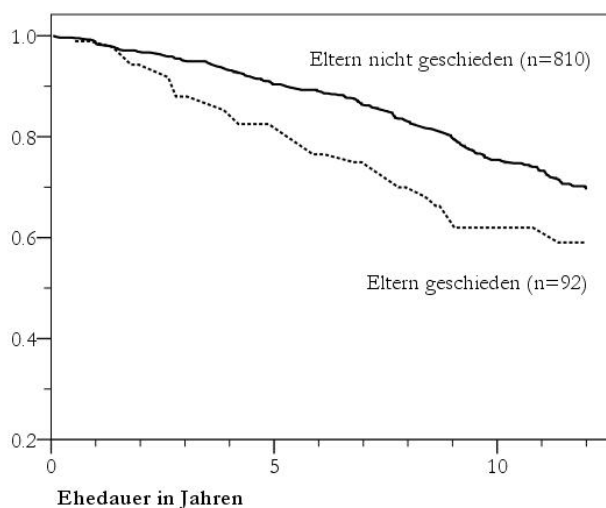


Abbildung 10: Anteile nicht geschiedener Ehen nach der Ehedauer und der Herkunftsfamilie.

Es zeigt sich in der Abbildung ein deutlicher Unterschied zwischen den beiden Gruppen. Personen, deren Eltern sich scheiden liessen, weisen im Vergleich zur Referenzgruppe

ohne Scheidungserfahrungen ein wesentlich höheres Risiko auf, dass ihre Ehe vor dem Scheidungsrichter endet. Die beiden Risikoverläufe bzw. ‚Überlebenskurven in der Erstehe‘ unterscheiden sich statistisch signifikant voneinander (Wilcoxon: 10.04,  $p=.002$ ; Log Rank: 7.23,  $p=.007$ ). Nach fünf Ehejahren ist das prognostizierte Risiko von Scheidungskindern fast doppelt so hoch wie jenes der Probanden aus Zwei-Eltern-Familien. Zehn Jahre nach der Heirat beträgt die bivariat berechnete Risikodifferenz ungefähr 50%.

Es ergibt sich damit ein erster Beleg für die intergenerationale Transmission des Scheidungsrisikos in der untersuchten Stichprobe. Die Scheidungswahrscheinlichkeit von Personen, die in der Kindheit oder Jugend die Scheidung ihrer Eltern erlebt haben, übertrifft in dieser Kohorte junger westdeutscher Frauen und Männer schon wenige Jahre nach der ersten Eheschliessung jene von Personen ohne Scheidungserfahrungen deutlich.

In Abbildung 11 sind die Überlebensquoten getrennt für Frauen und Männer dargestellt. Die Schaubilder zeigen für beide Geschlechter einen Transmissionseffekt. Das Scheidungsrisiko ist sowohl bei weiblichen (Wilcoxon: 3.77,  $p=.052$ ; Log Rank: 4.09,  $p=.043$ ) als auch bei männlichen Scheidungskindern (Wilcoxon: 5.79,  $p=.016$ ; Log Rank: 3.59,  $p=.058$ ) statistisch signifikant höher als bei Kindern aus Zwei-Eltern-Familien<sup>75</sup>.

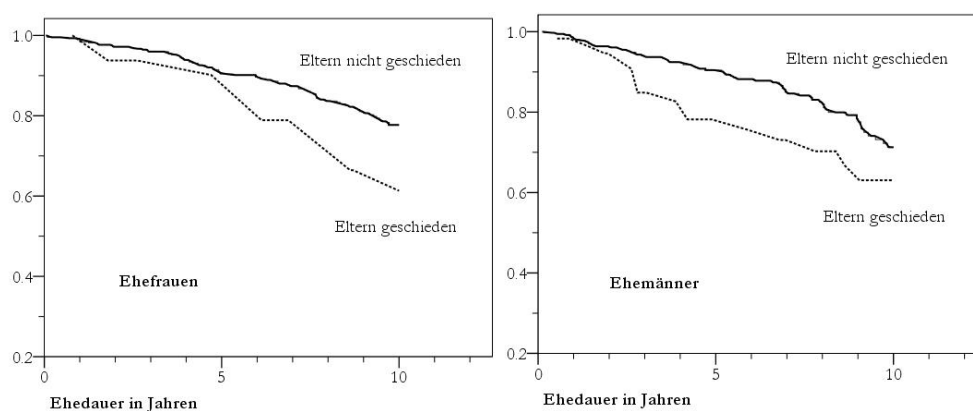


Abbildung 11: Anteile nicht geschiedener Ehen nach der Ehedauer und der Herkunftsfamilie für Frauen und Männer.

Das Scheidungsrisiko von Frauen und Männern entwickelt sich im Verlauf der ersten zehn Ehejahre allerdings leicht unterschiedlich, wie der Abbildung zu entnehmen ist. So zeigen

<sup>75</sup> Aufgrund der gegenüber der Gesamtanalyse reduzierten Fallzahl (und des insgesamt ohnehin eher kurzen Beobachtungszeitraums) können die nach dem Geschlecht getrennten Überlebenskurven nur für die Dauer von zehn Ehejahren zuverlässig geschätzt werden.

weibliche Scheidungskinder nach fünf Ehejahren ein geringeres Scheidungsrisiko und eine geringere Risikodifferenz zu Personen aus Zwei-Eltern-Familien als männliche Scheidungskinder. Zehn Jahre nach Ehebeginn hat sich das Bild dann aber gewandelt und legt insgesamt einen etwas stärkeren Transmissionseffekt bei den Frauen als bei den Männern nahe.

Die aus der Abbildung ersichtliche Geschlechterdifferenz muss allerdings mit einer gewissen Zurückhaltung betrachtet werden, da die im Rahmen der Life-Studie verfügbare Stichprobengrösse für geschlechtsspezifische Analysen zur Scheidungstransmission eher an der unteren Grenze liegt. Im weiteren Verlauf des Kapitels wird deshalb – trotz der grossen inhaltlichen Relevanz von Geschlechtervergleichen – weitgehend auf eine Differenzierung nach dem Geschlecht verzichtet. Wenn an einigen Stellen im Text dennoch auf Geschlechtsunterschiede verwiesen wird, so geschieht dies vor dem Hintergrund ausreichender Fallzahlen oder dann in eher explorativem Sinne.

#### **5.4.3 Scheidungsdeterminanten und Transmissionspfade**

Tabelle 12 auf der nächsten Seite bildet den Kern der *multivariaten Analysen zur intergenerationalen Transmission von Scheidung*. Sie umfasst verschiedene Cox-Regressionsmodelle, deren Aufbau grundsätzlich der Struktur des Prozessmodells in Abbildung 9 folgt: Am Beginn der einzelnen Regressionsmodelle steht jeweils die dieses Forschungsvorhaben bestimmende Unterscheidung zwischen dem Aufwachsen in einer Scheidungsfamilie und in einer Zwei-Eltern-Familie (Block A). Es folgen verschiedene Variablen, mit denen der kulturelle Kontext und die Lebenssituation der Versuchspersonen vor dem Ende der obligatorischen Schulzeit erfasst werden. Sie dienen in erster Linie der Kontrolle von Selektionseffekten (Block B). Die Übertragung des Scheidungsrisikos von der älteren auf die jüngere Generation wird anschliessend anhand von drei Variablen untersucht, denen im Rahmen des Transmissionsmodells eine mediiierende Rolle beigemessen wird (Blöcke C, D und E). Den Abschluss bilden einige wichtige Determinanten des Scheidungsrisikos, die zeitlich im Erwachsenenalter angesiedelt sind (Blöcke F und G).

Als abhängige Variable dient die Ehedauer bzw. das anhand der Ehedauer mit der Ereignisanalyse geschätzte Risiko für eine Scheidung. Die Ehedauer ergibt sich bei geschiedenen Ehen aus der Differenz des Heiratsdatums und des Scheidungsdatums. Bei noch bestehenden Ehen lässt sie sich aus der Differenz zwischen dem Datum der letzten Erhebung im Alter von 35 Jahren und dem Heiratsdatum erschliessen. Ehen von mehr als zwölf Jahren Dauer werden als ‚zensiert‘ behandelt.

Tabelle 12: Scheidungsdeterminanten und Transmissionenpfade. Hierarchische Cox-Regressionen.

	Scheidungsrisiko im Erwachsenenalter <sup>a</sup>					
	1	2	3	4	5	6
<b>A. Scheidung in der Elterngeneration</b>						
Scheidung oder Trennung der Eltern	85**	84**	71*	86**	81*	64*
<b>B. Kontrollvariablen</b>						
Städtische und ländliche Kontextbedingungen						
Aufwachsen auf dem Land	- 21	- 22	- 14	- 20	7	20
Soziale Schicht der Herkunftsfamilie						
Untere und mittlere Mittelschicht (Ref.)						
Unterschicht	- 27+	- 30+	- 28+	- 26+	- 28+	- 30+
Obere Mittelschicht u. Oberschicht	119*	117*	115*	112*	130**	128*
Verbale Intelligenz <sup>b</sup>	- 1	1	0	- 3	- 3	0
Geschlecht						
Männlich	18	15	19	17	5	- 4
<b>C. Tiefer schulischer Bildungsabschluss</b>						
Mittlere Reife, Abitur (Ref.)						
Kein Abschluss, Volks- oder Hauptschule		22			14	6
<b>D. Frühe sexuelle Kontakte</b>			10**		11**	9*
Tiefes Alter bei der ersten sexuellen Erfahrung						
<b>E. Früher Erwerbs Einstieg</b>						
Tiefes Alter beim Erwerbsbeginn				- 1	- 2	- 2
<b>F. Partnerbeziehung und Familiengründung</b>						
Dauer der Partnerbeziehung vor der Heirat					- 10**	- 10**
Kinder in der Ehe <sup>c</sup>						
Kein leibliches Kind in der Ehe geboren (Ref.)						
Mind. ein leibliches Kind in der Ehe geboren					- 69***	- 67***
<b>G. Religiöse Einbindung</b>						
Kirchgangshäufigkeit mit 35 Jahren <sup>b</sup>						- 33***
<b>Likelihood-Ratio <math>\chi^2</math> - Statistik</b>	24.36***	25.13**	31.26***	24.61**	91.76***	105.74***
<b>n/df</b>	756/6	756/7	756/7	756/7	756/11	756/12

Signifikanzniveaus: +p≤.10; \*p≤.05; \*\*p≤.01; \*\*\*p≤.001

<sup>a</sup>: Scheidungsrisiko in den ersten 12 Ehejahren; <sup>b</sup>: z-standardisierte kontinuierliche Variable; <sup>c</sup>: zeitabhängige Kovariate



Das Scheidungsrisiko  $r(t)$  wird im Rahmen von Cox-Regressionen als Produkt einer zeitabhängigen, für alle Probanden gleichen (aber nicht weiter spezifizierten) Basis-Risikofunktion  $h_0(t)$  und eines Faktors berechnet, der individuentypischen Kovariaten einflüssen Rechnung trägt (Kap. 4.4.2).

In Tabelle 12 sind die auf diese Weise berechneten Prozenteffekte der Kovariaten auf das Scheidungsrisiko abgebildet  $((\exp\beta - 1) \cdot 100)$ . Der Wert in der obersten Zeile des ersten Cox-Modells dieser Tabelle ist z.B. so zu interpretieren, dass das Risiko für eine Scheidung im Erwachsenenalter bei Scheidungskindern um 85% höher liegt als bei Personen, die aus Zwei-Eltern-Familien stammen. Der Wert in der zweiten Zeile desselben Modells bedeutet hingegen, dass mit dem Aufwachsen auf dem Land eine Reduktion des Scheidungsrisikos um 21% gegenüber dem Aufwachsen unter städtischen Kontextbedingungen verbunden ist. Dieser Wert ist im Gegensatz zum ersten Wert allerdings nicht statistisch ausreichend abgesichert.

Im Rahmen des ersten Cox-Regressionsmodells erreichen zwei weitere Werte statistische Signifikanz (s. dritte und vierte Zeile). Ihnen ist zu entnehmen, dass das Scheidungsrisiko im Erwachsenenalter deutlich nach dem Sozialstatus der Herkunftsfamilie variiert. So haben Personen aus der Unterschicht eine gegenüber Personen aus der sozialen Mittelschicht um ca. 30% geringere Wahrscheinlichkeit, dass ihre Ehe scheitert. Das Scheidungsrisiko in der oberen Mittelschicht und in der Oberschicht liegt umgekehrt um ca. 120% höher als jenes in der Mittelschicht. Ein Schichteffekt liess sich auch in anderen deutschen Scheidungsstudien nachweisen (Wagner & Weiß, 2003). Möglicherweise ist er auf höhere Ansprüche an eine Ehebeziehung und auf geringere normative Schranken im Hinblick auf die Auflösung von unbefriedigenden Partnerschaften in der Mittel- und Oberschicht zurückzuführen. Es dürften sich darin aber auch die günstigere ökonomische Situation und das oft höhere Bildungsniveau von Personen aus sozial höher gestellten Schichten spiegeln. Diese erlauben es insbesondere Frauen häufiger, eine zerrüttete Beziehung ohne gravierende finanzielle Einbussen zu beenden. In der Life-Studie wird diese Interpretation durch den Befund gestützt, dass eine hohe soziale Schicht der Herkunftsfamilie bei den Frauen deutlich ausgeprägter mit einer Erhöhung des Scheidungsrisikos verbunden ist als bei den Männern (Ergebnis nicht dargestellt).

Keinen signifikanten Einfluss auf das Scheidungsrisiko üben (nach Kontrolle der vorangehenden Variablen in Modell 1) die Intelligenz und das Geschlecht der Versuchspersonen aus.

Das erste Modell in Tabelle 12 bestätigt damit insgesamt den Befund aus den bivariaten Analysen zur Scheidungstransmission, erweitert ihn aber um die Erkenntnis, dass der Transmissionseffekt auch der Kontrolle einiger möglicher Selektionseffekte Stand hält. Für die Frauen ergibt sich bei einer geschlechtsspezifischen Analyse so wie im Rahmen der bivariaten Analysen (Kap. 5.4.2) ein etwas stärkerer Zusammenhang zwischen der Scheidung in der Eltern- und in der Kindgeneration als für die Männer (Ergebnis nicht dargestellt).

In den Modellen 2, 3 und 4 in Tabelle 12 wird nun in Erweiterung dieses Grundmodells die mediierende Rolle tiefer Bildungsabschlüsse, einer frühen Aufnahme sexueller Kontakte und eines frühen Erwerbseinstiegs bei der intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos untersucht.

Modell 2 macht dabei deutlich, dass der schulische Erfolg in Form eines Bildungstitels nicht mit dem Scheidungsrisiko im Erwachsenenalter zusammenhängt. Der Prozenteffekt der Kovariate weist zwar in die erwartete Richtung, erreicht aber nicht statistische Signifikanz. Der Transmissionseffekt in der ersten Zeile erfährt bei Einführung dieser Variable zudem nur eine zufällige und unwesentliche Veränderung, womit der Befund gestärkt wird, dass es sich hier nicht um eine vermittelnde Variable handelt.

Ein ähnliches Ergebnis ist dem vierten Modell zu entnehmen. Auch ein früher Einstieg ins Erwerbsleben hat, entgegen den Annahmen im Transmissionsmodell in Abbildung 9, keine vermittelnde Kraft bei der intergenerationalen Tradierung ehelicher Instabilität.

Anders sieht es hingegen in Bezug auf eine frühe Orientierung am anderen Geschlecht und eine frühe Aufnahme sexueller Beziehungen aus (Modell 3). Das Scheidungsrisiko im Erwachsenenalter erhöht sich dadurch deutlich. Mit jedem Jahr, mit dem die erste Sexualerfahrung vorgezogen wird, steigt die Wahrscheinlichkeit für eine Scheidung um ca. 10%. Die vorzeitige Aufnahme heterosexueller Beziehungen besitzt zudem eine deutliche, wenngleich nicht allzu starke mediierende Wirkung bei der intergenerationalen Transmission von Scheidung. Der *Transmissionseffekt* (s. erste Zeile) verliert durch die Erweiterung des Ausgangsmodells um diese Variable ca. 17% seiner Einflussstärke. Diese Wirkung ist bei beiden Geschlechtern vorhanden, bei Frauen allerdings geringfügig stärker als bei Männern (Ergebnis nicht dargestellt).

Die bisher berichteten Ergebnisse vermögen damit zusammenfassend nur den ersten Pfad des Transmissionsmodells in Abbildung 9 zu bestätigen. Frühe Sexualkontakte scheinen im Sinne eines Risikoindikators sowohl vorhersagekräftig im Hinblick auf die spätere Ehestabilität zu sein als auch einen Teil der Übertragung des Scheidungsrisikos von einer Generation auf die nächste erklären zu können. Die schulischen und beruflichen Investitionen

und der Zeitpunkt des Erwerbseinstiegs haben hingegen weder eine Prädiktionskraft für das spätere Scheidungsrisiko noch scheinen sie eine Rolle bei der Tradierung des Scheidungsrisikos zu spielen.

Noch offen ist nach diesen ersten Analysen, inwiefern ein frühes Heiratsalter als vermittelnde Variable bei der Übertragung des Scheidungsrisikos von Bedeutung ist. Auf der Basis der Cox-Regressionsrechnungen in Tabelle 12 lässt sich hierzu keine Antwort finden. Um die Auswirkungen eines frühen Heiratsalters auf das Ehescheidungsrisiko untersuchen zu können, müsste die Ehedauer der Stichprobe unabhängig von deren Alter bei der Heirat sein. Da dies in der jungen, altershomogenen Stichprobe der Life-Studie nicht der Fall ist, muss zur Klärung der Frage auf eine binäre logistische Regression ausgewichen werden (Tabelle 13).

Vorerst sollen aber in einem weiteren Cox-Modell in Tabelle 12 die Auswirkungen von zwei partnerschaftsbezogenen Determinanten auf die Stabilität von Ehebeziehungen untersucht werden (Modell 5). Im Vordergrund steht dabei die Geburt von leiblichen Kindern innerhalb einer Ehebeziehung. Davon wird in Einklang mit vielen früheren Untersuchungen im Sinne einer *Scheidungsbarriere* (Kap. 5.3.2.2) eine deutliche Senkung des Scheidungsrisikos erwartet.

Das Ergebnis in Modell 5 bestätigt diese Erwartung. Mit der Geburt des ersten leiblichen Kindes in der Ehe sinkt die Scheidungswahrscheinlichkeit um fast 70%. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist dabei gering (Ergebnis nicht dargestellt). Das Scheidungsrisiko scheint sich durch leibliche Kinder jedoch nicht permanent, sondern nur temporär zu verringern, wie andere Studien zeigen. Wenn die Kinder älter sind und die Familienphase abgeschlossen ist, steigt die Scheidungswahrscheinlichkeit in vielen Fällen wieder an und übertrifft oft sogar jene von kinderlosen Paaren (Ott, 1993; Böttcher, 2006; Rapp, 2008).

Modell 5 ist ferner zu entnehmen, dass sich das Scheidungsrisiko nicht nur durch die Investitionen in gemeinsame Kinder verringert. Es erfährt offenbar auch dann eine deutliche Reduktion, wenn sich die späteren Ehepartner vor ihrer Heirat genügend Zeit liessen, um sich näher kennen zu lernen und ihre gegenseitigen Ansprüche an eine Partnerbeziehung zu klären. Mit jedem zusätzlichen Jahr, das sich Paare vor ihrer Eheschliessung kannten, sinkt die Scheidungswahrscheinlichkeit in der Life-Studie um ca. 10%. Dies ist ein Befund, der sich in ähnlicher Form schon in früheren Untersuchungen ergab (Wagner & Weiß, 2003).

Als Scheidungsbarriere wirkt schliesslich auch die religiöse Einbindung der Versuchspersonen. Sie ist im letzten Modell dieser Tabelle zusätzlich zu den bereits berichteten Indika-

toren in die Berechnungen einbezogen. Da die Variable vorgängig z-transformiert wurde, ist der Prozentwert von -33 so zu verstehen, dass sich das Scheidungsrisiko um ungefähr 30% bei einem Anstieg um eine Standardabweichung auf diesem Indikator verringert. Eine starke Orientierung an religiösen Werten und eine enge Einbindung in die Kirchgemeinde (gemessen anhand der Kirchgangshäufigkeit) sind mit anderen Worten mit einer nennenswerten Reduktion der Scheidungswahrscheinlichkeit im Erwachsenenalter verbunden. Geschlechtsunterschiede können nicht festgestellt werden (Ergebnis nicht dargestellt).

Da sich die Angaben zu diesem Indikator auf den letzten Beobachtungszeitpunkt in der Life-Studie beziehen, lässt sich sein Stellenwert bei der Erklärung des Scheidungsrisikos allerdings nicht eindeutig bestimmen. Er erfasst bei geschiedenen Versuchspersonen genau genommen nicht das Ausmass der religiösen Partizipation während der Ehe, sondern erst jenes nach der Ehescheidung. Die Verwendung als Determinante des Scheidungsrisikos lässt sich dennoch rechtfertigen, wenn davon ausgegangen wird, dass die durch die Kirchgangshäufigkeit indizierten religiösen Einstellungen und Verhaltensweisen eine gewisse zeitliche Stabilität haben. Die deutliche Verringerung des Transmissionseffekts von Modell 5 zu Modell 6 legt sogar die Vermutung nahe, dass es sich hier nicht nur um eine kurzfristige, sondern um eine mittel- bis langfristige Kontinuität handelt. Die intergenerationale Transmission ehelicher Stabilität scheint gemäss diesem Befund zumindest teilweise das Ergebnis eines religiösen Sozialisationsprozesses in der Herkunftsfamilie zu sein, d.h. an die Übertragung religiöser Einstellungen von der älteren auf die jüngere Generation gekoppelt zu sein (s. auch Diekmann & Engelhardt, 1995, 1999)<sup>76</sup>.

In der folgenden Tabelle werden nun, wie angekündigt, die Ergebnisse der logistischen Regressionsrechnungen zur Frage der *mediierenden Wirkung eines frühen Heiratsalters* präsentiert (Tabelle 13). Die abhängige Variable stellt in diesem Zusammenhang nicht das ehedauerspezifische Scheidungsrisiko dar, sondern den Statuswechsel von einer formal intakten zu einer rechtlich aufgelösten Ehebeziehung (dichotome abhängige Variable). Ehedauerspezifische Variationen in der Übergangs- bzw. Risikorate können im Gegensatz zur Cox-Regression mit diesem Verfahren nicht berücksichtigt werden. Der enge Zusammenhang zwischen der Ehedauer und dem Heiratsalter in der Life-Stichprobe tritt umgekehrt aber nicht als Problem in Erscheinung. Berechnet wird die Wahrscheinlichkeit des Wechsels von einem Status in den anderen in Abhängigkeit von interessierenden Prädiktorvariablen. Die Prozentwerte in der Ergebnistabelle sind, ähnlich wie im Rahmen der Cox-Regressions-

---

<sup>76</sup> Es handelt sich bei diesem Indikator nicht um eine Mediatorvariable, sondern um eine Moderatorvariable. Kontrollberechnungen zeigen, dass sich die Befunde zur intergenerationalen Transmission von Scheidung nur unwesentlich ändern, wenn dieser Indikator im Sinne einer Variable zur Kontrolle von Selektionseffekten im Modellblock B eingefügt wird. Der Transmissionseffekt liegt dann bereits in den ersten Modellen von Tabelle 12 tiefer (bei etwas über 60%). Er bleibt aber statistisch signifikant.

modelle, als prozentuale Steigerung bzw. Reduktion der Wahrscheinlichkeit zu verstehen, dass eine Scheidung eintritt<sup>77</sup>.

Den Berechnungen in Tabelle 13 liegt das gleiche Set an Kontrollvariablen wie in Tabelle 12 zugrunde. Es wird im Folgenden aber nicht mehr speziell auf diese Variablen eingegangen. Die Ergebnisse lassen sich nicht zuletzt deshalb relativ schnell berichten.

So zeigt sich auch vor dem Hintergrund der logistischen Regressionsmodelle ein deutlicher Transmissionseffekt (Modell 1). Die drei bereits untersuchten Mediatorvariablen weisen zudem das grundsätzlich gleiche Einflussmuster wie in den Cox-Modellen auf (Modell 4). Eine vermittelnde Wirkung im Rahmen der Transmission des Scheidungsrisikos lässt sich lediglich für die frühe Orientierung an heterosexuellen Beziehungen nachweisen (Modell 2).

Tabelle 13: Vermittlung des Scheidungsrisikos durch eine frühe Eheschliessung. Hierarchische logistische Regressionen.

	Wahrscheinlichkeit einer Ehescheidung <sup>a</sup>			
	1	2	3	4
<b>A. Scheidung in der Elterngeneration</b>				
Scheidung oder Trennung der Eltern	105*	73+	98*	74+
<b>B. Tiefer schulischer Bildungsabschluss</b>				
Mittlere Reife, Abitur (Ref.)				
Kein Abschluss, Volks- o. Hauptschule				17
<b>C. Frühe sexuelle Kontakte</b>				
Tiefes Alter bei der ersten sex. Erfahrung		19***		14**
<b>D. Früher Erwerbseinstieg</b>				
Tiefes Alter beim Erwerbsbeginn				- 1
<b>E. Frühe Eheschliessung</b>				
Tiefes Alter bei der Erstehung			19***	17***
<b>Likelihood-Ratio <math>\chi^2</math> - Statistik</b>	12.65**	34.56***	59.23***	70.41***
<b>n/df</b>	762/6	762/7	762/7	762/10

Signifikanzniveaus: +p≤.10; \*p≤.05; \*\*p≤.01; \*\*\*p≤.001

<sup>a</sup>: Scheidungswahrscheinlichkeit in den ersten 12 Ehejahren

Kontrollvariablen in den Modellen: Kontextbedingungen des Aufwachsens (Stadt vs. Land), Soziale Schicht der Herkunftsfamilie, Geschlecht und verbale Intelligenz des Kindes

Für die hier hauptsächlich interessierende Frage ergibt sich in Tabelle 13 allerdings – eher entgegen den Erwartungen – ein negativer Befund. Eine frühe Eheschliessung scheint

<sup>77</sup> Die Eintrittswahrscheinlichkeit wird aus Gründen der Analogie mit den bereits präsentierten Analysen wiederum nur für die ersten zwölf Ehejahre berechnet. Die (wenigen) Scheidungen, die nach zwölf Ehejahren stattfanden, fliessen als juristisch intakte Ehen in die Analysen ein.

keinen substanziellen Beitrag zur intergenerationalen Vermittlung des Scheidungsrisikos zu leisten. Der Transmissionseffekt reduziert sich zwar leicht bei Einführung des Heiratsalters (Modell 3), die Differenz zum Ausgangswert in Modell 1 ist jedoch gering und im Vergleich zur Differenz, die sich bei Einführung des Alters beim ersten Sexualkontakt ergibt (Modell 2), relativ klein.

Das Alter bei der Eheschliessung erweist sich in anderer Hinsicht aber als sehr aussagekräftig. Es stellt einen starken Prädiktor für das Scheidungsrisiko im Erwachsenenalter dar. Mit jedem Jahr, mit welchem ein Paar früher heiratet, steigt die Wahrscheinlichkeit einer späteren Scheidung um 19%. Durch die Einführung der Variable ins Regressionsmodell ergibt sich gegenüber dem ersten Modell in Tabelle 13 ein Zuwachs an Erklärungskraft von beinahe 10% ( $\Delta$ Nagelkerkes  $R^2=9.3\%$ ). Geschlechtsunterschiede in der Determinationskraft des Heiratsalters können nicht festgestellt werden (Ergebnis nicht dargestellt).

Die geringe Bedeutung eines frühen Heiratsalters für die Tradierung des Scheidungsverhaltens bestätigt sich zusätzlich in den Befunden, die in der letzten Tabelle dieses Kapitels vorgestellt werden (Tabelle 14). In der Tabelle wird mittels Cox-Regressionsrechnungen der Frage nachgegangen, inwiefern Scheidungserfahrungen in der Kindheit oder Jugend den Zeitpunkt bei der Übernahme der in dieser Untersuchung im Zentrum stehenden sozialen Erwachsenenrollen beeinflussen. Die abhängigen Variablen sind das Risiko eines ersten Sexualkontakts und die Wahrscheinlichkeit des Eingehens einer Ehebeziehung. Mit den Analysen soll das letzte noch nicht untersuchte Element in der Definitionskette von Baron und Kenny (1986) empirisch geprüft werden. Um von einem vermittelnden Prozess ausgehen zu können, muss danach auch ein Zusammenhang zwischen der unabhängigen Variable und der Mediatorvariable nachgewiesen werden können (Kap. 5.4.1). Dies bedeutet im vorliegenden Kontext, dass von der elterlichen Scheidung ein bedeutsamer Einfluss auf das Timing der erwähnten sozialen Statuspassagen ausgehen sollte<sup>78</sup>.

Für die Aufnahme heterosexueller Beziehungen kann dieser Nachweis ohne weiteres erbracht werden. Scheidungserfahrungen erhöhen das Risiko für einen Sexualkontakt statistisch signifikant (Modell 1a). Umgangssprachlich könnte man in diesem Zusammenhang auch von einer beschleunigten Aufnahme heterosexueller Beziehungen bei Scheidungskindern sprechen. Geschlechtsspezifische Unterschiede scheinen dabei nicht zu bestehen (Ergebnis nicht dargestellt).

---

<sup>78</sup> In den in Tabelle 14 dargestellten Analysen wurden alle verfügbaren Fälle der LifE-Studie einbezogen. Dies scheint insbesondere im Hinblick auf die Schätzung der Heiratswahrscheinlichkeit sinnvoll. Es ergeben sich keine wesentlichen Änderungen in den Befunden, wenn die Analysen auf die Kernstichprobe dieser Untersuchung beschränkt werden ( $n=902$ ).

Das Ergebnis ändert sich nicht wesentlich, wenn der schulische Erfolg in die Berechnungen einbezogen wird. Es zeigt sich aber, wie erwartet, ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Investitionsbereitschaft in schulischen Belangen und der frühen Orientierung an gegengeschlechtlichen Beziehungen (Modell 2a). Der schulische Erfolg (gemessen am erreichten Schulabschluss) verringert sich zudem, in Übereinstimmung mit vielen früheren Studien, wenn die Eltern sich scheiden lassen (logistische Regression unter Kontrolle von Selektionseffekten nicht dargestellt).

Die Befunde in den Modellen 1a und 2a vervollständigen damit die Kette an einzelnen Argumenten, die als Ganzes für eine medierende Wirkung einer vorzeitigen Aufnahme heterosexueller Beziehungen spricht. Zusätzlich zeigen sie, dass eine elterliche Scheidung häufig gleichzeitig zu einer frühen Orientierung am anderen Geschlecht und zu schulischen Problemen führt.

Tabelle 14: Determinanten des ersten Sexualkontakts und der Erstheirat. Hierarchische Cox-Regressionen.

	Erster Sexualkontakt <sup>a</sup>		Erstheirat <sup>a</sup>	
	1a	2a	1b	2b
<b>A. Scheidung in der Elterngeneration</b>				
Scheidung oder Trennung der Eltern	60***	56***	- 13	- 18
<b>B. Tiefer schulischer Bildungsabschluss</b>				
Mittlere Reife, Abitur (Ref.)				
Kein Abschluss, Volks- o. Hauptschule		34**		- 5
<b>C. Frühe sexuelle Kontakte</b>				
Tiefes Alter bei der ersten sex. Erfahrung				4***
<b>D. Früher Erwerbseinstieg</b>				
Tiefes Alter beim Erwerbsbeginn				9***
<b>Likelihood-Ratio <math>\chi^2</math> - Statistik</b>	39.11***	51.08***	71.78***	126.35***
<b>n/df</b>	1250/6	1250/7	1124/6	1124/9

Signifikanzniveaus: \* $p \leq .05$ ; \*\* $p \leq .01$ ; \*\*\* $p \leq .001$

<sup>a</sup>: Risiko des ersten Sexualkontakts bzw. Heiratswahrscheinlichkeit

Kontrollvariablen in den Modellen: Kontextbedingungen des Aufwachsens (Stadt vs. Land), Soziale Schicht der Herkunftsfamilie, Geschlecht und verbale Intelligenz des Kindes

Für die frühe Eheschließung gelingt der entsprechende Nachweis hingegen nicht. Das Aufwachsen in einer Scheidungsfamilie führt insgesamt zu keiner Beschleunigung im Heiratsverhalten (Modell 1b). Eine nach dem Geschlecht differenzierende Analyse zeigt im Gegenteil, dass weibliche Scheidungskinder im Durchschnitt statistisch signifikant später heiraten als Frauen ohne Scheidungserfahrungen, während bei den Männern kein entsprechender Unterschied zwischen Scheidungskindern und Personen aus Zwei-Eltern-Familien zu bestehen scheint (Ergebnis nicht dargestellt). Es lässt sich für die Stichprobe

der Life-Studie damit insgesamt kein hinreichend gesicherter Beweis für die vermittelnde Rolle einer frühen Eheschliessung bei der intergenerationalen Tradierung des Scheidungsrisikos erbringen.

Mit dem letzten Regressionsmodell in Tabelle 14 gelingt es aber immerhin, einzelne Segmente des in Abbildung 9 postulierten zweiten Transmissionspfades zu bestätigen. Eine frühe Orientierung am anderen Geschlecht und ein vorzeitiger Erwerbseinstieg führen gemäss den Ergebnissen in Modell 2b, so wie es im Rahmen des Transmissionsmodells behauptet wird, zu einer Beschleunigung bei der Eheschliessung. Dies gilt ohne grössere Unterschiede für beide Geschlechter (Ergebnisse nicht dargestellt). Obwohl sich der zweite Transmissionspfad als Ganzes nicht belegen liess, scheinen einige seiner Strukturelemente damit durchaus in der erwarteten Weise miteinander verbunden zu sein.

## 5.5 Zusammenfassung und Diskussion

Das vorliegende Kapitel befasste sich mit einer besonderen Form der *intergenerationalen Kontinuität*. In seinem Zentrum stand die Frage nach der Übertragung ehelicher Instabilität von einer Generation auf die nächste. Es wurde untersucht, in welchem Mass und über welche Wege das Scheidungsrisiko in Westdeutschland von den Eltern an die Kinder weiter gegeben wird.

Die Beantwortung der Untersuchungsfrage stellte hohe Anforderungen an die Struktur und die Grösse des Datensatzes. Mit der Life-Studie lagen bezüglich der Datenstruktur im Vergleich zu vielen anderen Studien günstige Voraussetzungen vor. So konnte im Rahmen der Analyse sowohl auf prospektive Daten aus dem Jugendalter der Versuchspersonen zurückgegriffen werden als auch auf retrospektive Daten, die wichtige soziale und berufliche Statuspassagen beim Übergang ins Erwachsenenalter abdeckten. In Bezug auf den Umfang des Datensatzes stiess die Studie jedoch an eine Grenze, die es nur mehr in beschränktem Masse erlaubte, geschlechtsspezifische Analysen durchzuführen. Gewisse Einschränkungen ergaben sich zudem bezüglich der Repräsentativität der Daten.

Trotz dieser Einschränkungen gelang es in der vorliegenden Untersuchung, die ‚black-box‘ der intergenerationalen Vermittlung des Scheidungsrisikos etwas auszuleuchten. Die Studie liefert mehrere Befunde, die zu einem besseren Verständnis der *intergenerationalen Transmission von Scheidung* in Westdeutschland beitragen.

Der erste Hauptbefund lautet, dass sich die intergenerationale Übertragung des Scheidungsrisikos bei jungen westdeutschen Erwachsenen schon nach wenigen Ehejahren nachweisen lässt. Die Studie bestätigt damit die Ergebnisse früherer westdeutscher Scheidungsstudien, die mehrheitlich einen *Transmissionseffekt* belegen konnten (Diekmann & Engel-



hardt, 1995; Hullen, 1998; Diefenbach, 2000; Diekmann & Engelhardt, 2002; Engelhardt et al., 2002; Wagner & Weiß, 2003; Böttcher, 2006). Für die ersten zwölf Ehejahre ergab sich in der vorliegenden Untersuchung für Kinder aus Scheidungsfamilien ein um ca. 60% höheres Scheidungsrisiko als für Kinder aus Zwei-Eltern-Familien (nach Kontrolle von Selektionseffekten und weiteren Scheidungsdeterminanten, s. Tabelle 12). Der Zusammenhang erwies sich damit zwar nicht als allzu gross, er war aber auch nicht trivial, so dass eine elterliche Scheidung in der Kindheit oder Jugend als Determinante ehelicher Instabilität ignoriert werden könnte. In der vorliegenden Untersuchung wurde der Transmissionseffekt nur von wenigen Scheidungsdeterminanten deutlich übertroffen. Als starke *Barrieren für eine Scheidung* erwiesen sich die vor der Ehe getätigten Investitionen in die Partnerwahl (indiziert durch ein spätes Heiratsalter und eine lange Dauer der vorehelichen Partnerbeziehung) sowie die Tatsache, dass leibliche Kinder in der Ehe geboren wurden. Die Transmission von Scheidung scheint zudem deutlich an die intergenerationale Reproduktion religiöser Wertvorstellungen geknüpft zu sein. Als erwähnenswerter Geschlechtsunterschied ergab sich in der Untersuchung ein leicht grösserer Transmissionseffekt bei den weiblichen Probanden.

Der zweite Hauptbefund bezieht sich auf die *Prozesse*, die eine Übertragung des Scheidungsrisikos von den Eltern auf die Kinder gewährleisten. Es wurde dazu im Rahmen dieses Kapitels ein Modell entwickelt, das zwei Transmissionspfade unterschied. Innerhalb des ersten Transmissionspfades wurden eine *beschleunigte Aufnahme heterosexueller Beziehungen* und eine allenfalls vorzeitige Eheschliessung als zentrale vermittelnde Grössen postuliert. Mit diesem Pfad ist die These verbunden, dass die aus einer elterlichen Scheidung resultierenden psychischen Belastungen bei den Kindern zu Risikoverhaltensweisen im Umgang mit dem anderen Geschlecht und zu weiteren Kompetenzdefiziten führen, die dann längerfristig eine grössere Anfälligkeit für eine Ehescheidung im späteren Leben bedingen.

Im Rahmen des zweiten Transmissionsweges standen dagegen *geringe Investitionen in die schulische und berufliche Ausbildung*, ein entsprechend *früher Erwerbseinstieg* sowie eine *frühe Bindung an einen Ehepartner* als medierende Variablen im Vordergrund. Als auslösende Faktoren für diesen Transmissionspfad wurden primär ökonomische Einschränkungen diskutiert.

Von den beiden Transmissionswegen hielt nur der erste einer empirischen Überprüfung Stand. Das Alter bei der Aufnahme erster sexueller Beziehungen erwies sich sowohl durch Scheidungserfahrungen in der Kindheit oder Jugend beeinflusst als auch als vorhersagekräftig im Hinblick auf eine spätere Scheidung im Erwachsenenalter. Es trug zudem substanziell zur Erklärung des Transmissionseffekts bei und erfüllte damit alle Voraussetzungen, die Mediatorvariablen qualifizieren. Grössere geschlechtsspezifische Unterschiede

bei der Übertragung des Scheidungsrisikos auf diesem Transmissionsweg waren nicht festzustellen.

Weder der schulische Erfolg noch der Zeitpunkt des Erwerbseinstiegs und der Erstheirat konnten demgegenüber auf der Grundlage der Life-Studie eindeutig als vermittelnde Grössen identifiziert werden. Dies ist einigermaßen erstaunlich, hatte sich in früheren Untersuchungen doch insbesondere ein frühes Heiratsalter wiederholt als mediiierende Variable bei der intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos herausgestellt (Kap. 5.2.5.2 & 5.2.5.3).

Die Diskrepanz ist möglicherweise auf kulturelle Unterschiede und soziale Wandlungsprozesse zurückzuführen, da die meisten Befunde zur Thematik auf US-amerikanischen Daten der letzten zwei bis drei Jahrzehnten beruhen. So lässt sich der negative Befund bezüglich des Heiratsalters womöglich durch die geringere Bedeutung von Frühehen in der Bundesrepublik und den allgemeinen Anstieg des Heiratsalters in den letzten Jahren (bei gleichzeitig zunehmender Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften) erklären.

Der Nullbefund in Bezug auf die schulischen und beruflichen Investitionen und den Zeitpunkt des Erwerbseinstiegs könnte hingegen dem Umstand geschuldet sein, dass sich eine elterliche Scheidung in der Bundesrepublik weniger häufig beschleunigend auf die ökonomische Verselbstständigung auswirkt als in Ländern wie den USA, wo die Scheidungshäufigkeit deprivierter Bevölkerungsgruppen höher ist und die mit einer Trennung verbundenen finanziellen Einbussen in der Regel drastischer ausfallen (Hullen, 1998).

Für westliche Gesellschaften ist vor diesem Hintergrund zu vermuten, dass sich mit zunehmendem Grad der Institutionalisierung der wohlfahrtsstaatlichen Sicherungssysteme immer weniger Unterschiede bei der Terminierung wichtiger Statuspassagen zwischen Scheidungskindern und Kindern aus Zwei-Eltern-Familien zeigen. Die intergenerationale Tradierung des Scheidungsrisikos dürfte in diesem Sinne in gut ausgebauten Wohlfahrtsystemen nur mehr in geringem Masse an die ökonomischen Ressourcen der Herkunftsfamilie gebunden sein und immer seltener so zu sagen ein ‚ökonomisches Erbstück‘ darstellen.

Als ‚psychologisches Erbstück‘ scheint eine elterliche Scheidung hingegen ungeachtet der ökonomischen Ressourcen der Herkunftsfamilie von Bedeutung für die Gestaltung von Ehebeziehungen im Erwachsenenalter zu sein. Der positive Befund zum ersten Transmissionspfad lässt sich jedenfalls in diesem Sinne interpretieren. Es liess sich in dieser Studie zwar nicht genau ermitteln, welches die auslösenden Faktoren für die frühzeitige Aufnahme heterosexueller Beziehungen und den riskanteren Umgang von Scheidungskindern mit dem anderen Geschlecht waren. Auch konnte, trotz der Kontrolle verschie-

dener Selektionseffekte, nicht mit letzter Sicherheit ausgeschlossen werden, dass die zwischen Scheidungskindern und Kindern aus Zwei-Eltern-Familien beobachteten Unterschiede nicht schon vor der Scheidung der Eltern bestanden und damit ihre Ursachen nicht in der elterlichen Trennung hatten. Zu vermuten ist jedoch, dass die psychischen Belastungen während und nach der elterlichen Trennung entscheidend zur intergenerationalen Übertragung des Scheidungsrisikos beitrugen. Von grosser Bedeutung dürften insbesondere die Konfliktbewältigung zwischen den Eltern und die Beaufsichtigung und Unterstützung der Kinder in der Trennungsphase gewesen sein. Verschiedene Studien legen es nahe, dass diesen Faktoren im Hinblick auf die Bewältigung der Scheidungssituation durch die Kinder ein zentraler Stellenwert beizumessen ist (Hetherington, 1991; Schmidt-Denter, 2000; Amato, 2001b; Walper, 2002; Hetherington, 2003). Es sind damit häufig Beeinträchtigungen des kindlichen Selbstwertgefühls, ein Rückgang in der schulischen Leistungsbereitschaft sowie eine vorzeitige Hinwendung zu Peerbeziehungen und gegengeschlechtlichen Freundschaftsbeziehungen verbunden. Die frühe Aufnahme heterosexueller Beziehungen ist in diesem Sinne als ein *Element eines möglichen Problembildes* von Scheidungskindern zu verstehen, welches insgesamt durch verschiedene Risikoverhaltensweisen und Defizite im schulischen und sozialen Bereich gekennzeichnet ist. Auf Dauer dürfte sich dieses Problembild auch als ungünstig für den Aufbau und die Aufrechterhaltung einer Ehebeziehung im Erwachsenenalter erweisen, womit sich der Kreis der intergenerationalen Reproduktion des Scheidungsrisikos schliesst.

Die Erklärungskraft dieses Problembildes für die Übertragung ehelicher Instabilität ist insgesamt allerdings nur als moderat zu bezeichnen. Andere Transmissionsmechanismen, wie z.B. die ehespezifischen Einstellungen von Scheidungskindern, dürften deshalb wesentlich zur Erklärung der Transmission von Scheidung von der älteren auf die jüngere Generation beitragen.



## 6. Zusammenfassung

Diese Arbeit befasste sich mit dem Thema der *Kontinuität und Diskontinuität von intergenerationalen Beziehungen*. Sie näherte sich der Thematik auf empirischem Wege anhand von drei ausgesuchten Beispielen an. Das erste Beispiel bezog sich auf die Entwicklung der *Eltern-Kind-Beziehung* beim Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter (Kap. 3). Im zweiten Beispiel wurde die Vorhersagekraft von früh in der Herkunftsfamilie etablierten Beziehungsmustern für das Timing beim ersten *Auszug aus dem Elternhaus* untersucht (Kap. 4). Das dritte Beispiel beschäftigte sich mit der *Tradierung des Scheidungsrisikos* von einer Generation auf die nächste (Kap. 5).

Zu jedem der drei Beispiele liegt eine längere Zusammenfassung mit den jeweils spezifischen Befunden vor. Abschliessend soll der Versuch einer Integration der Ergebnisse unter dem Gesichtspunkt der Kontinuität und des Wandels intergenerationaler Beziehungen unternommen werden.

### 6.1 Kontinuität intergenerationaler Beziehungen

*Family matters* nicht nur in der Kindheit oder Jugend. Die soziale Entwicklung in der Herkunftsfamilie ist auch längerfristig bis ins Erwachsenenalter bedeutsam, obwohl ihre Erklärungskraft mit zunehmendem Alter zugunsten ausserfamiliärer Faktoren und eigeninitiativem Handeln abnimmt. Dies ist eine der Kernaussagen, die sich vor dem Hintergrund der vorliegenden Arbeit machen lässt.

Es konnte in dieser Arbeit in allen drei untersuchten Beispielen ein Nachweis für die Kontinuität bzw. Vorhersagekraft von frühen familiären Erziehungs- und Beziehungserfahrungen erbracht werden. Das in der Familie vorgelebte Beziehungsverhalten und die in der Interaktion mit den Familienmitgliedern etablierten Beziehungsmuster spielten längerfristig eine Rolle für die Gestaltung der Beziehung zu den eigenen Eltern und zu den Lebenspartnern im Erwachsenenalter. Sie wirkten sich zudem auf den wichtigen Entscheid zum Auszug aus dem Elternhaus aus. Die grösste Kontinuität ergab sich bei der emotionalen Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kindern.

Die Kontinuität bzw. Vorhersagekraft von frühen familiären Beziehungserfahrungen unterlag allerdings *geschlechtsspezifischen Unterschieden*. Sie war bei Frauen grösser als bei Männern. In der Tochter-Eltern-Beziehung spielte vor allem die *Ko-Regulation von Bindung und Autonomie* (vor dem Hintergrund von geschlechtsspezifischen Erziehungs- und Sozialisationsprozessen) langfristig eine grössere Rolle für die spätere Beziehung zwischen den Generationen und die Ablösung vom Elternhaus als in der Sohn-Eltern-Beziehung. Das elter-

liche Vorbild einer Scheidung wirkte sich bei Töchtern zudem etwas stärker als bei Söhnen auf das spätere Scheidungsrisiko aus.

Bei Frauen waren zusätzlich zur grösseren Kontinuität auch eine stärkere emotionale Verbundenheit, ein grösseres Verpflichtungsgefühl und eine grössere Unterstützungsbereitschaft gegenüber anderen Familienmitgliedern feststellbar als bei Männern. Die emotional engste Verbindung mit dem gleichzeitig intensivsten sozialen Austausch stellte die Mutter-Tochter-Beziehung dar. Frauen erwiesen sich als die eigentlichen *Kinkeeper im Intergenerationenverhältnis*. Ihre Beiträge für das Funktionieren der Generationenbeziehungen waren besonders bedeutsam. Das grosse Engagement, das viele Frauen für ihre Familie zeigten, gestaltete sich allerdings nicht immer frei von ambivalenten Gefühlen.

## 6.2 Diskontinuität intergenerationaler Beziehungen

Die Kontinuität bzw. Vorhersagekraft von frühen familiären Beziehungserfahrungen erwies sich insgesamt allerdings nur als moderat. Ob Eltern und erwachsene Kinder eine enge oder lose Beziehung zueinander pflegten, junge Erwachsene früh oder spät von zu Hause auszogen und sich später von ihren Ehepartnern scheiden liessen oder nicht, war zwar durchaus von der Beziehungsgestaltung in der Herkunftsfamilie abhängig. Weitaus bedeutsamer war aber, welchen Verlauf das Leben der Kinder im Erwachsenenalter genommen hatte.

Als *Quellen von Diskontinuität* konnten in der Arbeit je nach untersuchtem Beispiel unterschiedliche Faktoren ermittelt werden. Im Rahmen der Eltern-Kind-Beziehung erwiesen sich die Lebenssituation und die Bedürfnisstrukturen der beiden Generationen sowie die situativen Merkmale der Generationenbeziehung als besonders erklärungskräftig. In Bezug auf das Timing des ersten Auszugs aus dem Elternhaus besaßen die Einmündung ins Ausbildungs- und Erwerbssystem sowie die Aufnahme von festen Partnerbeziehungen eine herausragende Bedeutung. Die Wahrscheinlichkeit einer Ehescheidung war schliesslich stark von der sozialen und persönlichen Passung der beiden Eheleute und von deren familiärer Lebenssituation abhängig.

Als einer der grössten *Risikofaktoren im intergenerationalen Verhältnis* konnten in der Arbeit elterliche Scheidungen identifiziert werden. Besonders stark in Mitleidenschaft gezogen wurde die Vater-Kind-Beziehung. Scheidungserfahrungen in der Kindheit oder Jugend wirkten sich sowohl negativ auf die emotionale Beziehung als auch auf die Kontakthäufigkeit und die gegenseitigen Unterstützungsleistungen zwischen Vätern und ihren erwachsenen Kindern aus.







## Anhang 1

### Zur Wirkung unterschiedlicher materieller Incentives in postalischen Befragungen<sup>79</sup>

#### *Ein Literaturbericht*

*Materielle Anreize, so genannte Incentives, haben sich neben dem Versand von Erinnerungsschreiben in vielen Methodenstudien als die wirksamste Massnahme zur Steigerung der Ausschöpfungsquote in postalischen Befragungen erwiesen.*

*Im Beitrag werden die gängigsten theoretischen Konzepte zur Erklärung der Wirkungsweise von Incentives dargestellt und ein Überblick über den Stand der Methodenforschung in diesem Bereich gegeben. Der Beitrag mündet in einigen Empfehlungen zur Verwendung von materiellen Anreizen in der Forschungspraxis.*

#### **Effects of incentives on mail survey responses. A review of research literature**

*A large number of studies prove prepaid monetary and non-monetary incentives as well as follow-up contacts to be the most effective procedures to increase mail survey response rates.*

*This paper describes established theories concerning the effectiveness of incentives and reviews research results in this area. It concludes with a few recommendations on the practical use of incentives.*

---

<sup>79</sup> Eine frühere Version des vorliegenden Textes wurde vom Autor 2006 in den *ZUMA-Nachrichten* publiziert (Berger, 2006). Es handelt sich hier um eine aktualisierte Version. Der ursprünglich publizierte Text wurde um neue Forschungsbefunde aus dem deutschen Sprachraum erweitert.

## 1. Einleitung

Schriftliche und postalische Befragungen besitzen in der sozialwissenschaftlichen Forschung als Erhebungsverfahren einen relativ hohen Verbreitungsgrad. Bei den in der Datenbank FORIS<sup>80</sup> in den letzten drei Jahren eingetragenen deutschsprachigen Forschungsprojekten beträgt das Verhältnis von schriftlichen und postalischen Befragungen gegenüber mündlich oder telefonisch durchgeführten Einzelinterviews beispielsweise 543:1147. Trotz dieser grossen Verbreitung führt insbesondere die postalische Befragung eher ein ‚Schattendasein‘ (vgl. Thoma & Zimmermann, 1996: 142). In der Forschungspraxis wird ihr Einsatz häufig als Kompromiss gesehen, der vorwiegend aufgrund des finanziell Machbaren eingegangen werden muss und weniger dem methodisch Wünschbaren entspricht (vgl. Blasius & Reuband, 1996: 35). Face-to-Face- und telefonische Befragungen gelten bei kompetenter Durchführung gemeinhin als geeigneter, um die Befragten zur Teilnahme an der Untersuchung zu motivieren, ihnen Hilfestellungen bei Verständnisproblemen zu geben und um auf der Basis einer hohen Ausschöpfungsquote eine repräsentative Bevölkerungsstichprobe zu erreichen (Groves et al., 2004). Postalischen Befragungen wird demgegenüber eine generell geringere Ausschöpfungsquote und eine verminderte Teilnahmebereitschaft von älteren Menschen (Kaldenberg, Koenig & Becker, 1994) sowie von lese- und schreibungeübten Personen zugeschrieben (Dillman, 1978).

Die angeführten Bedenken gegenüber postalischen Befragungen erweisen sich angesichts des aktuellen Methodenwissens jedoch nur mehr teilweise als begründet (vgl. Blasius & Reuband, 1996: 35). Die Forschung hat in den letzten Jahrzehnten verschiedene Möglichkeiten zur Steigerung der Teilnahmebereitschaft entwickelt und optimiert und dadurch ein beträchtliches Potenzial zur Behebung früherer Defizite geschaffen (zusammenfassend Klein & Porst, 2000). Am effektivsten haben sich der Versand von Erinnerungsschreiben und die Vergabe materieller Anreize (so genannte Incentives) erwiesen (Furse et al., 1981; Yu & Cooper, 1983; James & Bolstein, 1990; Yammarino et al., 1991; Church, 1993; Dodd, 1998; Porst et al., 1998). Durch den gezielten Einsatz mehrerer Erinnerungsschreiben können die sonst typischerweise zwischen 30 und 50% liegenden Ausschöpfungsquoten (vgl. Hopkins & Stanley 1981, zitiert in Klein & Porst, 2000: 15) beispielsweise auf ein Niveau von 60 bis 75% angehoben werden (Dillman, 1983: 360; Hippler & Seidel, 1985: 45; Thoma & Zimmermann, 1996: 150; Dillman, 2000; Diaz de rada, 2005). Mit dem Einsatz von Incentives kann eine weitere, von der Beschaffenheit des Anreizes und dem Anforderungsgehalt der Studie für die Befragten abhängige Verbesserung der Teilnahmebereitschaft erzielt werden (siehe Pkt. 3). Es liegen damit Teilnahmequoten im Bereich des

---

<sup>80</sup> Forschungsinformationssystem Sozialwissenschaften (FORIS) des Informationszentrums Sozialwissenschaften (IZ) in Bonn

Möglichen, die mit Face-to-Face-Befragungen vergleichbar sind (Porst, 1996; Reuband & Blasius, 1996) und in einzelnen Fällen sogar in die Nähe von Telefonstudien kommen.

## **2. Theoretische Erklärungen zur Wirkung von Incentives**

### **2.1 Die Bedeutung von Incentives im Rahmen einer allgemeinen Theorie des Teilnahmeverhaltens**

Wenn in neueren Arbeiten versucht wird, die Wirkung materieller Anreize zu erklären, so geschieht dies häufig im Rahmen einer allgemeinen Theorie des Teilnahmeverhaltens, die entweder als Rational-Choice-Theorie formuliert ist oder sich als solche rekonstruieren lässt. Der Entscheid für oder gegen die Teilnahme an einer Befragung wird in diesen allgemeinen Theorien als Folge einer Kosten-Nutzen-Abwägung des Individuums auf der Grundlage aller subjektiv bedeutsamen Anforderungen und Gratifikationen einer Untersuchung verstanden (Esser, 1986a: 321; Goyder, 1987; Schnell, 1997: 158ff). Eine Teilnahme ist demzufolge dann zu erwarten, wenn der individuelle Gewinn die durch die Beteiligung entstehenden Kosten übersteigt bzw. wenn der Austausch aus der Perspektive des Probanden als gerecht wahrgenommen wird.

Von einem persönlichen Nutzen wird dann ausgegangen, wenn mit der Teilnahme an postalischen Befragungen z.B. eine Steigerung des Selbstwerts (weil man wichtig ist und an etwas Wichtigem teilnimmt), die Möglichkeit zur Befriedigung altruistischer Motive, Lernerfahrungen (mit interessanten Themen konfrontiert werden) oder eben auch materielle Anreize verbunden sind.<sup>81</sup>

Zu den Kosten werden vorwiegend die Belastungen gezählt, die sich aus dem Befragungsvorgang selbst ergeben (z.B. Zeitverlust, Offenbarung unvorteilhafter Informationen über die eigene Person) oder die aus Befürchtungen über die missbräuchliche Verwendung der Daten entstehen (vgl. Schnell, 1997: 166).

---

<sup>81</sup> Esser (1986b: 39) gibt zu bedenken, dass bei Befragungen in vielen Fällen sowohl die Nutzen- wie auch die Kostenaspekte nur gering ausgeprägt sein dürften, so dass die Entscheidung zur Teilnahme auch aus einer Art Indifferenz heraus erfolgen kann. Wie in solchen Situationen üblich, spielen dann auch relativ periphere und zufällige Faktoren (wie z.B. die Stimmung) eine Rolle.

## 2.2 Incentives als Vertrauensbeweis und symbolischer Akt der Aufwandschädigung

Die erste explizite Kosten-Nutzen-Theorie des Teilnahmeverhaltens in postalischen Befragungen wurde von Dillman (1978) entworfen, nachdem lange Zeit individuelle Eigenschaften und Wertvorstellungen der Probanden für die Teilnahme bzw. Verweigerung verantwortlich gemacht wurden. In seiner auf den Arbeiten von Homans (1961), Blau (1964) und Thibaut und Kelley (1959) beruhenden sozialen Austauschtheorie misst Dillman im Hinblick auf die Erzeugung von Teilnahmebereitschaft neben der Minimierung der Kosten und der Maximierung des Nutzens besonders dem Aufbau von Vertrauen bei den Befragten eine grosse Bedeutung bei. Da in postalischen Befragungen für die Probanden meist keine Möglichkeit besteht, die von den Untersuchern gemachten Versprechen (wie z.B. die Zustellung eines Ergebnisberichts, die sinnvolle Verwendung der Ergebnisse und die vertrauliche Behandlung der Daten) von vornherein sicherzustellen, stellt das Vertrauen in eine gerechte Austauschbeziehung eine unabdingbare Voraussetzung für eine Kooperation dar (Dillman, 1978: 12-16). Incentives werden vor diesem Hintergrund primär als Zeichen des Vertrauens und der Wertschätzung gesehen und kommen erst in zweiter Linie wegen ihres materiellen Nutzens für die Probanden zum Einsatz (Dillman, 1978: 16). Sie sollen eine soziale Austauschbeziehung einleiten und bei den Befragten die Verpflichtung generieren, dem Wunsch der Untersucher zu entsprechen. Die Teilnahme an der Studie stiftet durch die Erfüllung der Erwartung den Probanden dann einen zusätzlichen Nutzen (vgl. Arzheimer & Klein, 1998: 8)<sup>82</sup>.

Der von Dillman postulierte Verpflichtungscharakter von Incentives wird heute vor allem vor dem Hintergrund der Theorie reziproken Handelns diskutiert (Gouldner, 1960). In ihr wird von einer kulturübergreifend gültigen Norm der Reziprozität ausgegangen, die in ihrer universalen Verbreitung zwei minimale Bestandteile enthält: Man soll zum einen jenen helfen, von denen man selbst Hilfe erhalten hat und man soll zum anderen Personen, die

---

<sup>82</sup> Mit der austauschtheoretischen Konzeption bzw. den Rational-Choice-Theorien ist ein Rahmen gegeben, in welchen sich im Prinzip auch weitere im Zusammenhang mit dem Teilnahmeverhalten in Befragungen und der Wirkungsweise von Incentives relevante, stärker psychologisch orientierte oder die Bedeutung von sozialen Normen betonende Erklärungsansätze einordnen lassen (z.B. die Wirkmechanismen in den Konzeptionen von Groves, Cialdini & Couper, 1992; Cavusgil & Elvey-Kirk, 1998). Die im Folgenden in Erweiterung zur Dillmanschen Konzeption dargestellten Ansätze können dementsprechend als habitualisierte Verhaltenstendenzen oder als subjektiv rationale Handlungsheuristiken (die durch materielle Anreize ausgelöst werden) unter einer allgemeinen handlungstheoretischen Perspektive des Teilnahmeverhaltens subsumiert werden (z.B. Schnell, 1997). Aus psychologischer Perspektive wäre eine Einordnung unter dem Dach der kognitiven Dissonanztheorie (Festinger, 1957) aber genauso plausibel. Entsprechende Umsetzungen finden sich z.B. bei Gelb (1975), Furse und Stewart (1982) sowie Cavusgil und Elvey-Kirk (1998).

einem geholfen haben, kein Leid antun. Die Schlussfolgerung ist klar: Wenn man will, dass einem geholfen wird, muss man auch anderen helfen. In dieser Ausprägung gehört die Norm der Reziprozität zu den Grundkomponenten jedes gesellschaftlichen Moralkodes und trägt wesentlich zur Stabilisierung sozialer Systeme bei (Gouldner, 1960: 171 & 173). Sie ist als ein internalisierter Wert, als ein Produkt der Sozialisation zu verstehen, verbindet aber gleichzeitig auch egoistische Motive mit dem Dienst an anderen (Gouldner, 1960: 174).

Mit der Annahme einer universalen Gültigkeit ist allerdings nicht die Meinung verbunden, reziprokes Handeln erfolge ohne jegliche Voraussetzung (Gouldner, 1960: 171). Die Verpflichtung zur Reziprozität ist immer in Abhängigkeit vom subjektiven Wert der erhaltenen Leistung zu sehen. Es können zudem auch bei gleichem subjektivem Wert einer Dienstleistung unterschiedliche Vorstellungen über die Verbindlichkeit reziproken Handelns existieren.<sup>83</sup>

Vor dem Hintergrund der Reziprozitätsregel und den Überlegungen Dillmans (1978) ist zu erwarten, dass materielle Anreize dann die grösste Wirkung entfalten, wenn sie, ohne an Bedingungen geknüpft zu sein, bereits mit dem ersten Anschreiben verschickt werden. Die Wirkungsweise von auf diese Art unaufgefordert gegebenen Geschenken besteht nach Meinung verschiedener Autoren (Gelb, 1975; Furse et al., 1981; Furse & Stewart, 1982: 379-378) darin, dass sie bei den Probanden kognitive Spannungszustände und Zwangslagen im Sinne der Dissonanztheorie von Festinger (1957) erzeugen, die dann durch eine Beteiligung an der Studie wieder aufgelöst werden können. Das innere Dilemma ergibt sich für die Probanden daraus, dass das Incentive aufgrund der verinnerlichten Norm zur Gegenseitigkeit und des mit ihm dokumentierten Vertrauens nicht ohne eine Gegenleistung behalten werden kann, sofern es einen gewissen materiellen oder subjektiven Wert besitzt. Es kann auch nicht einfach ignoriert und weggeworfen werden, da dies in den meisten Fällen ebenfalls keine mit den eigenen Wertvorstellungen zu vereinbarende Alternative darstellt. Die Teilnahme an der Studie bildet so häufig die beste Möglichkeit, um die kognitive Spannung zu beseitigen und in Übereinstimmung mit internalisierten Werten zu handeln.

Dillman (1978: 16) meint, dass es für die angeschriebenen Probanden umso einfacher werde, die Beteiligung an einer Untersuchung abzulehnen, je näher der Wert des Incentives

---

<sup>83</sup> Muir und Weinstein (1962) konnten diesen Umstand in einer Untersuchung mit Unterschicht- und Mittelschichtangehörigen in den Vereinigten Staaten nachweisen. Das Denken und Handeln der Mittelschicht erwies sich in ihrer Studie in stärkerem Masse durch Erwartungen an Gegenseitigkeit geleitet als jenes der Unterschicht. Die Autoren fassen ihre Ergebnisse in der Formel zusammen, dass Personen der Mittelschicht sich bei erhaltener Leistung zur Erwidierung verpflichtet, Personen der Unterschicht hingegen eher dankbar fühlen (S. 538).

der verlangten Arbeit komme und je mehr die Austauschhandlung den Charakter eines ökonomischen Austauschs annehme. Durch ein unangemessen hohes Incentive kann die Austauschbeziehung in den Augen der Probanden ihre vermeintliche Freiwilligkeit verlieren und als rein ökonomische Handlung Reaktanz provozieren oder einen einfachen kognitiven Ausstieg ermöglichen (vgl. Arzheimer & Klein, 1998: 8; Martin, Abreu & Winters, 2001: 282). Kleine symbolische Geschenke oder Geldbeträge bewähren sich nach Dillman am besten und ermöglichen in der Regel eine beträchtliche Rücklaufsteigerung.

### **2.3 Incentives als ökonomisch bedeutsame Entlohnung**

In Erweiterung bzw. Abgrenzung zu dieser Position der primär symbolischen Aufwand-entschädigung wird von verschiedenen Autoren der Bezahlungsaspekt von Incentives als Motiv für die Teilnahme an einer Befragung stärker in Betracht gezogen (vgl. Biener & Kidd, 1994; Shettle & Mooney, 1999). Incentives vermögen danach auch (oder vor allem) wegen ihres materiellen Wertes die Kosten-Nutzen-Kalkulation der Probanden zu Gunsten einer Partizipation zu beeinflussen. Sie haben in diesen Überlegungen die Funktion einer teilweisen oder vollständigen materiellen Entschädigung für die geleistete Arbeit. Von Relevanz sind sie vor allem dann, wenn in einer Untersuchung ein besonderer Aufwand verlangt wird oder wenn den Probanden auf andere Weise kein ausreichender persönlicher Nutzen einer Teilnahme entsteht.

Geht man dieser Logik entsprechend bei den Probanden von einem streng rationalen Nutzenkalkül aus, dann müssten Incentives unter mehr oder weniger expliziter Deklaration des Entschädigungsaspekts (z.B. als versprochene Bezahlung) mit zunehmendem materiellem Wert an Wirkung gewinnen (vgl. Warriner, Goyder, Gjertsen, Hohner & Mc Spurren, 1996; Diekmann & Jann, 2001). Es ist aber nicht zu erwarten, dass durch eine ausreichend hohe Bezahlung tatsächlich eine nahezu vollständige Ausschöpfung erreicht werden kann. Es scheint vielmehr wahrscheinlich, dass ähnliche Normen und psychologische Prozesse wie oben beschrieben regulierend wirksam werden und eine Rücklaufsteigerung nur bis zu einem Grenzwert hin ermöglichen. Diese Annahme wird beispielsweise durch Überlegungen zur Verteilungsgerechtigkeit (equity theory: Homans, 1961; Adams, 1965) und die Theorie psychologischer Reaktanz gestützt (Brehm, 1966; Brehm & Cole, 1966). Zu grosse Geschenke oder Geldbeträge können danach als ungerechtfertigt und unverhältnismässig angesichts des verlangten Aufwands und der anderweitig vorhandenen Nutzenaspekte beurteilt oder als ungebührlicher Versuch der Einengung der persönlichen Entscheidungsfreiheit verstanden werden („Bestechung“). Die Teilnahmeverweigerung ist dann als Konsequenz des Versuchs zu sehen, die eigenen Freiheitsspielräume wieder herzustellen oder in Übereinstimmung mit subjektiv bedeutsamen Wertvorstellungen zu handeln. Grosse Incentives können bei den Probanden ausserdem den Eindruck erwecken, dass die Untersucher ihre Studie selbst als zu wenig interessant und intrinsisch

motivierend einschätzen, um ohne eine deutliche materielle Entschädigung eine ansprechende Beteiligungsbereitschaft zu erzeugen (vgl. Lynn, 2001).

### **3. Befunde aus der Methodenforschung**

#### **3.1 Monetäre und non-monetäre Anreize von symbolischer Bedeutung**

In welcher Weise Incentives wirken, ob als rein symbolische Aufwandentschädigung oder im Sinne einer ökonomisch bedeutsamen Entlohnung (oder allenfalls durch beide Wirkmechanismen gleichzeitig), lässt sich nicht alleine aufgrund von theoretischen Überlegungen entscheiden. Es bedarf dazu empirischer Unterstützung. Die mittlerweile umfangreiche Forschungsliteratur präsentiert sich jedoch nicht frei von Widersprüchen und offenen Fragen.

In vielen Belangen lassen sich dennoch vor dem Hintergrund einer grossen Zahl von Studien verlässliche Aussagen machen. So gibt es z.B. kaum gegensätzliche Ergebnisse und Meinungen zur positiven Wirkung von finanziellen Anreizen und von non-monetären Geschenken – vorausgesetzt, sie werden beim Erstkontakt, und ohne dass sie an Bedingungen geknüpft sind, vergeben. Es kann generell davon ausgegangen werden, dass sie den Rücklauf in postalischen und in mündlichen Befragungen in bedeutsamer Weise zu steigern vermögen (Chebat & Cohen, 1993; Church, 1993; Martinez-Ebers, 1997; Arzheimer & Klein, 1998; Dodd, 1998; Porst et al., 1998; Singer, Groves & Corning, 1999; Diekmann & Jann, 2001; McConaghy & Beerten, 2003; Simmons & Wilmot, 2004). Sie bewähren sich sowohl in Studien mit geringem als auch mit hohem Anforderungsgehalt für die Probanden. Ihre Wirkung steigt jedoch mit dem Aufwand, der für die Befragten durch die Teilnahme entsteht (Singer, 1998: 10-11; Singer, van Hoewyk, Gebler, Raghunathan & McGonagle, 1999: 224) und mit dem Anteil an Probanden, die der Untersuchung anfänglich uninteressiert oder ablehnend gegenüber stehen (Groves, Singer & Corning, 2000; Trussell & Lavrakas, 2004: 361).

Versprochene Incentives haben sich demgegenüber als weniger wirkungsvoll erwiesen. Church (1993: 75) kommt nach einer (Meta-)Analyse von 19 Teilnahmequoten sogar zum Schluss, dass (im Falle der Teilnahme an der Studie) in Aussicht gestellte non-monetäre und finanzielle Entschädigungen den mit ihnen verbundenen Aufwand nicht rechtfertigen. Sie bewirken in vielen Untersuchungen keine bedeutsame Rücklaufsteigerung gegenüber der Nullvariante (James & Bolstein, 1992; Church, 1993; Diekmann & Jann, 2001) oder schneiden deutlich schlechter ab als ein vom Wert her ungefähr vergleichbares mit dem Erstkontakt und ohne Bedingungen gegebenes (prepaid) Incentive (Gelb, 1975; Yu & Cooper, 1983; Berry & Kanouse, 1987). Auch alternative Formen von in Aussicht gestellten Belohnungen wie zum Beispiel die Teilnahme an einer Lotterie oder die Zusage

einer Spende an eine gemeinnützige Organisation (altruistisches Incentive) ermöglichen in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in der Regel nicht den selben Ertrag (bzw. die selbe Effizienz in der Nutzung der vorhandenen Mittel) wie vorausbezahlte Incentives (Furse & Stewart, 1982; Hubbard & Little, 1988; Warriner et al., 1996)<sup>84</sup>.

In den Vereinigten Staaten und in Kanada, wo bisher weit mehr Forschung als im europäischen Raum zur Frage von Incentives betrieben wurde, haben sich im Rahmen von postalischen Befragungen besonders mit dem Erstanschreiben vergebene monetäre Anreize als wirksam und robust erwiesen. Dabei haben sich (im Sinne der Reziprozitätsnorm) bereits kleine, eher symbolische Geldbeträge gut bewährt (Furse & Stewart, 1982; Yu & Cooper, 1983; James & Bolstein, 1990, 1992; Church, 1993; Warriner et al., 1996: 546; Trussell & Lavrakas, 2004). Die rücklaufsteigernde Wirkung von finanziellen Anreizen übertrifft in diesen Breitengraden jene von non-monetären Geschenken (wie z.B. Kugelschreiber, Anstecknadeln, Briefmarken) meist deutlich (Hansen, 1980; Church, 1993; Simmons & Wilmot, 2004). Church (1993: 67-71) errechnete in der bereits erwähnten Metaanalyse von postalischen Befragungen (nun auf der Basis von 43 resp. 12 Teilnahmequoten) eine mittlere Rücklaufsteigerung von 19.1% für prepaid monetäre Anreize (mit einem durchschnittlichen Kaufwert von zirka \$ 1.40 im Jahre 1989) und von 7.9% für kleine dem Erstversand beigelegte Sachgeschenke<sup>85</sup>. Die grundsätzliche Überlegenheit von im Voraus gegebenen monetären gegenüber nicht-monetären Anreizen konnte von Singer et al. (1998; 1999; 2000)<sup>86</sup> auch für Telefon- und Face-to-Face-Studien (unter Kontrolle des materiellen Wertes) belegt werden. Sie könnte u.a. darin begründet sein, dass finanzielle Anreize im allgemeinen einen grösseren Verpflichtungsgrad (und eine grössere kognitive Dissonanz: vgl. Furse & Stewart, 1982: 379) erzeugen, weil sie (bis zu einem gewissen Betrag hin) sowohl als Geschenk als auch als Versuch zur Aufwandentschädigung verstanden werden können, während non-monetäre Incentives ‚nur‘ den Charakter eines Geschenkes aufweisen (vgl. Martinez-Ebers, 1997). Non-monetäre Anreize können allen-

---

<sup>84</sup> Gleiches gilt für materielle Anreize, die zur Umstimmung von Verweigern zu einem späteren Zeitpunkt im Untersuchungsverlauf eingesetzt werden (refusal conversion: vgl. Groves, Singer, Corning & Bowers, 1999; Singer, Groves et al., 1999).

<sup>85</sup> Yu und Cooper (1983: 40) haben in einer anderen Metaanalyse unter Vergleich von 55 Rücklaufquoten eine durchschnittliche Steigerung von 15.6% für beim Erstkontakt überreichte finanzielle Anreize errechnet. 92% der in dieser Metaanalyse einbezogenen (prepaid und promised) monetären Incentives bewegten sich im Bereich von \$ 0.10 bis \$ 5.00 (eigene Berechnungen aufgrund von Angaben in Yu & Cooper, 1983: 40, Tab. 3). Die von den Autoren analysierten Studien wurden im Zeitraum von 1967 bis 1981 publiziert. Bei beinahe 80% handelte es sich um postalische Befragungen.

<sup>86</sup> Die Metaanalyse von Singer et al. (1998; 1999) belegt auch die Überlegenheit von prepaid gegenüber promised Incentives für telefonische und mündliche Befragungen. Sie umfasst 39 amerikanische und kanadische Untersuchungen, die bis Ende der Neunzigerjahre des letzten Jahrhunderts durchgeführt wurden. 69% davon waren mündliche Befragungen, der Rest fand über Telefon statt.



falls bei einer homogenen Stichprobe von Vorteil sein, wenn sie für die Probanden erwiesenermaßen von besonderem subjektivem oder materiellem Wert sind. In heterogenen Stichproben besteht jedoch immer die Gefahr, dass sie aufgrund ihrer Beschaffenheit für viele Probanden nicht sehr attraktiv oder brauchbar sind<sup>87</sup>.

Im deutschsprachigen Raum wurden im akademischen Bereich bisher vor allem Untersuchungen zur Wirkung von kleineren Geschenken in Form von Briefmarken (im Wert von DM 4 bzw. vier Standardbriefen: Harkness, Mohler, Schneid & Christoph, 1998; Porst, 1999) oder von Telefonkarten (in der Höhe von DM 6 bzw. CHF 10: Arzheimer & Klein, 1998; Diekmann & Jann, 2001) durchgeführt. Die dem Erstkontakt beigelegten geldnahen Sachgeschenke bewirkten dabei eine Steigerung der Ausschöpfungsquote von 5 bis 12,3 Prozentpunkten. Experimente mit prepaid monetären Incentives sind jüngerer Datums. Durch die mit dem Erstversand gegebenen Geldscheine im Wert von Euro 5 bzw. CHF 10 stieg der Rücklauf um ca. 24% (Becker, Imhof & Mehlkop, 2007; Mehlkop & Becker, 2007). Ein Vergleich von prepaid und promised Incentives (in der Form von Telefonkarten bzw. Geldscheinen im Wert von CHF 10) durch Diekmann und Jann (2001) sowie Becker, Imhof und Mehlkop (2007) ergab zudem klare Vorteile für die Prepaid-Variante. Die Ergebnisse deuten insgesamt darauf hin, dass im deutschen Sprachraum grundsätzlich von vergleichbaren Effekten und Wirkmechanismen wie im amerikanischen Bereich ausgegangen werden kann, dass nämlich bereits materielle Anreize von geringem bis moderatem Wert mit mehr symbolischer als ökonomischer Bedeutung zu einer nicht zu vernachlässigenden Rücklaufsteigerung führen, wenn sie gleich zu Beginn der Untersuchung gegeben werden.

Dieser Befund bedeutet allerdings nicht, dass der finanzielle Wert eines Incentives ganz ohne Belang für die Teilnahme an einer Untersuchung ist. Verschiedene (vor allem amerikanische) Studien legen es im Gegenteil nahe, dass ökonomische Überlegungen bei den Probanden ebenfalls eine Rolle spielen.

---

<sup>87</sup> Dies dürfte grundsätzlich auch für geldnahe Incentives wie z.B. Briefmarken und Telefonkarten zutreffen.

### 3.2 Möglichkeiten der Rücklaufsteigerung und Grenzen der Wirksamkeit in Abhängigkeit vom finanziellen Wert eines Incentives

In der angelsächsischen Forschungsliteratur besteht heute allgemein der Konsens, dass die Rücklaufquote in einer Untersuchung mit zunehmender Höhe eines Incentives steigt (Church, 1993; Dodd, 1998; Singer, van Hoewyk et al., 1999)<sup>88</sup>. Obwohl in der Regel bereits relativ kleine prepaid Incentives eine deutliche Verbesserung der Teilnahmebereitschaft gegenüber einer Nullvariante bewirken, lässt sich demzufolge durch eine Erhöhung des materiellen Wertes in vielen Fällen der Rücklauf optimieren. Umstritten ist allerdings, ob der Zuwachs in linearer Abhängigkeit vom finanziellen Wert erfolgt oder in abnehmender Rate ansteigt und nach einer gewissen Höhe zum Stillstand kommt (model of diminishing returns). Während ein strikt lineares Modell als Hinweis für rationale Nutzenmaximierungsabsichten auf Seiten der Probanden gedeutet werden kann, dürfte das Grenzwertmodell eher den Versuch der Untersuchungsteilnehmer abbilden, ihren subjektiven Nutzen ins Gleichgewicht mit den Anforderungen bzw. persönlichen Kosten der Studie zu bringen. Beide Modelle schliessen nicht aus, dass für einen beträchtlichen Teil der Probanden unabhängig vom ökonomischen Wert primär die mit dem Geschenk zum Ausdruck gebrachte Wertschätzung als Motiv für die Teilnahme an der Studie handlungsleitend war.

In der Literatur finden sich für beide Modelle empirische Belege. Yu und Cooper (1983) sowie Singer et al. (1998; 1999) stützen mit ihren grossen Metaanalysen von postalischen, telefonischen und mündlichen Befragungen die erste Position. Sie ermittelten einen linearen Zuwachs der Rücklaufquote bis hin zum (damaligen) Kaufwert von \$ 50 bzw. \$ 100.<sup>89</sup> Church (1993) hat in seiner Metaanalyse ebenfalls einen linearen Anstieg in Abhängigkeit vom Wert des Incentives errechnet. In seine Berechnungen sind jedoch nur kleine bis moderate Geldbeträge eingeflossen (bis zum Kaufwert von \$ 9.29).<sup>90</sup> Ein monotoner Zuwachs konnte auch in der Studie von Trussel und Lavrakas (2004) festgestellt

---

<sup>88</sup> Für unseren kulturellen Kontext fehlen bis anhin systematische Studien zur Wirkung von Incentives mit unterschiedlichem materiellem Wert.

<sup>89</sup> Der Zusammenhang zwischen der Höhe der (prepaid und promised) monetären Incentives und den gewichteten Rücklaufquoten beträgt in der Studie von Yu und Cooper (1983: 39-40) 0.61. Singer et al. (1998; 1999) errechneten in ihrer Metaanalyse eine durchschnittliche Rücklaufsteigerung von 0.33% für jeden zusätzlichen Dollar an Incentive. Die Berechnungen von Singer et al. sind standardisiert auf den Kaufwert von 1983. Zu den Analysen von Yu und Cooper liegen keine entsprechenden Angaben vor. In beiden Metaanalysen ist der Anteil an Studien mit kleinen oder moderaten Incentives wesentlich grösser als der von Untersuchungen, die grosse Geldbeträge verwendeten.

<sup>90</sup> Der Betrag ist standardisiert auf den Kaufwert von 1989. Die Korrelation zwischen der Höhe der prepaid monetären Incentives und den gewichteten Rücklaufquoten bzw. Effektstärken beträgt in dieser Metaanalyse 0.45.

werden. In ihr wurden kleinere prepaid Incentives in der Höhe von 1 bis 10 Dollar in inkrementellen Schritten von einem Dollar eingesetzt.

Die These eines nicht-linearen Anstiegs mit abnehmender Wirksamkeit wird demgegenüber u.a. durch die Untersuchungen von Armstrong (1975), Fox et al. (1988), James und Bolstein (1992), Warriner et al. (1996) und Martin et al. (2001) getragen. In den drei letztgenannten Studien ergaben sich auch deutliche Hinweise auf die Existenz von Grenznutzen-Schwellen im oberen Bereich. Bei Warriner (1996) lag diese Schwelle bereits bei \$ 5, während sie in den anderen beiden Untersuchungen erst mit \$ 20 erreicht war. Eine Erhöhung des finanziellen Anreizes von \$ 20 auf \$ 40 bewirkte in der Untersuchung von James und Bolstein (1992) sogar eine signifikante Abnahme der Teilnahmebereitschaft auf das Niveau von prepaid Incentives mit geringem bis moderatem Wert. Die Autoren erklären sich diesen Grenz- bzw. Umkehreffekt durch den Umstand, dass der Betrag von vielen Probanden als zu hoch und unangemessen eingestuft wurde und entsprechend Ablehnung provozierte (James & Bolstein, 1992; Martin et al., 2001).

Neben einem oberen Grenzwert existiert bei der Vergabe von materiellen Anreizen offenbar auch eine untere Grenze der Wirksamkeit. Sehr kleine bzw. subjektiv bedeutungslose Incentives können in Verbindung mit einer für die Probanden aufwändigen Untersuchung lächerlich oder befremdlich erscheinen und ihr Ziel verfehlen (Denton, Tsai & Chevrette, 1988; Brennan, Hoek & Astridge, 1991, zitiert in Klein & Porst, 2000: 26).

Nederhof (1983) sowie James und Bolstein (1990) konnten diesen Umstand für sehr kleine prepaid Incentives belegen, die im Rahmen von Untersuchungen mit intensivem Mahnverfahren eingesetzt wurden. In ihren experimentellen Feldstudien nahm die rücklaufsteigernde Wirkung der materiellen Anreize mit jedem zusätzlichen Mahnschreiben ab und verlor sich bis zum Ende der Untersuchung gänzlich. Nach dem Erstanschreiben war gegenüber der Nullvariante noch ein Vorteil zu verzeichnen gewesen<sup>91</sup>.

Shettle und Mooney (1999) konnten unter Einsatz eines Incentives von \$ 5 in einer Untersuchung mit einem anspruchsvollen Instrumentarium denselben Effekt einer nachlassenden Wirksamkeit aufzeigen. Nach dem zweiten Mailing besaß das Incentive keine Vorteile gegenüber der Nullvariante mehr. Der nach dem ersten Anschreiben erzielte Vorsprung löste sich in dieser nur aus einem Erinnerungsschreiben bestehenden Untersuchung indessen nur teilweise auf.

---

<sup>91</sup> In der Studie von Nederhof (1983) wurden Kugelschreiber im Wert von \$ 0.35 mit dem Erstanschreiben verschickt. James und Bolstein (1990) verwendeten prepaid monetäre Anreize im Betrag von \$ 0.25 und \$ 0.50.

Sehr kleine Sachgeschenke und Geldbeträge bzw. moderate Geldbeträge, die im Rahmen einer aufwändigen Untersuchung vergeben werden, dürften sich nach diesen Ergebnissen in Verbindung mit mehreren Mahnaktionen nicht als effektiv erweisen. Sie können bei den Probanden unter Umständen den Eindruck eines ungebührlichen Insistierens angesichts einer Gratifikation erwecken, die dem geforderten Aufwand nicht oder nur in unzureichender Weise entspricht. Eine Berechtigung für ihren Einsatz ergibt sich allenfalls im Rahmen eines reduzierten Verfahrens mit nur einem Mailing. In einem mehrstufigen Mahnverfahren dürfte jedoch nur ein dem Aufwand der Probanden einigermaßen angemessenes Geschenk eine Zunahme des Rücklaufs und einen zusätzlichen Ertrag zur Wirkung der Erinnerungsschreiben gewährleisten. Die Wirkung eines kombinierten Vorgehens mit mehreren Mahnschreiben und materiellen Anreizen scheint damit zumindest zu einem gewissen Grad von der Höhe des Incentives abhängig.

Diese Annahme wird durch eine zweite, in diesem Beitrag bereits weiter oben zitierte Studie von James und Bolstein (1992) gestützt, in der sich ein prepaid Incentive von \$ 20 in Kombination mit mehreren Erinnerungsschreiben gegenüber kleinen Beträgen deutlich im Vorteil befand. Zwanzig Dollar erwiesen sich im Hinblick auf die Ausschöpfungsquote als optimal für das gewählte Untersuchungsdesign mit insgesamt vier Kontaktaufnahmen. Im Rahmen eines reduzierten Verfahrens mit nur einem Mailing aber sonst übereinstimmenden Bedingungen hätte aber bereits ein wesentlich billigeres Vorgehen mit \$ 5 einen vergleichbaren Ertrag erbracht. Die \$ 5-Variante wies ausserdem unter dem Gesichtspunkt des effizienten Einsatzes von begrenzten Forschungsmitteln deutliche Vorteile auf. Die durch die Verwendung von \$ 20 erzielte Rücklaufsteigerung von acht Prozent gegenüber der kostengünstigeren Variante musste nach vier Anschreiben durch ein Vielfaches an finanziellen Mitteln erkaufte werden.

Es empfiehlt sich beim Einsatz materieller Anreize deshalb nicht nur vor dem Hintergrund von Überlegungen zur optimalen Wirksamkeit, einen Testlauf zu organisieren, sondern auch im Hinblick auf die Ermittlung eines in Verbindung mit den übrigen Untersuchungsbedingungen möglichst effizienten und kostengünstigen Verfahrens.

Incentives sollten grundsätzlich nicht losgelöst vom übrigen Kontext einer Untersuchung, sondern wenn immer möglich unter Berücksichtigung aller situativen Merkmale bzw. Kosten- und Nutzenaspekte einer Studie Verwendung finden (Groves et al., 1992; Warriner et al., 1996).

Es kann in der Regel aber davon ausgegangen werden, dass mit Incentives von kleinem bis moderatem materiellem Wert keine Erhöhung der Feldkosten in postalischen und mündlichen Befragungen verbunden ist. Die finanziellen Investitionen zahlen sich meist durch eine zeitliche Verkürzung der Feldphase sowie durch geringere Personal- und Sachkosten

aus, da weniger Kontaktaufnahmen mit den Probanden notwendig sind (Groves et al., 2004; Simmons & Wilmot, 2004: 7f; Becker et al., 2007).

### **3.3 Incentives und Datenqualität**

Es stellt sich die wichtige Anschlussfrage, ob mit dem Gebrauch von Incentives allenfalls Einbussen in der Datenqualität verbunden sind. Wenn dies der Fall wäre, dann würde man sich ihren rücklaufsteigernden Effekt mit qualitativ mangelhaften Daten teuer erkaufen. Beeinträchtigungen in der Datenqualität sind einerseits durch ungünstige Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Stichprobe und andererseits durch eine unerwünschte Beeinflussung des Antwortverhaltens der Befragten denkbar.

#### **3.3.1 Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Stichprobe**

Zur Wechselwirkung von Personmerkmalen und materiellen Anreizen besteht zurzeit noch einiger Bedarf an weiterführender Forschung (vgl. Singer et al., 2000: 187)<sup>92</sup>. Die verfügbaren Ergebnisse erlauben dennoch die einigermaßen zuverlässige Aussage, dass materielle Anreize nicht zu einer Erhöhung des Nonresponsebias führen, indem sie die in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen in der Regel bereits übervertretenen oberen Bildungs- und Einkommenssegmente in verstärktem Masse ansprechen (Furse & Stewart, 1982; Berry & Kanouse, 1987; James & Bolstein, 1990; Warriner et al., 1996; Arzheimer & Klein, 1998; Shettle & Mooney, 1999)<sup>93</sup>. Einige Studien vermögen sogar positive Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Stichprobe nachzuweisen. So berichten zum Beispiel Nederhof (1983), Singer et al. (1998; 1999; 2000), James (1996, zitiert in Dodd, 1998: 24) und Martin et al. (2001) von Untersuchungen, in denen es mit Hilfe von Incentives gelang, die Teilnahmebereitschaft von schlechter gebildeten und einkommensschwachen Personen zu erhöhen. In einer Studie von Martinez-Ebers (1997) liess sich durch die Vergabe eines

---

<sup>92</sup> Abschliessende Antworten werden erst möglich sein, wenn genügend im Detail dokumentierte und unter kontrollierten Bedingungen durchgeführte Studien für Analysen zugänglich sind (vgl. die Bemerkungen von Yu & Cooper, 1983; Yammarino et al., 1991; Church, 1993: 74; Groves et al., 1999; Singer et al., 2000).

Wenn in der Forschungsliteratur widersprüchliche Ergebnisse berichtet werden, dann ist dies zumindest zum Teil auch auf die ungenügende Datenlage zurückführen, die eine Analyse von spezifischen Interaktionseffekten bei gleichzeitiger Kontrolle anderer relevanter Untersuchungsbedingungen nicht oder nur bedingt erlauben.

<sup>93</sup> Ein gegenteiliger Befund wird von Reuband (1999) berichtet. In seiner bundesdeutschen Stichprobe führte der Einsatz von Telefonkarten als Incentive zu einer grösseren Beteiligung von bildungsnahen und einkommensstarken Personen. Die Telefonkarte wurde allerdings erst im Rahmen der dritten Mahnung verschickt (refusal conversion). Es wurden zudem Telefonkarten verwendet, die durch ihre Bildmotive (Kunst aus verschiedenen Epochen) besonders die besser Gebildeten angesprochen haben dürften (Reuband, 1999: 66).

prepaid Incentives im Wert von \$ 5 zudem die Beteiligung von in amerikanischen Untersuchungen häufig schlecht vertretenen Probanden lateinamerikanischen Ursprungs steigern. Die Autorin erklärt sich diesen positiven Effekt durch die bei Personen lateinamerikanischer Herkunft im Vergleich zum Rest der US-amerikanischen Bevölkerung grössere kulturelle Bedeutung der Norm reziproken Handelns, die mit dem Incentive offenbar aktiviert wurde (vgl. Martinez-Ebers, 1997: 83).

Bei Untersuchungsteilnehmern aus der ökonomischen und bildungsmässigen Unterschicht wird im Gegensatz zu dieser Interpretation oft ein geringerer Grad der Verpflichtung zur Reziprozität und eine grössere Empfänglichkeit für die ökonomische Seite von Incentives angenommen (vgl. Gelb, 1975: 109; Warriner et al., 1996: 557-558). In jenen Fällen, wo sich materielle Anreize positiv auf die Teilnahmebereitschaft dieser Bevölkerungssegmente auswirkten, waren auch tatsächlich häufig grössere Geldbeträge im Spiel bzw. schien trotz der persönlichen Kosten, die mit der Teilnahme verbunden waren, durch das Incentive ein zusätzlicher materieller Nutzen gegeben (James 1996, zitiert in Dodd, 1998: 24; Singer et al., 2000: 185; Martin et al., 2001). Eine vollständige Korrektur des Nonresponsebias ist durch die Vergabe von Incentives freilich nicht zu erwarten. Materielle Anreize können aber je nach kulturellem Hintergrund unterschiedliche teilnahmerelevante Wertsysteme aktivieren (Muir & Weinstein, 1962: 538; Shettle & Mooney, 1999) und bei differenzieller Anwendung möglicherweise ein Mittel zur Reduktion systematischer Ausfälle darstellen.

### **3.3.2 Auswirkungen auf das Antwortverhalten der Probanden**

Nach den bisher vorliegenden Forschungsergebnissen sind durch materielle Anreize nicht gravierende Einbussen in der Antwortqualität zu erwarten.

Incentives haben keine Abstriche in der Sorgfalt und Vollständigkeit, mit der Fragebögen ausgefüllt werden, zur Folge (Furse et al., 1981; Shettle & Mooney, 1999; Davern, Rockwood, Sherrod & Stephen, 2003), weil sie wie früher befürchtet, die intrinsische Motivation zu Gunsten eines extrinsischen Verstärkers unterminieren (vgl. Hansen, 1980: 78-82). Sie können im Gegenteil zuweilen sogar eine grössere Anstrengungsbereitschaft bei der Bearbeitung der Befragungsinstrumente bewirken (James & Bolstein, 1990; Willimack, Schuman, Pennell & Lepkowski, 1995; Singer, van Hoewyk et al., 1999; Singer et al., 2000). In vielen sozialwissenschaftlichen Studien dürfte das intrinsische Interesse der Befragten zu Beginn der Untersuchung ohnehin eher gering sein (Singer et al., 1998: 154) und den Probanden durch ein angemessenes Incentive der Wert ihrer Teilnahme und die Bedeutung

der Studie erst richtig bewusst werden (vgl. Berry & Kanouse, 1987: 104-105; Shettle & Mooney, 1999: 232)<sup>94</sup>.

Es scheinen deshalb vielmehr Bedenken angebracht, dass vor dem Hintergrund einer erhöhten persönlichen Verpflichtung durch Incentives das Antwortverhalten in Richtung sozialer Erwünschtheit beeinflusst werden könnte. Auch diese Bedenken sowie die Befürchtung, Incentives würden sich nachteilig auf die Teilnahmebereitschaft in nachfolgenden Untersuchungen auswirken, weil sie in der Bevölkerung die Erwartung nach regelmässiger extrinsischer Verstärkung in Form von Geld oder Sachgeschenken entstehen lassen, können nach Durchsicht der empirischen Literatur zumindest vorläufig entschärft werden: Materielle Anreize können zwar dazu führen, dass die Befragten eher in die vom Auftraggeber gewünschte Richtung antworten (Sponsorship-Effekt: James & Bolstein, 1990) oder generell etwas positiver auf die Untersuchungsfragen antworten (Singer et al., 1998, 2000). Zuweilen wird durch sie auch die Erwartung nach Entschädigung in späteren Untersuchungen leicht angehoben (Singer, 1998; Singer et al., 1998). Verzerrungen in Richtung sozialer Erwünschtheit (James & Bolstein, 1990; Willimack et al., 1995; Martinez-Ebers, 1997; Singer et al., 1998; Shettle & Mooney, 1999; Singer et al., 2000; Becker et al., 2007) oder eine Reduktion der Teilnahmebereitschaft in späteren Untersuchungen bzw. späteren Wellen einer Panelstudie (Arzheimer & Klein, 1998; Singer, 1998; Singer et al., 1998; Singer, Groves et al., 1999), die keine Vergabe von Incentives vorsahen, wurden bisher jedoch nicht oder nur in vernachlässigbarer Weise festgestellt.

#### **4. Empfehlungen für die Forschungspraxis**

Aus den dargestellten Befunden lassen sich einige allgemeine Empfehlungen für die Forschungspraxis ableiten<sup>95</sup>. Es gilt dabei zu unterscheiden zwischen Massnahmen, die sich in der Bundesrepublik und im näheren deutschsprachigen Umfeld in Untersuchungen bewährt haben und solchen, für die zwar genügend Beweiskraft aus dem angelsächsischen Raum vorliegt, die empirische Bewährungsprobe in unseren Breitengraden aber noch weitgehend aussteht.

Materielle Anreize können in postalischen, aber auch in mündlichen und telefonischen Befragungen ohne grosse Bedenken eingesetzt werden. Sie stellen eine bewährte Methode zur

---

<sup>94</sup> Incentives dürften bei vielen Probanden das Interesse an einer Untersuchung erst richtig wecken und so eine vorzeitige Entscheidung zu deren Ungunsten verhindern. Andere Vorteile (subjektive Nutzenaspekte) der Studie werden dann vor dem Hintergrund der gesteigerten Aufmerksamkeit unter Umständen ebenfalls wahrgenommen und entscheidungsrelevant.

<sup>95</sup> Sehr gute, praxisorientierte Hinweise zum Einsatz von Incentives in postalischen Befragungen finden sich auch bei Stadtmüller und Porst (2005).

Rücklaufsteigerung dar. Eine wichtige Voraussetzung ist allerdings, dass sie gleich beim Erstkontakt, ohne an Bedingungen geknüpft zu sein, gegeben werden.

In den meisten Fällen genügen bereits eher symbolisch als finanziell bedeutsame Sachgeschenke oder Geldbeträge (im Sinne einer kleinen Anerkennung, eines kleinen Dankeschöns), um eine deutliche Steigerung der Ausschöpfungsquote zu erreichen. Es ist jedoch darauf zu achten, dass ein Incentive angesichts des von den Befragten verlangten Aufwands nicht als allzu gering und ‚lächerlich‘ wahrgenommen wird.

Im deutschen Sprachraum wurden im Rahmen von wissenschaftlichen Befragungen bisher mit Erfolg kleine (oft geldnahe) Sachgeschenke im Sinne von prepaid Incentives eingesetzt. Mit unkonkonditional beim Erstkontakt gegebenen Geldbeträgen wurden erst in jüngster Zeit Erfahrungen gesammelt. Die Ergebnisse deuten dabei in die gleiche Richtung wie viele amerikanische und kanadische Studien, die zeigen, dass sich mit Geldbeträgen im Vergleich zu Sachgeschenken und geldnahen Incentives meist eine grössere rücklaufsteigernde Wirkung erzielen lässt.

Mit dem ökonomischen Wert eines monetären Anreizes steigt in der Regel auch der Rücklauf in einer Untersuchung. Diese Tatsache ist für den angelsächsischen Raum wiederum gut belegt, im deutschen Sprachraum hingegen noch wenig untersucht.

Wie der Zusammenhang zwischen der Höhe eines Incentives und der Teilnahmebereitschaft genau aussieht und welche Rolle im Rahmen dieser Wechselwirkung andere Elemente des Untersuchungsdesigns spielen, ist jedoch noch nicht restlos geklärt. Es liegt aber nahe, in jeder Untersuchung von einer vom Aufwand für die Befragten abhängigen oberen Grenze der Wirksamkeit monetärer Incentives auszugehen.

Die Suche nach der optimalen Höhe eines Incentives erfordert im Prinzip für jede einzelne Studie einen Testlauf. Dabei sind im Hinblick auf eine effiziente Nutzung der vorhandenen Forschungsmittel auch Überlegungen zur Wirtschaftlichkeit anzustellen. Das wirksamste Incentive ist nicht immer gleichzeitig auch das effizienteste.

Die Qualität der Daten und die Teilnahmebereitschaft in späteren Untersuchungen scheinen nach dem gegenwärtigen Stand des Wissens durch die Verwendung von materiellen Anreizen nicht gefährdet. Der differenzielle Einsatz von Incentives bei unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen kann unter Umständen sogar zu einer leichten Reduktion des Nonresponsebias beitragen. Die Belege für diesen letzten Sachverhalt sind jedoch noch spärlich und zum Teil widersprüchlich, so dass weitere Forschungsergebnisse abzuwarten sind.







## Anhang 2

### Möglichkeiten zur Optimierung der Rücklaufquote in postalischen Befragungen

#### Bericht über die Vorstudie zum Forschungsprojekt LifE<sup>96</sup>

*Im Beitrag wird aufgezeigt, wie mit postalischen Befragungen vergleichbare Rücklaufquoten wie mit anderen Befragungsmethoden erreicht werden können. Es werden verschiedene Massnahmen zur Steigerung der Teilnahmebereitschaft diskutiert und anhand der Ergebnisse einer Vorstudie Möglichkeiten zu deren Optimierung vorgestellt. Als Beispiel dienen die LifE-Studie und die zu ihrer Vorbereitung durchgeführte Voruntersuchung.*

*Die Diskussion von Massnahmen zur Rücklaufsteigerung erfolgt vor dem Hintergrund einer allgemeinen Theorie des Teilnahmeverhaltens.*

#### 1. Vor- und Nachteile von postalischen Befragungen

Die Methode der postalischen Befragung führt in der sozialwissenschaftlichen Forschung im Vergleich zur Face-to-Face- und zur telefonischen Befragung eher ein ‚Schattendasein‘ (Thoma & Zimmermann, 1996). Sie ist zwar als Verfahren seit jeher bekannt und wird auch oft eingesetzt. In der Praxis wird ihr Einsatz aber häufig als Kompromiss gesehen, der vorwiegend aufgrund des finanziell Machbaren eingegangen werden muss und weniger dem methodisch Wünschbaren entspricht (Blasius & Reuband, 1996). Face-to-Face- und telefonische Befragungen gelten bei kompetenter Durchführung gemeinhin als geeigneter, um die Befragten zur Teilnahme an der Untersuchung zu motivieren, ihnen Hilfestellungen bei Verständnisproblemen zu geben und um auf der Basis einer hohen Ausschöpfungsquote eine repräsentative Bevölkerungsstichprobe zu erreichen (Groves et al., 2004).

Die angeführten Bedenken erweisen sich angesichts des aktuellen Methodenwissens nur mehr teilweise als begründet (Blasius & Reuband, 1996). Die Forschung hat in den letzten Jahrzehnten verschiedene Möglichkeiten zur Steigerung der Teilnahmebereitschaft in postalischen Befragungen entwickelt und optimiert und dadurch ein beträchtliches Poten-

---

<sup>96</sup> Die Voruntersuchung wurde gemeinsam von Fred Berger, Urs Grob, Helmut Fend und Wolfgang Lauterbach geplant und durchgeführt. Die operative Leitung hatte Fred Berger. Er hat auch alle folgenden Analysen vorgenommen sowie den Text verfasst, der 2005 unter dem Namen der vier Studienleiter in der *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* erschienen ist (Berger et al., 2005).

zial zur Behebung früherer Defizite geschaffen (zusammenfassend Klein & Porst, 2000). Am effektivsten haben sich der Versand von Erinnerungsschreiben und die Vergabe materieller Anreize (sogenannte Incentives) erwiesen (z.B. Furse et al., 1981; Yu & Cooper, 1983; James & Bolstein, 1990; Yammarino et al., 1991; Church, 1993; Dodd, 1998; Porst et al., 1998). Durch den gezielten Einsatz mehrerer Erinnerungsschreiben können die sonst typischerweise zwischen 30 und 50% liegenden Ausschöpfungsquoten (Hopkins & Stanley, 1981, zitiert in Klein & Porst, 2000, S. 15) – je nach Anforderungsgehalt der Studie für die Befragten – beispielsweise auf ein Niveau von 60 bis 75% (und mehr) angehoben werden (Dillman, 1983; Hippler & Seidel, 1985; Thoma & Zimmermann, 1996; Dillman, 2000). Es liegen damit Beteiligungen im Bereich des Möglichen, die mit Face-to-Face-Befragungen vergleichbar sind (Porst, 1996; Reuband & Blasius, 1996) und in einzelnen Fällen in die Nähe von Telefonstudien kommen.

Die Vorteile von postalischen Befragungen kommen vor diesem Hintergrund vermehrt zum Tragen und machen das Verfahren als Alternative zu Face-to-Face- und Telefonbefragungen in vielen Fällen attraktiv. Ihre Vorzüge liegen vor allem in den (selbst bei der Vergabe von Incentives) gegenüber den anderen beiden Befragungsvarianten geringeren finanziellen Aufwendungen für die Untersuchungsdurchführung und in der Möglichkeit, auch geografisch weit verstreute oder über Telefon nur schlecht erreichbare Personen innerhalb eines vernünftigen Zeitraums kontaktieren zu können. Daneben dürfte auch die ‚Privatheit‘ der Erhebungssituation (neben dem Nachteil der fehlenden Kontrolle) gewisse Vorteile aufweisen. In verschiedenen Vergleichsstudien konnte ein Zusammenhang zwischen der für postalische Befragungen spezifischen Erhebungssituation und einer grösseren Bereitschaft zur Selbstoffenbarung und zur Beantwortung von persönlichen Fragen sowie einem geringeren Ausmass von Erwünschtheitseffekten bei abweichenden Verhaltensweisen und bei negativ bewerteten Eigenschaften nachgewiesen werden (Sudman & Bradburn, 1982; De Leeuw, 1992; Reuband & Blasius, 1996).<sup>97</sup>

---

<sup>97</sup> Ein abschliessendes Urteil lässt sich bezüglich dieser günstigen Auswirkungen auf die Datenqualität noch nicht fällen. Die Forschungsbefunde dazu sind erst relativ spärlich und in der Literatur nicht unumstritten (z.B. Reuband, 2002; Schnell, 2002).

## 2. Theorie des Teilnahmeverhaltens in Befragungen

Wenn in neueren Arbeiten versucht wird, die Wirkung von rücklaufsteigernden Massnahmen in Befragungen zu erklären, so geschieht dies häufig im Rahmen einer allgemeinen Theorie des Teilnahmeverhaltens, die entweder als Rational-Choice-Theorie formuliert ist oder sich als solche rekonstruieren lässt (Schnell, 1997). Der Entscheid für oder gegen die Teilnahme an einer Befragung wird in diesen allgemeinen Theorien als Folge einer Kosten-Nutzen-Abwägung des Individuums auf der Grundlage aller subjektiv bedeutsamen Anforderungen und Gratifikationen einer Untersuchung verstanden (Esser, 1986a; Goyder, 1987; Schnell, 1997). Eine Teilnahme ist demzufolge dann zu erwarten, wenn der individuelle Gewinn die durch die Beteiligung entstehenden Kosten übersteigt bzw. wenn der Austausch aus der Perspektive des Probanden als gerecht wahrgenommen wird.

Zu den Kosten der Teilnahme an einer Befragung werden vorwiegend die Belastungen gezählt, die sich aus dem Erhebungsvorgang ergeben (z.B. Zeitverlust, Offenbarung unvorteilhafter Informationen über die eigene Person) oder die aus Befürchtungen über die missbräuchliche Verwendung der Daten entstehen (Schnell, 1997). Von einem persönlichen Nutzen wird hingegen dann ausgegangen, wenn mit der Teilnahme z.B. eine Steigerung des Selbstwerts (weil man wichtig ist und an etwas Wichtigem teilnimmt), die Möglichkeit zur Befriedigung altruistischer Motive, Lernerfahrungen oder materielle Anreize verbunden sind.<sup>98</sup>

Dillman (1978) kommt der Verdienst zu, als erster eine explizite Kosten-Nutzen-Theorie des Teilnahmeverhaltens in postalischen Befragungen entworfen zu haben, nachdem lange Zeit ‚normative‘ Erklärungen vorherrschten (vgl. auch Schnell, 1997). In seiner auf den Arbeiten von Homans (1961), Blau (1964) sowie Thibaut und Kelley (1959) beruhenden sozialen Austauschtheorie misst er im Hinblick auf die Erzeugung von Teilnahmebereitschaft neben der Minimierung der Kosten und der Maximierung des Nutzens besonders dem Aufbau von Vertrauen bei den Befragten eine grosse Bedeutung bei. Da in postalischen Befragungen für die Probanden meist keine Möglichkeit besteht, die von den Untersuchern gemachten Versprechen (wie z.B. die Zustellung eines Ergebnisberichts, die nützliche Verwendung der Ergebnisse und die vertrauliche Behandlung der Daten) von vornherein sicherzustellen, stellt das Vertrauen in eine gerechte Austauschbeziehung eine unabdingbare Voraussetzung für eine Kooperation dar (Dillman, 1978, S. 12-16).

---

<sup>98</sup> Esser (1986b) gibt zu bedenken, dass bei Befragungen in vielen Fällen sowohl die Nutzen- wie auch die Kostenaspekte nur gering ausgeprägt sein dürften, so dass die Entscheidung zur Teilnahme auch aus einer Art Indifferenz heraus erfolgen kann. Wie in solchen Situationen üblich, spielen dann auch relativ periphere und zufällige Faktoren (z.B. die Stimmung) eine Rolle.

### 3. Rücklaufsteigernde Massnahmen im Rahmen der LifE-Studie

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Konzeption wurde in der LifE-Studie versucht, durch verschiedene untersuchungstechnische Massnahmen das Vertrauen der Befragten in die Untersuchung zu stärken und ihr persönliches Kosten-Nutzen-Verhältnis zu Gunsten der Teilnahme an der postalischen Befragung<sup>99</sup> zu beeinflussen.

#### 3.1 Monetäre Incentives

Mit der Vergabe von monetären Incentives sollte den Befragten ein Zeichen der Wertschätzung und des Vertrauens im Sinne Dillmans (1978) vermittelt aber auch ein konkreter materieller Nutzen für die Teilnahme an der Studie gegeben werden.

Materielle Anreize stellen in postalischen Befragungen eine bewährte Methode zur Rücklaufsteigerung dar, wenn sie gleich beim Erstkontakt und ohne an Bedingungen geknüpft zu sein eingesetzt werden (z.B. Chebat & Cohen, 1993; Church, 1993; Martinez-Ebers, 1997; Arzheimer & Klein, 1998; Dodd, 1998; Porst et al., 1998; Singer, Groves et al., 1999; Diekmann & Jann, 2001; McConaghy & Beerten, 2003; Simmons & Wilmot, 2004). In den meisten Fällen genügen bereits eher symbolisch als finanziell bedeutsame Sachgeschenke oder Geldbeträge, um eine deutliche Steigerung der Ausschöpfungsquote zu erreichen (z.B. Furse & Stewart, 1982; Yu & Cooper, 1983; James & Bolstein, 1990, 1992; Church, 1993; Warriner et al., 1996; Trussell & Lavrakas, 2004).

Im deutschen Sprachraum wurden bisher vor allem kleine Sachgeschenke eingesetzt. Sie haben sich gut bewährt (Arzheimer & Klein, 1998; Harkness et al., 1998; Porst, 1999; Diekmann & Jann, 2001). Geldbeträge dürften im Vergleich dazu jedoch ein breiteres ‚Publikum‘ ansprechen und bei heterogenen Stichproben einen grösseren Ertrag gewährleisten (z.B. Hansen, 1980; Church, 1993; Simmons & Wilmot, 2004). Im angelsächsischen Kontext hat sich zudem gezeigt, dass sich mit zunehmendem Wert eines monetären Anreizes der Rücklauf in einer Untersuchung steigern lässt (z.B. Church, 1993; Dodd, 1998; Singer, van Hoewyk et al., 1999). Incentives vermögen danach auch (oder gerade) wegen ihres materiellen Wertes die Kosten-Nutzen-Kalkulation der Probanden im Sinne einer Teilnahme zu beeinflussen. Grössere materielle Entschädigungen werden vor allem dann

---

<sup>99</sup> Im Zentrum der Studie standen Fragen der individuellen Lebensbewältigung im Erwachsenenalter. Die Erforschung dieser Thematik schien mittels einer vertraulichen, schriftlichen Befragung am besten gewährleistet, da auch sehr persönliche Bereiche und weniger erfreuliche Seiten des Lebenslaufs angesprochen werden sollten.

relevant, wenn in einer Untersuchung ein besonderer Aufwand verlangt wird oder wenn den Probanden auf andere Weise kein ausreichender persönlicher Nutzen entsteht.

### **3.2 Schriftliche und telefonische Erinnerung**

Mit einer schriftlichen und einer telefonischen Erinnerung sollten den Befragten die Wichtigkeit ihrer Teilnahme an der Studie verdeutlicht und mögliche Bedenken bezüglich der Seriosität der Untersuchung ausgeräumt werden. Die Forschungsgruppe versprach sich von einer telefonischen Kontaktaufnahme im Hinblick auf die Ausschöpfungsquote deutliche Vorteile gegenüber einer zweiten schriftlichen Erinnerung (vgl. auch Porst et al., 1998). Im persönlichen Gespräch können auftretende Fragen beantwortet und unschlüssige Personen möglicherweise umgestimmt werden. Darüber hinaus wirkt die Zusicherung der Vertraulichkeit im direkten Kontakt oft glaubwürdiger.

### **3.3 Weitere Massnahmen**

Neben diesen grossen Instrumenten der Rücklaufsteigerung sollten eine Reihe weiterer, kleinerer Massnahmen in gleicher Weise wirksam werden: So wurden alle Anschreiben in personalisierter Form und mit explizitem Verweis auf die Erhebungssituation und die individuelle Schulzugehörigkeit zur Zeit der Jugendstudie verfasst. Der Fragebogen und die beigelegte Informationsbroschüre wurden professionell gestaltet und auf hochwertigem Papier gedruckt. Frankierte Rückantwortkuverts wurden beigelegt und eine Telefonauskunft für Rückfragen eingerichtet. Der gesellschaftliche Nutzen der Studie und deren institutionelle Verankerung im universitären Bereich wurden betont.

## **4. Stichprobe und Design der LifE-Voruntersuchung**

Die für die Studie vorgesehenen Massnahmen zur Rücklaufsteigerung wurden im Jahr 2001 im Rahmen einer Vorstudie getestet. Ziel dieser Vorstudie war es zu prüfen, ob das für die Hauptuntersuchung geplante Vorgehen in seiner Gesamtheit zu den gewünschten Beteiligungsbereitschaften und Datenqualitäten führt. Potenzielle Schwachstellen sollten sowohl auf der Ebene des untersuchungstechnischen Vorgehens als auch auf der Ebene des Fragebogens und der Begleitmaterialien identifiziert und ausgeräumt werden. Eine experimentelle Prüfung jedes einzelnen Bestandteils der Untersuchung lag aufgrund der verfügbaren Stichprobe nicht im Bereich des Möglichen. Einzig die Wirkung von monetären Incentives konnte unter kontrollierten (quasi-experimentellen) Bedingungen untersucht werden.

Für die Voruntersuchung wurde auf Personen zurückgegriffen, die in den Jahren 1979 bis 1983 im Rahmen der Konstanzer Jugendlängsschnittstudie befragt wurden, aber nicht Teil der eigentlichen Hauptstudie waren (siehe Fend, 1990). Es handelt sich um Jugendliche, die damals zur Überprüfung von Testwiederholungs- und Kohorteneffekten parallel zur Hauptstichprobe untersucht wurden. Bezüglich ihrer Lebenssituation sowie ihrem familiären und schulischen Hintergrund sind sie weitgehend mit den Probanden der Hauptuntersuchung vergleichbar, die später die Basis der Life-Studie im Jahr 2002 bildeten.

Der Zugang zur Stichprobe war erst nach einer aufwändigen Adressrecherche möglich, da fast zwanzig Jahre nach der letzten Datenerhebung der grösste Teil der früheren Adressen veraltet war und die geografische Mobilität vieler Probanden in den vergangenen Jahren (wie für diesen Lebensabschnitt typisch) sehr hoch war.

Die Suche nach dem aktuellen Aufenthaltsort der Probanden erfolgte in einer ersten Phase auf der Basis öffentlicher Telefon- und Adressverzeichnisse. 26% der gesuchten ehemaligen Jugendlichen konnten so direkt wieder gefunden werden. Frauen waren deutlich untervertreten. Sie waren aufgrund des im Zusammenhang mit einer Heirat häufig vollzogenen Namenswechsels schwieriger auffindbar.

Im Rahmen der Recherche gelang es, zusätzlich zu den direkten Adressen der Probanden, von 40% der weit weniger mobilen Eltern eine Adresse zu ermitteln. In einer zweiten Phase der Adresssuche wurden deshalb folgerichtig die aufgefundenen Eltern kontaktiert und um Auskunft über den aktuellen Aufenthaltsort ihrer Kinder gebeten. In dieser Phase der Recherche kamen mit Ausnahme der Vergabe von Incentives die gleichen, oben beschriebenen Massnahmen zur Rücklaufsteigerung zum Einsatz wie bei der späteren Kontaktaufnahme mit den Probanden.

Am Ende des zweistufigen Suchverfahrens lagen 322 gültige Adressen von ehemaligen Jugendlichen vor, bei einer Quote von 11.3% falsch recherchierter Adressen. Der Anteil an Frauen betrug 39.1%. Neben dem Geschlecht waren auch bezüglich der Staatsangehörigkeit und dem Wohnort sowie der schulischen Leistungsfähigkeit im Jugendalter Verzerrungen feststellbar (Noncoverage-Bias). Personen, die zur Zeit der Jugendstudie in städtischen Gebieten wohnten, keine Deutsche Staatsbürgerschaft innehatten sowie eher schlechte Noten in Deutsch und Mathematik aufwiesen, konnten mittels der angewandten Recherchemethoden weniger häufig aufgefunden werden.

Für die Kontaktaufnahme mit den Probanden (die eigentliche Voruntersuchung) wurde die Stichprobe mittels einer geschichteten, systematischen Zufallsauswahl in drei parallelisierte Gruppen aufgeteilt (vgl. Zimmermann, 1972). Kriterien für die Gleichverteilung auf Gruppenebene waren das Geschlecht, die Nationalität und die Schulformzugehörigkeit.



Die drei Gruppen wurden ausser in Bezug auf die Höhe des monetären Anreizes nach demselben Muster befragt: 16 Tage nach Versand des Fragebogens wurde ein Erinnerungsschreiben verschickt. Nach weiteren 8 Tagen begann die telefonische Nachfass-Aktion mit wenn notwendig bis zu sechs telefonischen Kontaktversuchen an verschiedenen Wochentagen.

Der ersten Teilstichprobe wurde beim Versand des Fragebogens ein monetärer Anreiz von DM 10 und der zweiten Teilstichprobe ein Incentive von DM 20 beigelegt. Der dritten Gruppe wurde für die Rücksendung des Fragebogens eine Bezahlung von DM 50 in Aussicht gestellt. Die Variation im Bereich der Incentives hatte zum Ziel, die in Verbindung mit den übrigen Untersuchungsbedingungen optimale Höhe eines monetären Anreizes für die Hauptstudie zu ermitteln. Auf eine Kontrollgruppe wurde bewusst zu Gunsten der Bezahlungsvariante (DM 50) verzichtet. Die positive Wirkung von Incentives schien der Forschungsgruppe durch eine Vielzahl an kontrollierten Studien hinreichend bestätigt (Kapitel 3.1), während ihr die Frage, ob durch die Bezahlung eines grösseren Geldbetrags allenfalls eine Reduzierung systematischer Ausfälle von Personen der ökonomischen und bildungsmässigen Unterschicht möglich ist, noch unzureichend geklärt schien (vgl. auch Martinez-Ebers, 1997; Singer, 1998; Martin et al., 2001). Die DM 50 Variante wurde in diesem Sinne nur im Hinblick auf eine differenzielle Anwendung in der Hauptstudie geprüft. Eine breit gestreute Anwendung in der Gesamtstichprobe war nicht vorgesehen.

## **5. Ergebnisse der Voruntersuchung**

Die Voruntersuchung führte insgesamt zu einem Rücklauf von 224 ausgefüllten Fragebogen. Dies entspricht einer Ausschöpfungsquote (um stichprobenneutrale Ausfälle bereinigter Rücklauf) von 69.6%.

Tabelle 15 zeigt die Auswirkungen verschiedener Person- und Designmerkmale auf die Teilnahmebereitschaft. Es handelt sich um eine Discrete-Time-Analyse mittels logistischer Regression (Allison, 1982).

Aus der Tabelle lässt sich entnehmen, dass die Bereitschaft zur Teilnahme an der Untersuchung bei Frauen grösser war als bei Männern. Die geringere Auffindbarkeit von Frauen im Rahmen der Adressrecherche wurde in der Untersuchung damit etwas kompensiert. Vergleichbare Kompensationseffekte waren bei Probanden nicht-deutscher Staatsangehörigkeit und bei Personen mit schlechter oder mittelmässiger schulischer Leistungsfähigkeit im Jugendalter hingegen nicht feststellbar. Es entstand im Gegenteil zusätzlich zum bereits berichteten Noncoverage-Bias ein Nonresponse-Bias in der Befragung.

Kein Unterschied bei der Teilnahmebereitschaft ergab sich bezüglich des Wohnorts im Jugendalter. In städtischen Verhältnissen aufgewachsene Probanden nahmen mit gleicher Häufigkeit an der Studie teil, wie Personen, die in ländlichen Verhältnissen aufgewachsen waren.

Tabelle 15: Auswirkungen verschiedener Person- und Designmerkmale auf die Teilnahmebereitschaft in der LiFE-Voruntersuchung. Discrete-Time-Analyse mittels logistischer Regression (Abhängige Variable: Teilnahme ja/nein).

		<b>b</b>	<b>s.e.</b>	<b>Wald</b>	<b>df</b>	<b>sig.</b>	<b>exp(B)</b>
<b>Geschlecht</b>	Frauen	.329	.144	5.218	1	.022	1.389
<b>Nationalität</b>	Nicht Deutsch	-.588	.277	4.513	1	.034	.555
<b>Region</b>	Stadt	-.095	.152	.390	1	.532	.910
<b>Schulleistung</b>	Mittelmässig o. schlecht	-.516	.178	8.385	1	.004	.597
	DM 10			2.948	2	.229	
<b>Incentive</b>	DM 20	-.108	.172	.396	1	.529	.897
	DM 50	-.300	.177	2.878	1	.090	.741
<b>Kontakte</b>	Erstanschriften			11.001	2	.004	
(zeitabhängige Kovariate)	Erinnerungsschreiben	.238	.374	.404	1	.525	1.268
	Telefonische Erinnerung	.996	.440	5.118	1	.024	2.707
	Tag 1 bis 7			21.930	6	.001	
	Tag 8 bis 14	-.041	.207	.039	1	.844	.960
	Tag 15 bis 21	-.250	.321	.607	1	.436	.779
<b>Zeit</b>	Tag 22 bis 28	.203	.439	.214	1	.643	1.226
	Tag 29 bis 35	-.423	.479	.780	1	.377	.655
	Tag 36 bis 42	-1.121	.560	4.007	1	.045	.326
	Tag 43 bis 49	-1.549	.646	5.754	1	.016	.212
<b>Konstante</b>		-3.076	.232	175.164	1	.000	.046

Berücksichtigt sind die Informationen zu 322 Personen;  $n_{(\text{Person-Tag-Beobachtungen})}=8224$   
Modell  $\chi^2=68.906$  (df=14;  $p=.000$ )

Von besonderem Interesse sind die Ergebnisse zu den Designmerkmalen. So unterscheiden sich die verschiedenen Incentive-Varianten bezüglich ihrer rücklaufsteigernden Wirkung nicht statistisch signifikant voneinander. Mit der Vergabe von DM 10 war in der Voruntersuchung offenbar bereits eine Grenze erreicht. Die Erhöhung des finanziellen Anreizes brachte keinen Mehrertrag im Hinblick auf den Rücklauf. Auch Interaktionseffekte zwischen Personmerkmalen und der Höhe der Geldbeträge konnten nicht festgestellt werden (Analysen hier nicht dargestellt). Für die These der differenziellen Wirkungsweise von Incentives konnte damit in der kleinen, positiv selektierten Stichprobe keine Bestätigung gefunden werden.

Die Interpretation der Ergebnisse zu den Incentives muss aufgrund der Anlage des Experiments zu einem gewissen Grad spekulativ bleiben. Wirkten die Incentives (Von einer Wirkung gehen wir trotz Fehlen einer Kontrollgruppe aus.) primär durch die mit ihnen zum Ausdruck gebrachte Wertschätzung und den durch sie vermittelten Vertrauensbeweis rücklaufsteigernd? Hätte in diesem Sinne vielleicht sogar ein kleinerer, nur symbolischer Geldbetrag einen vergleichbaren Effekt erzielt und die Probanden zu reziprokem Handeln veranlasst?

Oder ist es vielmehr so, dass mit der Vergabe von DM 10 für die meisten Probanden die subjektiven Kosten der Voruntersuchung bereits ausreichend aufgewogen waren, dass aber bei einer Erhöhung der Anforderungen, etwa durch einen längeren Fragebogen, die größeren materiellen Anreize durchaus einen Zuwachs im Rücklauf bewirkt hätten?

Wir favorisieren eher die zweite These, gehen aber nicht von einem linearen Anstieg der Rücklaufquote mit zunehmendem materiellem Wert des Incentives, sondern von einem nicht-linearen Zuwachs mit abnehmender Wirksamkeit und der Existenz von Grenznutzen-Schwellen im oberen Bereich aus. Verschiedene Studien aus dem angelsächsischen Raum stützen diese These (z.B. Armstrong, 1975; Fox et al., 1988; James & Bolstein, 1992; Warriner et al., 1996; Martin et al., 2001).

Eindeutiger zu interpretieren als die Ergebnisse des Incentive-Experiments sind die Auswirkungen der unterschiedlichen Schritte im Kontaktverfahren und der Einfluss der Zeit auf die Teilnahmebereitschaft in der Voruntersuchung.

Wie Tabelle 15 zeigt, hat sich die mit der telefonischen Nachfass-Aktion verbundene Hoffnung erfüllt, dass sich mit ihr auch Probanden rekrutieren lassen, die nicht auf schriftliche Kontaktaufnahmen reagieren (Kap. 3.2). Sie hat in der zweiten Untersuchungshälfte nochmals einen Schub in der Teilnahmebereitschaft ausgelöst und die Beteiligungswahrscheinlichkeit der bis dahin noch nicht zur Partizipation bereiten (telefonisch erreichbaren) Personen deutlich erhöht.

Für das Erinnerungsschreiben lässt sich eine vergleichbare (statistisch signifikante) Erhöhung der Teilnahmewahrscheinlichkeit gegenüber dem Erstanschreiben nicht feststellen. Dies bedeutet aber nicht, dass das Erinnerungsschreiben keinen Mehrertrag im Hinblick auf den Rücklauf brachte. Der Rücklauf ist dank der schriftlichen Erinnerung stetig angestiegen und im Vergleich zum ersten Anschreiben – abgesehen von einer kurzen Phase der Stagnation, die auf eine ungünstige Terminierung zurückzuführen ist – nicht abgeflacht (Abbildung 12). 27.7% der insgesamt 224 zurückgeschickten Fragebogen gingen mutmasslich aufgrund der schriftlichen Erinnerung ein. Durch die telefonische Nachfass-Aktion konnten nochmals 21.9% an ausgefüllten Fragebogen dazu gewonnen werden.

Der Tabelle ist weiter zu entnehmen, dass es mit zunehmender Dauer der Voruntersuchung immer unwahrscheinlicher wurde, dass sich noch nicht aktive Personen (aktiv im Sinne einer Teilnahme oder einer Verweigerung) zum Ausfüllen des Fragebogens entschlossen. Die Zeit arbeitete gegen die Interessen der Untersuchung. Sechs Wochen nach Beginn der Studie war der Rücklauf praktisch versiegt.

## **6. Anpassungen am Design der Hauptstudie**

Die Erkenntnisse der Voruntersuchung führten zu verschiedenen Anpassungen bei der Adressrecherche und am untersuchungstechnischen Vorgehen für die Hauptstudie.

### **6.1 Adressrecherche**

Die für die Adressrecherche vorhandenen Ressourcen wurden nach den Erfahrungen der Vorstudie gezielt in die Suche nach bis dahin im Adressdatensatz untervertretenen Subgruppen investiert. Im Fokus der Recherche standen Personen mit nicht-deutscher Staatsangehörigkeit, aus unteren sozialen Schichten und mit belasteten oder risikoreichen Entwicklungsverläufen im Jugendalter. Um die im Adresssample deutlich untervertretenen Frauen besser erreichen und die Quote an falschen Adressen senken zu können, wurde zudem der Kontaktaufnahme mit den Eltern ein grösserer Stellenwert im gesamten Suchverfahren eingeräumt.

Der Anteil gültiger Adressen von weiblichen Versuchspersonen konnte durch diese Anpassungen auf 45.8% angehoben und der Anteil falscher Adressen auf 8.1% gesenkt werden. Insgesamt konnte von 64.1% der ehemaligen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Jugendstudie eine gültige Adresse gefunden werden. Auch die Verzerrung durch Non-coverage liess sich um einiges reduzieren, sie ganz zu beheben, gelang jedoch erwartungsgemäss nicht. Die Anstrengungen der Projektgruppe in dieser Hinsicht laufen aber unvermindert weiter. Zurzeit sind im Hinblick auf eine Wiederaufnahme der Studie in einigen Jahren eine grössere Nachrecherche und eine Zusatzstudie mit 300 erst nach der Hauptstudie aufgefundenen Versuchspersonen im Gange.

### **6.2 Vorgehen bei der Hauptuntersuchung**

Die grössten Veränderungen am Design der Hauptstudie betrafen die zeitliche Terminierung der einzelnen Verfahrensschritte und die Durchführung der telefonischen Nachfass-Aktion.

Die Befragung wurde insgesamt in einem kürzeren Zeitraum durchgeführt und die einzelnen Instrumente zur Rücklaufsteigerung kamen in besser auf einander abgestimmten

Zeitintervallen zum Einsatz. Zudem konnten nach den Erfahrungen der Voruntersuchung die Anrufzeiten bei der telefonischen Erinnerung den Bedürfnissen und zeitlichen Verfügbarkeiten der Probanden besser angepasst werden.

Bei der telefonischen Nachfass-Aktion wurde ausserdem die Gesprächsführung optimiert und ein neues kleines Instrument zur Steigerung des Rücklaufs eingeführt. In der Vorstudie waren relativ viele Versuchspersonen ihrer am Telefon gemachten Zusage, den Fragebogen auszufüllen und zurück zu schicken, nicht nachgekommen. Um den Verpflichtungsgrad einer Zusage zu verstärken, wurde in der Hauptuntersuchung deshalb eine von Hand geschriebene ‚Dankeskarte‘ verschickt. Durch diese Massnahme konnte die Quote der nicht nachgekommenen Versprechen von 11 auf 6% gesenkt werden.

Als Incentive wurde in der Hauptstudie ein Betrag von Euro 10 dem Fragebogen beigelegt<sup>100</sup>. Dieser Betrag schien angemessen, da das Instrument der Hauptuntersuchung bezüglich der Länge (21 Seiten vs. 16 Seiten) und des Anteils zeitaufwändiger und persönlicher Fragen gegenüber jenem der Voruntersuchung deutlich erweitert worden war<sup>101</sup>.

Kleinere Veränderungen wurden schliesslich auch bei der Präsentation der Studie gegenüber den Probanden vorgenommen. Die Begleitmaterialien wurden attraktiver und besser verständlich gestaltet und eine Website des Projekts mit Informationen für die Befragten wurde eingerichtet.

Zusammengenommen führten die Veränderungen zu einem Zuwachs in der Ausschöpfungsquote von 12.8% gegenüber der Voruntersuchung (siehe Abbildung 12). 1527 Personen beteiligten sich insgesamt an der Hauptstudie. Dies entspricht 52.8% der ursprünglich im Rahmen der Konstanzer Jugendstudie befragten Jugendlichen.

Der im Adressdatensatz noch feststellbare geringere Frauenanteil hatte sich in der Hauptstudie durch die wie schon in der Voruntersuchung grössere Teilnahmebereitschaft der Frauen ausgeglichen. Die Studie blieb aber trotz der vielen im Rahmen der Adressrecherche und der Datenerhebung getroffenen Massnahmen zur Reduzierung von Non-coverage und Nonresponse nicht von der für Längsschnittstudien üblichen positiven Selektion verschont. Personen nicht-deutscher Staatsangehörigkeit und mit tieferem Bildungsniveau blieben in ihr auch am Ende untervertreten.

---

<sup>100</sup>In den Zeitraum zwischen der Voruntersuchung und der Hauptstudie fiel der Währungswechsel in der Europäischen Union. Das Incentive von Euro 10 entsprach vom Wert her ungefähr dem in der Vorstudie getesteten Incentive von DM 20.

<sup>101</sup>Der Fragebogen enthielt z.B. Fragen zu Erfahrungen psychischer Instabilität und Verwundbarkeit, zu Phasen der Arbeitslosigkeit, zu ersten sexuellen Kontakten, zum Alkohol- und Nikotinkonsum sowie zur beruflichen Leistungsfähigkeit und zum Erwerbseinkommen.

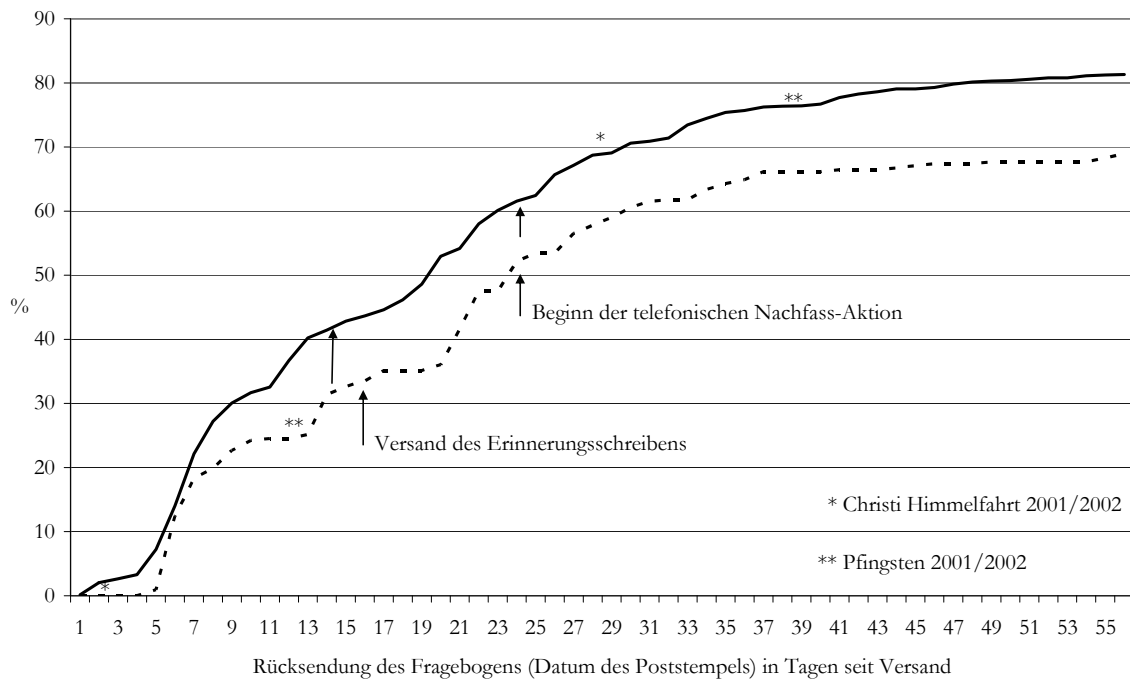


Abbildung 12: Rücklauf von Voruntersuchung (- -) und Hauptstudie (—).

Es kann dennoch von einem Erfolg gesprochen werden. Mit 82.4% liegt die Ausschöpfungsquote in einem sehr zufrieden stellenden Bereich für eine Untersuchung mit einem anspruchsvollen und viele intime Fragen enthaltenden Instrumentarium und einer für viele Probanden zwar subjektiv bedeutsamen, aber wegen des implizit normativen Gehalts möglicherweise auch belastenden Thematik.

Die Methode der postalischen Befragung hat ihre Brauchbarkeit in diesem spezifischen Kontext unter Beweis gestellt und sich bezogen auf die Rücklaufquote als eine gute Alternative zu Face-to-Face- und Telefonbefragungen erwiesen. Als sehr geeignet hat sich die Verbindung von schriftlichen Anfragen mit einer telefonischen Erinnerungsaktion herausgestellt.







## **Anhang 3**

### **Längsschnittstudie Life**

#### **Bericht zum Rücklauf in der Hauptuntersuchung**

##### **1. Einleitung**

Die Hauptuntersuchung fand im Zeitraum von Ende Januar 2002 bis Ende Juni 2002 statt. Es wurde ein mehrstufiges Datenerhebungsverfahren nach der Methode von Dillman (1978; 2000) mit Vergabe von Incentives bei den Versuchspersonen (Euro 10) und einer schriftlichen und telefonischen Nachfass-Aktion zwecks zusätzlicher Steigerung der Ausschöpfungsquote angewandt. Das Verfahren wurde bereits in einer Vorstudie an 496 Versuchspersonen getestet. Die Erkenntnisse der Voruntersuchung trugen wesentlich zur Optimierung bei und dürften einen nicht geringen Teil der im Vergleich zum Pretest höheren Ausschöpfungsquote der Hauptstudie erklären (Tabelle 17 und 20). Unter anderem wurde gegenüber dem Pretest eine Straffung des zeitlich Ablaufes, eine bessere Terminierung der Anschreiben und der telefonischen Kontakte sowie eine Optimierung der Untersuchungsmaterialien und der Gesprächsführung bei den telefonischen Kontaktaufnahmen vorgenommen (Berger et al., 2005).

##### **2. Rücklauf Adressrecherche (Eltern-Kontakt)**

Die Hauptuntersuchung startete mit der Kontaktaufnahme mit den Eltern bzw. Verwandten der Versuchspersonen. Ziel dieser Kontaktaufnahme war es, unbekannte Adressen von Versuchspersonen ausfindig zu machen bzw. einen Teil der vorhandenen Adressen zu verifizieren. Insgesamt wurden 1737 Eltern und Verwandte angeschrieben und um Mithilfe ersucht. Der Hauptversand erfolgte am 30. Januar 2002. Dem Schreiben wurde ein frankiertes Rückantwortkuvert mit Antwortkarte beigelegt, auf der die Adresse der gesuchten Versuchsperson notiert werden konnte.

Zwei Wochen nach Versand des Erstanschreibens (Hauptversand am 14. Februar 2002) wurde allen Eltern und Verwandten, die bis zu diesem Zeitpunkt keine Rückmeldung gegeben hatten, ein Erinnerungsschreiben zugesandt. Diese Massnahme betraf 1054 Personen.

Nach weiteren zehn Tagen startete die telefonische Nachfass-Aktion. Während 16 Telefon-tagen wurden von vier Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern 1438 Anrufe und Anruf-

versuche unternommen um 786 Eltern oder Verwandte zu erreichen. Mit 614 Eltern konnte am Telefon (z.T. mehrmals) gesprochen werden, wobei 321 Adressen gleich am Telefon mitgeteilt wurden. Der Hauptteil der Telefonate wurde während der dafür vorgesehen Zeit vom 23. Februar bis zum 13. März 2002 getätigt. In der Auffangzeit (bis 27. März 2002) konnte die telefonische Nachfass-Aktion abgeschlossen werden. 1287 Adressen von Versuchspersonen wurden auf diese Weise eruiert. Dies entspricht einer Ausschöpfungsquote (um neutrale Ausfälle bereinigter Rücklauf) von 84.45% (Tabelle 16).

Tabelle 16: Rücklauf im Rahmen der Adressrecherche (Eltern-Kontakt).

<b>Art der Rückmeldung:</b>	<b>absolut:</b>	<b>in %:</b>
Adresse erhalten:	1287	74.09*
Nicht erreicht (nach mindestens vier telefonischen Kontaktversuchen):	38	2.19
Kein klärender Kontakt möglich:	21	1.21
Adresse versprochen, aber nicht geschickt (stille Verweigerung):	25	1.44
Adresse explizit verweigert:	153	8.81
Falsche Adresse angeschrieben***:	186	10.71
Eltern oder Verwandte tot, krank oder schwer behindert***:	3	0.17
Versuchsperson tot, krank oder schwer behindert***:	24	1.38
Bruttostichprobe:	1737	100.00
Nettostichprobe (um neutrale Ausfälle bereinigt):	1524	87.74
<b>Ausschöpfungsquote:</b>	<b>1287</b>	<b>84.45**</b>

\* in Prozent der Bruttostichprobe; \*\* in Prozent der Nettostichprobe; \*\*\* stichprobenneutrale Ausfälle

Abbildung 13 veranschaulicht neben der höheren Ausschöpfungsquote auch den weitaus günstigeren Untersuchungsverlauf (im Sinne des Zeit-Rücklauf-Verhältnisses) in der Hauptstudie gegenüber dem Pretest. 57 Tage nach dem Erstversand war das Untersuchungsverfahren in der Hauptstudie praktisch abgeschlossen, während in der Voruntersuchung bis zum selben Zeitpunkt erst ca. 60% der Eltern und Verwandten geantwortet hatten. Die Vorstudie dauerte deutlich länger und führte zu einer Ausschöpfungsquote von knapp 67%. Im Vergleich zum Pretest konnte die Ausschöpfungsquote in der Hauptuntersuchung damit um 17.7% erhöht werden (Tabelle 17).

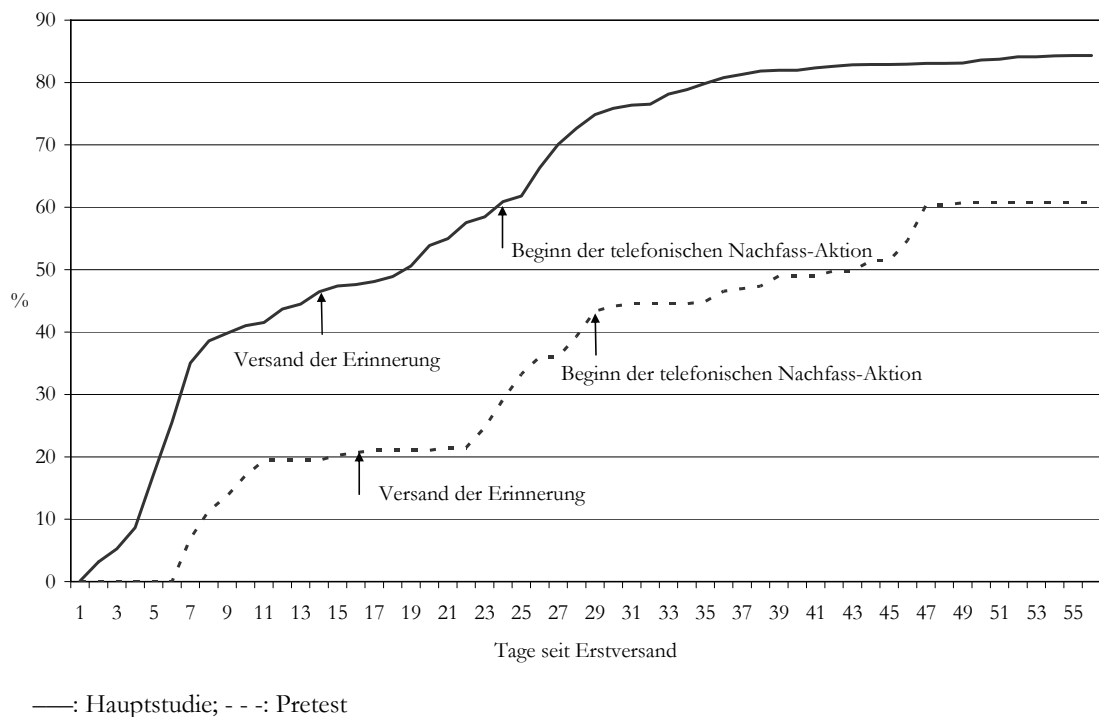


Abbildung 13: Vergleich Untersuchungsverlauf von Pretest und Hauptstudie (Eltern-Kontakt).

Tabelle 17: Vergleich der Ausschöpfungsquoten von Pretest und Hauptstudie (Eltern-Kontakt).

Ausschöpfungsquote:	Pretest:		Hauptstudie:	
	absolut:	in %:	absolut:	in %:
Erstanschreiben:	52	21.1	698	45.8
Erinnerungsschreiben:	69	27.9	244	16.0
Telefonische Nachfass-Aktion:	44	17.8	345	22.6
<b>Gesamt:</b>	<b>165</b>	<b>66.8</b>	<b>1287</b>	<b>84.5</b>

### 3. Rücklauf Fragebogenstudie (Versuchspersonen-Kontakt)

Am 11. April 2002 wurden 2020 Versuchspersonen mit der Bitte angeschrieben, an der Untersuchung teilzunehmen und den beigelegten Fragebogen ausgefüllt zurückzuschicken. 63.7% der eingesetzten Adressen stammten aus der ersten Phase der Untersuchung (Eltern-Kontakt), der Rest (733 Adressen) aus öffentlichen Adressverzeichnissen.

Analog zum Verfahren bei der Kontaktaufnahme mit Eltern bzw. Verwandtenpersonen wurde nach zwei Wochen ein Erinnerungsschreiben an die 1240 Versuchspersonen versandt, die bis dahin nicht reagiert hatten (Hauptversand am 25. April 2002).

Am Samstag, den 4. Mai 2002, 10 Tage nach Versenden des Erinnerungsschreibens, begann die telefonische Kontaktaufnahme mit den 847 Versuchspersonen, deren Rückmeldung noch ausstehend war. Dazu wurde in Konstanz ein Team studentischer Hilfskräfte unter Betreuung von vier Projektmitarbeiterinnen und -mitarbeitern zusammengestellt, das jeweils am Samstagnachmittag und Montag- bis Freitagabend telefonierte. Die Hauptarbeit bestand darin, bei den Versuchspersonen den Fragebogen in Erinnerung zu rufen (allenfalls nachzusenden) und Sorgen bezüglich des Datenschutzes auszuräumen bzw. Fragen zur Studie zu beantworten. Es wurden insgesamt 1485 telefonische Kontaktversuche unternommen, wobei mit 550 Versuchspersonen (z.T. mehrmals) gesprochen und in 136 Fällen auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht hinterlassen wurde. Versprach eine Versuchsperson den Fragebogen auszufüllen, wurde ihr zum Dank eine handgeschriebene Postkarte geschickt. Damit konnte die Quote der nicht nachgekommenen Versprechungen im Vergleich zum Pretest gesenkt werden (Tabelle 19). Insgesamt wurden 426 Postkarten geschrieben und zugestellt. In der Zeit vom 4. bis zum 25. Mai 2002 konnte der Hauptteil der Telefonate geführt werden. In der Auffangzeit vom 27. Mai bis zum 8. Juni 2002 schlossen eine Forscherin und ein Forscher die Arbeit ab. Der Rücklauf an ausgefüllten Fragebogen betrug zu diesem Zeitpunkt 1517 (84 Tage nach Beginn der Fragebogenstudie). Bis zum 4. September 2002 (147 Tage nach Beginn der Fragebogenstudie) trafen noch 10 weitere Untersuchungsinstrumente ein, so dass insgesamt eine Ausschöpfungsquote von 82.41% erreicht wurde (Tabelle 18).

Tabelle 18: Rücklauf im Rahmen der Fragebogenstudie (Versuchspersonen-Kontakt).

<b>Art der Rückmeldung:</b>	<b>absolut:</b>	<b>in %:</b>
Fragebogen erhalten:	1527	75.59*
Nicht erreicht (nach mindestens vier telefonischen Kontaktversuchen):	40	1.98
Kein klärender Kontakt zur Versuchsperson möglich:	51	2.52
Fragebogen versprochen, aber nicht geschickt (stille Verweigerung):	112	5.54
Fragebogen explizit verweigert:	123	6.09
Falsche Adresse angeschrieben***:	163	8.07
Versuchsperson tot oder schwer behindert***:	4	0.20
Bruttostichprobe:	2020	100.00
Nettostichprobe (um neutrale Ausfälle bereinigt):	1853	91.73
<b>Ausschöpfungsquote:</b>	<b>1527</b>	<b>82.41**</b>

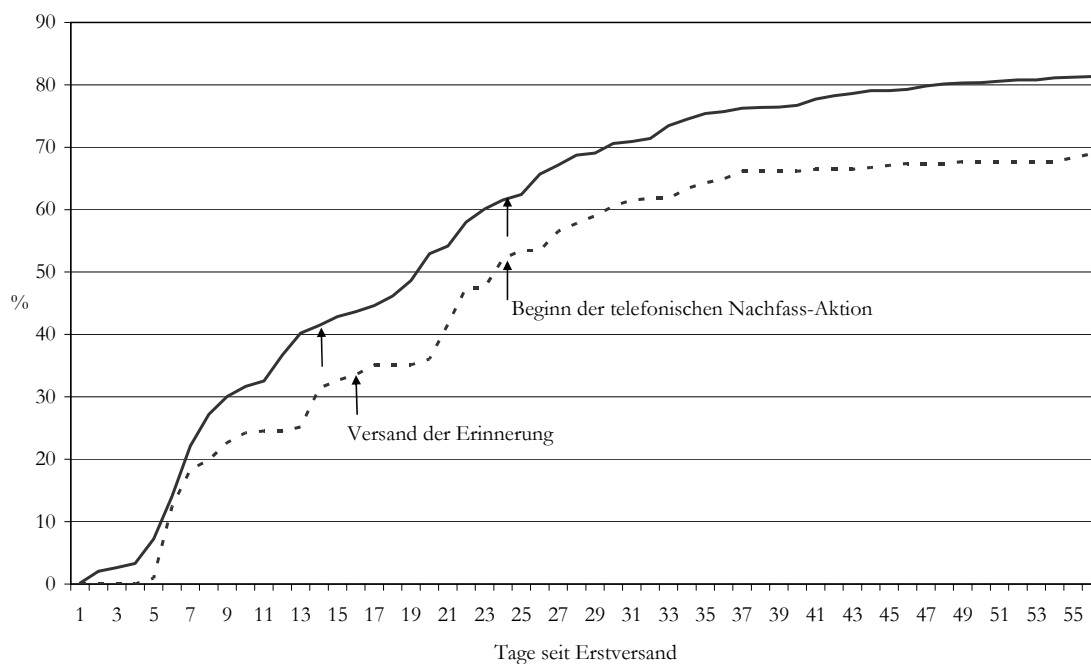
\* in Prozent der Bruttostichprobe; \*\* in Prozent der Nettostichprobe; \*\*\* stichprobenneutrale Ausfälle

Tabelle 19: Senkung von stillen Verweigerungen durch ‚Postkarte‘ (Versuchspersonen-Kontakt).

Postkarte	Pretest:		Hauptstudie:	
	absolut:	in %:	absolut:	in %:
Fragebogen am Telefon versprochen, aber nicht geschickt (stille Verweigerung)	36	11.18*	112	6.04**

\* Prozent bezogen auf Nettostichprobe n=322; \*\* Prozent bezogen auf Nettostichprobe n=1853

Abbildung 14 zeigt den Untersuchungsverlauf im Pretest und in der Hauptstudie bis zum Ende der achten Untersuchungswoche. Nach dieser Zeit erhöhte sich der Rücklauf in den beiden Versuchspersonen-Befragungen nur mehr geringfügig. In der Hauptuntersuchung lag die Ausschöpfungsquote um 12.8% höher als im Pretest (Tabelle 20).



—: Hauptstudie; - - -: Pretest

Abbildung 14: Vergleich Untersuchungsverlauf von Pretest und Hauptstudie (Versuchspersonen-Kontakt).

Tabelle 20: Vergleich der Ausschöpfungsquoten von Pretest und Hauptstudie (Versuchspersonen-Kontakt).

Ausschöpfungsquote:	Pretest:		Hauptstudie:	
	absolut:	in %:	absolut:	in %:
Erstanschreiben:	113	35.1	791	42.7
Erinnerungsschreiben:	67	20.8	432	23.3
Telefonische Nachfass-Aktion:	44	13.7	304	16.4
<b>Gesamt:</b>	<b>224</b>	<b>69.6</b>	<b>1527</b>	<b>82.4</b>

Insgesamt gelang es in der Folgeuntersuchung, 64.07% (1853 von 2892)<sup>102</sup> der mindestens ein Mal an der Jugendstudie in den Jahren 1979 bis 1983 beteiligten Personen wiederzufinden und 52.80% (1527 von 2892) davon ein weiteres Mal zu befragen.

Tabelle 21: Zusammensetzung des Datensatzes.

Merkmal:	absolut:	in %*:
Frauen:	737	48.26
Männer:	790	51.74
Im Ausland wohnhaft:	30	2.00
„Fünflinge“ (fünfmalige Teilnahme an der Jugendstudie):	575	37.66
„Vierlinge“:	373	24.43
„Drillinge“:	206	13.49
„Zwillinge“:	181	11.85
Einmalige Teilnahme an der Jugendstudie:	192	12.57

\* in Prozent der Gesamtstichprobe von 1527 Fällen

<sup>102</sup>Die Grundgesamtheit aller mindestens ein Mal an der Jugendstudie beteiligten Personen beträgt 2892. In ihr nicht enthalten sind 496 ehemalige Jugendliche, welche 1979 bis 1983 die Schulen in Bürstadt, Lampertheim, Geden und Offenbach besuchten. Sie bildeten die Stichprobe für den Pretest, der im Jahr 2001 stattfand.

#### 4. Aufwand bei der Datenerhebung

Der Aufwand, der für die Studie betrieben werden musste, war enorm. Die folgenden Zahlen sollen dies verdeutlichen:

Tabelle 22: Aufwand bei der Datenerhebung.

<b>Massnahme:</b>	
Briefe an Eltern und Verwandte (Erstanschreiben und Erinnerungsschreiben):	2885
Briefe an Versuchspersonen (Erstanschreiben und Erinnerungsschreiben):	3315
Informationsbroschüren an Eltern, Verwandte und Versuchspersonen:	3906
Fragebogen an Versuchspersonen (inkl. Nachsendungen):	2075
Von Hand geschriebene Postkarten an Eltern und Versuchspersonen:	426
Betrag in Euro an Incentives für die Versuchspersonen:	20750
Telefonische Kontakte und Kontaktversuche mit Eltern und Versuchspersonen:	2795
Anzahl Anrufbeantworter besprochen:	163





## Anhang 4

Tabelle 23: Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der Kind-Mutter-Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter.  
Maximum Likelihood Parameterschätzungen für die Tochter-Mutter- und die Sohn-Mutter-Beziehung (Multigroup-Analyse).

Parameter	Tochter-Mutter-Dyade		Sohn-Mutter-Dyade	
	unstandardisiert	standardisiert	unstandardisiert	standardisiert
<b>Gleich gesetzte Pfade (constrained estimates)</b>				
Zuwendung/Verständnis T1 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	.12***	.13	.12***	.12
Zuwendung/Verständnis T1 → Bildungsniveau erw. Kind T2	.61*	.09	.61*	.05
Konflikthäufigkeit T1 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	-.49***	-.16	-.49***	-.16
Konflikthäufigkeit T1 → Hilfe von erw. Kind T2	-.04*	-.04	-.04*	-.04
Scheidung der Eltern T1 → Geograf. Distanz zu Mutter T2	.70***	.11	.70***	.12
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Geograf. Distanz zu Mutter T2	.23***	.12	.23***	.11
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Bildungsniveau erw. Kind T2	8.90***	.33	8.90***	.24
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Hilfe von erw. Kind T2	-.05*	-.04	-.05*	-.05
Scheidung der Eltern nach T1 → Kontakthäufigkeit mit Mutter T2	-.58***	-.11	-.58***	-.11
Scheidung der Eltern nach T1 → Geograf. Distanz zu Mutter T2	.92***	.12	.92***	.12
Geograf. Distanz zu Mutter T2 → Kontakthäufigkeit mit Mutter T2	-.35***	-.51	-.35***	-.52
Geograf. Distanz zu Mutter T2 → Hilfe von den Eltern T2	-.21***	-.31	-.21***	-.34
Bildungsniveau erw. Kind T2 → Geograf. Distanz zu Mutter T2	.01***	.17	.01***	.23
Bildungsniveau erw. Kind T2 → Hilfe von erw. Kind T2	-.002*	-.04	-.002*	-.06
Affektive Beziehung z. Mutter T2 → Kontakthäufigkeit mit Mutter T2	.12***	.31	.12***	.29
Kontakthäufigkeit mit Mutter T2 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	.24*	.09	.24*	.10
Kontakthäufigkeit mit Mutter T2 → Hilfe von erw. Kind T2	.37***	.43	.37***	.47
Kontakthäufigkeit mit Mutter T2 → Hilfe von den Eltern T2	.39***	.40	.39***	.43
Gute Partnerbeziehung Kind T2 → Hilfe von den Eltern T2	-.12*	-.04	-.12*	-.05
Gesundheit der Mutter T2 → Hilfe von den Eltern T2	.12***	.08	.12***	.08
<b>Frei geschätzte Pfade (unconstrained estimates)</b>				
Scheidung der Eltern T1 → Kontakthäufigkeit mit Mutter T2	-.14	-.03	-.56***	-.14
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	-.07	-.02	.52***	.15
Geograf. Distanz zu Mutter T2 → Hilfe von erw. Kind T2	-.21***	-.34	-.14***	-.26
Gute Partnerbez. Kind T2 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	-.18	-.02	1.11***	.16
Kind ist verheiratet T2 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	.39	.06	-.89***	-.15
Elternschaft des erw. Kindes T2 → Kontakthäufigkeit mit Mutter T2	.32***	.12	.05	.02
Elternschaft des erw. Kindes T2 → Hilfe von den Eltern T2	.70***	.27	.40***	.17
Gesundheit der Mutter T2 → Affektive Beziehung z. Mutter T2	1.06***	.26	.51**	.12

### Anmerkungen:

In der Tabelle sind die unstandardisierten und die standardisierten Pfadkoeffizienten der beiden Modelle für die Tochter-Mutter- und die Sohn-Mutter-Beziehung dargestellt. Signifikanzniveau: \* $p < .05$ , \*\* $p < .01$ , \*\*\* $p < .001$

Die restringierten Pfade unterscheiden sich über die beiden Beziehungsdynaden hinweg nicht statistisch signifikant voneinander. Die frei geschätzten Pfade unterscheiden sich hingegen auf dem 5%-Niveau. Statistisch signifikante Unterschiede ( $p < .05$ ) sind in der Tabelle durch Kursivsetzung der entsprechenden Pfadkoeffizienten gekennzeichnet.

Alle exogenen Variablen in den Pfadmodellen wurden miteinander korreliert, wobei ihre Korrelationen über die beiden Dyaden hinweg frei geschätzt wurden. Die Variablen zur Partnerschaft und zur Familiengründung (Qualität der Partnerbeziehung, Heirat, Elternschaft) wurden zudem bezüglich des Bildungsniveaus der Versuchsperson kontrolliert.

Der durchschnittliche Prozentsatz fehlender Werte pro Variable beträgt 5.3%. Fehlende Werte wurden mit der Full Information Maximum Likelihood Methode (FIML) geschätzt.

Das nonrekursive Multigroup-Modell weist gute Fit-Werte auf:

$n(\text{Tochter-Mutter-Beziehung})=624$ ;  $n(\text{Sohn-Mutter-Beziehung})=595$

$\chi^2=113.867$ ;  $df=92$ ;  $p=.061$ ;  $RMSEA=.014$ ;  $p\text{-close}=1.000$

Der Stabilitätsindex für den Feedback-Loop beträgt 0.028.

Tabelle 24: Pfadmodell der Kontinuität und des Wandels in der Kind-Vater-Beziehung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter. Maximum Likelihood Parameterschätzungen für die Tochter-Vater- und die Sohn-Vater-Beziehung (Multigroup-Analyse).

Parameter	Tochter-Vater-Dyade		Sohn-Vater-Dyade	
	unstandardisiert	standardisiert	unstandardisiert	standardisiert
<b>Gleich gesetzte Pfade (constrained estimates)</b>				
Zuwendung/Verständnis T1 → Affektive Beziehung z. Vater T2	.15***	.15	.15***	.14
Zuwendung/Verständnis T1 → Bildungsniveau erw. Kind T2	.77**	.11	.77**	.07
Konflikthäufigkeit T1 → Affektive Beziehung z. Vater T2	-.27*	-.08	-.27*	-.08
Scheidung der Eltern T1 → Affektive Beziehung z. Vater T2	-2.36***	-.18	-2.36***	-.22
Scheidung der Eltern T1 → Kontakthäufigkeit mit Vater T2	-1.12***	-.20	-1.12***	-.23
Scheidung der Eltern T1 → Geograf. Distanz zu Vater T2	1.38***	.22	1.38***	.24
Scheidung der Eltern T1 → Hilfe von erw. Kind T2	.24**	.06	.24**	.07
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Affektive Beziehung z. Vater T2	.24*	.07	.24*	.07
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Geograf. Distanz zu Vater T2	.17*	.10	.17*	.09
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Hilfe von den Eltern T2	.07*	.05	.07*	.05
Scheidung der Eltern nach T1 → Affektive Beziehung z. Vater T2	-1.83***	-.13	-1.83***	-.13
Scheidung der Eltern nach T1 → Kontakthäufigkeit mit Vater T2	-1.07***	-.17	-1.07***	-.17
Scheidung der Eltern nach T1 → Geograf. Distanz zu Vater T2	.84***	.12	.84***	.11
Scheidung der Eltern nach T1 → Hilfe von erw. Kind T2	.18*	.04	.18*	.04
Geograf. Distanz zu Vater T2 → Kontakthäufigkeit mit Vater T2	-.41***	-.47	-.41***	-.48
Geograf. Distanz zu Vater T2 → Hilfe von erw. Kind T2	-.17***	-.28	-.17***	-.30
Geograf. Distanz zu Vater T2 → Hilfe von den Eltern T2	-.19***	-.27	-.19***	-.30
Bildungsniveau erw. Kind T2 → Geograf. Distanz zu Vater T2	.01***	.17	.01***	.22
Bildungsniveau erw. Kind T2 → Hilfe von erw. Kind T2	-.002**	-.05	-.002**	-.07
Affektive Beziehung z. Vater T2 → Kontakthäufigkeit mit Vater T2	.14***	.33	.14***	.30
Kontakthäufigkeit mit Vater T2 → Affektive Beziehung z. Vater T2	.25*	.11	.25*	.12
Kontakthäufigkeit mit Vater T2 → Hilfe von erw. Kind T2	.32***	.47	.32***	.49
Kontakthäufigkeit mit Vater T2 → Hilfe von den Eltern T2	.34***	.42	.34***	.46
Gute Partnerbez. Kind T2 → Affektive Beziehung z. Vater T2	.66**	.08	.66**	.09
Elternschaft des erw. Kindes T2 → Kontakthäufigkeit mit Vater T2	.27***	.08	.27***	.09
Gesundheit des Vaters T2 → Affektive Beziehung z. Vater T2	.93***	.22	.93***	.21
<b>Frei geschätzte Pfade (unconstrained estimates)</b>				
Konflikthäufigkeit T1 → Hilfe von erw. Kind T2	-.07*	-.08	.05	.05
Scheidung der Eltern T1 → Bildungsniveau erw. Kind T2	2.13	.02	-11.03*	-.10
Schicht der Herkunftsfamilie T1 → Bildungsniveau erw. Kind T2	7.97***	.32	12.36***	.33
Elternschaft des erw. Kindes T2 → Hilfe von den Eltern T2	.73***	.28	.31***	.13
Gesundheit des Vaters T2 → Hilfe von den Eltern T2	.15***	.11	.01	.01

Anmerkungen:

In der Tabelle sind die unstandardisierten und die standardisierten Pfadkoeffizienten der beiden Modelle für die Tochter-Vater- und die Sohn-Vater-Beziehung dargestellt. Signifikanzniveau: \* $p < .05$ , \*\* $p < .01$ , \*\*\* $p < .001$

Die restringierten Pfade unterscheiden sich über die beiden Beziehungsdynaden hinweg nicht statistisch signifikant voneinander. Die frei geschätzten Pfade unterscheiden sich hingegen auf dem 5%-Niveau. Statistisch signifikante Unterschiede ( $p < .05$ ) sind in der Tabelle durch Kursivsetzung der entsprechenden Pfadkoeffizienten gekennzeichnet.

Alle exogenen Variablen in den Pfadmodellen wurden miteinander korreliert, wobei ihre Korrelationen über die beiden Dyaden hinweg frei geschätzt wurden. Die Variablen zur Partnerschaft und zur Familiengründung (Qualität der Partnerbeziehung, Heirat, Elternschaft) wurden zudem bezüglich des Bildungsniveaus der Versuchsperson kontrolliert.

Der durchschnittliche Prozentsatz fehlender Werte pro Variable beträgt 8.0%. Fehlende Werte wurden mit der Full Information Maximum Likelihood Methode (FIML) geschätzt.

Das nonrekursive Multigroup-Modell weist gute Fit-Werte auf:

$\chi^2_{\text{(Tochter-Vater-Beziehung)}} = 538$ ;  $\chi^2_{\text{(Sohn-Vater-Beziehung)}} = 510$

$\chi^2 = 110.046$ ;  $df = 92$ ;  $p = .097$ ;  $RMSEA = .014$ ;  $p\text{-close} = 1.000$

Der Stabilitätsindex für den Feedback-Loop beträgt 0.035.





## Literatur

- Acock, A. C. (2005). Working with missing values. *Journal of Marriage and Family*, 67, 1012-1028.
- Adams, J. S. (1965). Inequality in social exchange. In L. Berkowitz (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 2). New York: Academic Press.
- Ainsworth, M. S. (1991). Attachment and other affectional bonds across life cycle. In C. Murray Parkes & J. Stevenson-Hinde (Hrsg.), *Attachment across the life cycle* (S. 33-51). New York: Tavistock/Routledge.
- Allen, K. R., Blieszner, R. & Roberto, K. A. (2001). Families in the middle and later years: A review and critique of research in the 1990s. In R. M. Milardo (Hrsg.), *Understanding families into the new millenium: A decade in review* (S. 130-145). Minneapolis: National Council on Family Relations.
- Allison, P. D. (1982). Discrete-time methods for the analysis of event histories. *Sociological Methodology*, 13, 61-98.
- Allison, P. D. (1995). *Survival analysis using SAS. A practical guide*. Cary, NC: SAS Institute Inc.
- Amato, P. R. (1993). Children's adjustment to divorce: Theories, hypotheses, and empirical support. *Journal of Marriage and the Family*, 55 (1), 23-38.
- Amato, P. R. (1996). Explaining the intergenerational transmission of divorce. *Journal of Marriage and Family*, 58, 628-640.
- Amato, P. R. (2000). The consequences of divorce for adults and children. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 1269-1287.
- Amato, P. R. (2001a). Children of divorce in the 1990's: An update of the Amato and Keith (1991) meta-analysis. *Journal of Family Psychology*, 15 (3), 355-370.
- Amato, P. R. (2001b). The consequences of divorce for adults and children. In R. M. Milardo (Hrsg.), *Understanding families into the new millennium: A decade in review* (S. 488-506). National Council on Family Relations.
- Amato, P. R. & Booth, A. (1991). Consequences of parental divorce and marital unhappiness for adult well-being. *Social Forces*, 63 (3), 895-914.
- Amato, P. R. & Booth, A. (1996). A prospective study of divorce and parent-child relationships. *Journal of Marriage and Family*, 58 (2), 356-365.
- Amato, P. R. & DeBoer, D. D. (2001). The transmission of marital instability across generations: Relationship skills or commitment to marriage? *Journal of Marriage and Family*, 63 (4), 1038-1051.
- Amato, P. R. & Keith, B. (1991a). Parental divorce and adult well-being: A meta-analysis. *Journal of Marriage and Family*, 53 (1), 43-58.
- Amato, P. R. & Keith, B. (1991b). Parental divorce and the well-being of children: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 110 (1), 26-46.

- Amato, P. R., Rezac, S. J. & Booth, A. (1995). Helping between parents and young adult offspring: The role of parental marital quality, divorce, and remarriage. *Journal of Marriage and Family*, 57, 363-374.
- Amato, P. R. & Sobolewski, J. M. (2001). The effects of divorce and marital discord on adult children's psychological well-being. *American Sociological Review*, 66, 900-921.
- Amato, P. R., Spencer Loomis, L. & Booth, A. (1995). Parental divorce, marital conflict, and offspring well-being during early adulthood. *Social Forces*, 73 (3), 895-915.
- Andreß, H.-J., Borgloh, B., Güllner, M. & Wilking, K. (2003). *Wenn aus Liebe rote Zahlen werden. Über die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Antonucci, T. C. & Akiyama, H. (1994). Convoys of Attachment and Social Relations in Children, Adolescents, and Adults. In F. Nestmann & K. Hurrelmann (Hrsg.), *Social Networks and Social Support in Childhood and Adolescence* (S. 37-52). Berlin, New York: de Gruyter.
- Aquilino, W. S. (1991). Family structure and home-leaving: A further specification of the relationship. *Journal of Marriage and Family*, 53 (4), 999-1010.
- Aquilino, W. S. (1994a). Impact of childhood family disruption on young adults' relationships with parents. *Journal of Marriage and Family*, 56 (2), 295-313.
- Aquilino, W. S. (1994b). Later life parental divorce and widowhood: Impact on young adults' assessment of parent-child relations. *Journal of Marriage and Family*, 56, 908-922.
- Aquilino, W. S. (1997). From adolescent to young adult: A prospective study of parent-child relations during the transition to adulthood. *Journal of Marriage and Family*, 59 (3), 670-686.
- Aquilino, W. S. (1999). Two views of one relationship: Comparing parents' and young adult children's reports of the quality of intergenerational relations. *Journal of Marriage and Family*, 61, 858-870.
- Aquilino, W. S. (2001). Long-term effects of parenting practices during adolescence on well-being outcomes in young adulthood. *Journal of Family Issues*, 22 (3), 289-308.
- Armstrong, S. J. (1975). Monetary incentives in mail surveys. *Public Opinion Quarterly*, 39, 111-116.
- Arzheimer, K. & Klein, M. (1998). Die Wirkung materieller Incentives auf den Rücklauf einer schriftlichen Panelbefragung. *ZA-Information* (43), 6-31.
- Asendorpf, J. B. (2002). Personality effects on personal relationships over the life span. In A. Vangelisti, L. , H. T. Reis & M. A. Fitzpatrick (Hrsg.), *Stability and change in relationships* (S. 35-56): Cambridge University Press.
- Baltes, M. M. & Silverberg, S. B. (1994). The dynamics between dependency and autonomy: Illustrations across the life span. In D. L. Featherman , R. M. Lerner & M. Perlmutter (Hrsg.), *Life-span development and behavior* (S. 41-90). Hillsdale: Erlbaum.

- Baltes, P. B., Lindenberger, U. & Staudinger, U. M. (1998). Life-Span Theory in Developmental Psychology. In W. Damon & R. M. Lerner (Hrsg.), *Handbook of Child Psychology* (S. 1029-1143). New York: John Wiley & Sons.
- Baron, R. M. & Kenny, D. A. (1986). The mediator-moderator variable distinction in social psychological research: Conceptual, strategic, and statistical considerations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51 (6), 1173-1182.
- Baumrind, D. (1991). Effective parenting during the early adolescent transition. In P. A. Cowan & E. M. Hetherington (Hrsg.), *Family transitions* (S. 111-163). Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Becker-Stoll, F., Lechner, S., Lehner, K., Pfefferkorn, H., Stiegler, E. & Grosmann, K. E. (2000). Autonomie und Verbundenheit bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20 (4), 345-361.
- Becker, G. S., Landes, E. M. & Michael, R. T. (1977). An economic analysis of marital instability. *The Journal of Political Economy*, 85 (6), 1141-1187.
- Becker, R., Imhof, R. & Mehlkop, G. (2007). Die Wirkung monetärer Anreize auf den Rücklauf bei einer postalischen Befragung und die Antworten auf Fragen zur Delinquenz. Empirische Befunde eines Methodenexperiments. *Methoden, Daten, Analysen. Zeitschrift für empirische Sozialforschung*, 1 (2), 131-159.
- Behnken, I. & Zinnecker, J. (1992). Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biografische Muster in Kindheit und Jugend. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Band 2* (S. 127-143). Opladen: Leske + Budrich.
- Bendit, R. & Hein, K. (2003). Jugendliche in Europa auf dem Weg in die Selbständigkeit. Internationale Studie "Families and Transitions in Europe" (FATE). *DJI Bulletin*, 63, 4-7.
- Bengtson, V. L. & Allen, K. R. (1993). The life course perspective applied to families over time. In P. G. Boss, W. J. Doherty, R. LaRossa, W. R. Schumm & S. K. Steinmetz (Hrsg.), *Sourcebook of family theories and methods. A contextual approach* (S. 469-504). New York: Plenum Press.
- Bengtson, V. L. & Black, K. D. (1973). Inter-generational relations and continuities in socialization. In P. B. Baltes & K. W. Schaie (Hrsg.), *Life-span developmental psychology: Personality and socialization* (S. 207-234). New York: Academic Press.
- Bengtson, V. L., Giarrusso, R., Mabry, J. B. & Silverstein, M. (2002). Solidarity, conflict, and ambivalence: Complementary or competing perspectives on intergenerational relationships? *Journal of Marriage and Family*, 64, 568-576.
- Bengtson, V. L. & Kuypers, J. A. (1971). Generational differences and the developmental stake. *Aging and Human Development*, 2, 249-260.
- Bengtson, V. L. & Roberts, R. E. L. (1991). Intergenerational solidarity in aging families: An example of formal theory construction. *Journal of Marriage and Family*, 53, 856-870.

- Bentler, P. M. & Raykov, T. (2000). On measures of explained variance in nonrecursive structural equation models. *Journal of Applied Psychology*, 85 (1), 125-131.
- Berger, F. (2006). Zur Wirkung unterschiedlicher materieller Incentives in postalischen Befragungen. Ein Literaturbericht. *ZUMA-Nachrichten*, 58, 81-100.
- Berger, F., Grob, U., Fend, H. & Lauterbach, W. (2005). Möglichkeiten zur Optimierung der Rücklaufquote in postalischen Befragungen. Bericht über die Vorstudie zum Forschungsprojekt Life. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25 (1), 99-107.
- Berry, S. H. & Kanouse, D. E. (1987). Physician response to a mailed survey. *Public Opinion Quarterly*, 51, 102-114.
- Bertram, H. & Hennig, M. (1995). Eltern und Kinder. Zeit, Werte und Beziehungen zu Kindern. In B. Nauck & H. Bertram (Hrsg.), *Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich* (S. 91-120). Opladen: Leske + Budrich.
- Biener, P. M. & Kidd, H. J. (1994). The interactive effects of monetary incentive justification and questionnaire length on mail survey response rates. *Psychology and Marketing*, 11, 483-492.
- Biggart, A., Bendit, R., Cairns, D., Hein, K. & Mörch, S. (2002). *Families and transitions in Europe: State of the art report*. University of Ulster: Social Sciences.
- Birkelbach, K. (1998). Befragungsthema und Panelmortalität: Ausfälle in einer Lebenslaufferhebung. *ZA-Information* (42), 128-147.
- Blasius, J. & Reuband, K.-H. (1996). Postalische Befragungen in der empirischen Sozialforschung. Ausschöpfungsquoten und Antwortqualität. *Planung & Analyse* (1), 35-41.
- Blau, P. M. (1964). *Exchange and power in social life*. New York: John Wiley and Sons.
- Blos, P. (1967). The second individuation process of adolescence. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 22, 162-186.
- Booth, A. & Amato, P. R. (1994). Parental marital quality, parental divorce, and relations with parents. *Journal of Marriage and Family*, 56 (1), 21-34.
- Booth, A., Brinkerhoff, D. B. & White, L. K. (1984). The impact of parental divorce on courtship. *Journal of Marriage and the Family*, 46 (1), 85-94.
- Boszormenyi-Nagy, I. & Spark, G. M. (1981). *Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Böttcher, K. (2006). Scheidung in Ost- und Westdeutschland. Der Einfluss der Frauenerwerbstätigkeit auf die Ehestabilität. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58 (4), 592-616.
- Bowlby, J. (1978). *Attachment and loss*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Brehm, J. W. (1966). *A theory of psychological reactance*. New York: Academic Press.
- Brehm, J. W. & Cole, A. (1966). Effect of a favor which reduces freedom. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, 420-426.



- Brüderl, J., Diekmann, A. & Engelhardt, H. (1997). Erhöht eine Probeehe das Scheidungsrisiko? Eine empirische Untersuchung mit dem Familiensurvey. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 49 (2), 205-222.
- Buba, H. (1996). Entwicklungsverläufe in der Postadoleszenz und Ablösung vom Elternhaus. In R. K. Silbereisen, L. A. Vaskovics & J. Zinnecker (Hrsg.), *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996* (S. 349-365). Opladen: Leske + Budrich.
- Buba, H., Vaskovics, L. A. & Früchtel, F. (1992). Wohnformen bei Jugendlichen und in der Postadoleszenz. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland* (S. 381-394). Opladen: Leske + Budrich.
- Buba, H. P., Früchtel, F. & Pickel, G. (1995). Haushalts- und Familienformen junger Erwachsener und ihre Bedeutung im Ablösungsprozeß von der Herkunftsfamilie. Ein Vergleich in den neuen und alten Bundesländern. In B. Nauck, N. F. Schneider & A. Tölke (Hrsg.), *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch* (S. 119-136). Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Bucx, F., Van Wel, F., Knijn, T. & Hagendoorn, L. (2008). Intergenerational contact and the life course status of young adult children. *Journal of Marriage and Family*, 70, 144-156.
- Buhl, H. M. (2000). Biographische Übergänge und das Alter als Determinanten der Eltern-Kind-Beziehungen im Erwachsenenalter. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20 (4), 391-409.
- Bumpass, L. L., Martin, T. C. & Sweet, J. A. (1991). The impact of family background and early marital factors on marital disruption. *Journal of Family Issues*, 12 (1), 22-42.
- Bumpass, L. L. & Sweet, J. A. (1972). Differentials in marital instability: 1970. *American Sociological Review*, 37 (6), 754-766.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. (2002). *BIB-Mitteilung vom September 2002*. Wiesbaden.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). (2005). *Gender Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland*. München.
- Carter, B. & McGoldrick, M. (Hrsg.). (1988). *The changing family life cycle. A framework for family therapy*. New York: Gardner Press.
- Cavusgil, S. T. & Elvey-Kirk, L. A. (1998). Mail survey response behavior: A conceptualization of motivating factors and an empirical study. *European Journal of Marketing*, 32 (11/12), 1165-1192.
- Chebat, J.-C. & Cohen, A. (1993). Response speed in mail surveys: Beware of shortcuts. *Marketing Research*, 5 (2), 20ff.

- Cherlin, A. J., Furstenberg, F. F., Chase-Linsdale, P. L., Kiernan, K. E., Robins, P. K., Morrison, D. R. & Teitler, J. O. (1991). Longitudinal studies of effects of divorce on children in Great Britain and the United States. *Science*, 252 (5011), 1386-1389.
- Chodorow, N. (1985). *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Frauenoffensive.
- Church, A. H. (1993). Estimating the effects of incentives on mail survey response rates: A meta-analysis. *Public Opinion Quarterly*, 57, 62-79.
- Collins, W. A. & Russell, G. (1991). Mother-child and father-child relationships in middle childhood and adolescence: A developmental analysis. *Developmental Review*, 11, 99-136.
- Collins, W. A. & Van Dulmen, M. (2006). The course of true love(s) ...: Origins and pathways in the development of romantic relationships. In A. Crouter & A. Booth (Hrsg.), *Romance and sex in emerging adulthood: Risks and opportunities* (S. 63-86). Mahwah, N.J.: Lawrence Erlbaum.
- Cooney, T. M. (1994). Young adults' relations with parents: The influence of recent parental divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 56 (1), 45-56.
- Cordon, J. A. F. (1997). Youth residential independence and autonomy. A comparative study. *Journal of Family Issues*, 18 (6), 576-607.
- Cowan, P. A. & Hetherington, E. M. (Hrsg.). (1991). *Family transitions*. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Cox, D. R. & Snell, D. J. (1989). *The analysis of binary data*. London: Chapman and Hall.
- Cusinato, M. (1994). Parenting over the family life cycle. In L. L'Abate (Hrsg.), *Handbook of developmental family psychology and psychopathology* (S. 83-115). New York: John Wiley & Sons, Inc.
- DaVanzo, J. & Kobrin, F. E. (1982). *Leaving the nest and the transition to adulthood*. Santa Monica: The Rand Corporation.
- Davern, M., Rockwood, T. H., Sherrod, R. & Stephen, C. (2003). Prepaid monetary incentives and data quality in face-to-face interviews. Data from the 1996 survey of income and program participation incentive experiment. *Public Opinion Quarterly*, 67, 139-147.
- De Jong Gierveld, J., Liefbroer, A. C. & Beekink, E. (1991). The effect of parental resources on patterns of leaving home among young adults in the Netherlands. *European Sociological Review*, 7 (1), 55-71.
- De Leeuw, E. D. (1992). *Data quality in mail, telephone, and face to face surveys*. Amsterdam: TT-Publ.
- Denton, J. J., Tsai, C.-Y. & Chevrette, P. (1988). Effects on survey responses of subjects, incentives, and multiple mailings. *Journal of Experimental Education*, 56 (2), 77-82.
- Diaz de rada, V. (2005). The effect of follow-up mailings on the response rate and response quality in mail surveys. *Quality & Quantity*, 39, 1-18.

- Diefenbach, H. (1997). Intergenerationale Scheidungstransmission in Deutschland: Relevanz und Erklärungsansätze. *Zeitschrift für Rechtssoziologie*, 18 (1), 88-105.
- Diefenbach, H. (2000). *Intergenerationale Scheidungstransmission in Deutschland. Die Suche nach dem "missing link" zwischen Ehescheidung in der Elterngeneration und Ehescheidung in der Kindgeneration*. Würzburg: Ergon.
- Diekmann, A. & Engelhardt, H. (1995). Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey. *Zeitschrift für Soziologie*, 24 (3), 215-228.
- Diekmann, A. & Engelhardt, H. (1999). The social inheritance of divorce: Effects of parent's family type in postwar Germany. *American Sociological Review*, 64 (6), 783-793.
- Diekmann, A. & Engelhardt, H. (2002). *Alter der Kinder bei Ehescheidung der Eltern und soziale Vererbung des Scheidungsrisikos*. MPIDR Working Paper WP 2002-044. Rostock: Max-Planck-Institut für demografische Forschung.
- Diekmann, A. & Jann, B. (2001). Anreizformen und Ausschöpfungsquoten bei postalischen Befragungen. Eine Prüfung der Reziprozitätshypothese. *ZUMA-Nachrichten*, 48, 18-27.
- Diekmann, A. & Klein, T. (1993). Bestimmungsgründe des Ehescheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung mit den Daten des sozioökonomischen Panels. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 347-371). Berlin: Duncker & Humblot.
- Diekmann, A. & Mitter, P. (1993). Methoden der Ereignisanalyse in der Bevölkerungssoziologie: Stand und Probleme. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 20-65). Berlin: Duncker & Humblot.
- Dillman, D. A. (1978). *Mail and telephone surveys: The total design method*. New York: John Wiley & Sons.
- Dillman, D. A. (1983). Mail and other self-administered questionnaires. In P. H. Rossi, J. D. Wright & A. B. Anderson (Hrsg.), *Handbook of survey research*. New York.
- Dillman, D. A. (2000). *Mail and internet surveys. The tailored design method*. New York: John Wiley & Sons.
- Dodd, T. (1998). Incentive payments on social surveys: A summary of recent research. *Survey Methodology Bulletin*, 43, 23-27.
- Dommermuth, L. (2008). *Wege ins Erwachsenenalter in Europa. Italien, Westdeutschland und Schweden im Vergleich*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- du Bois-Reymond, M. (1998). Der Verhandlungshaushalt im Modernisierungsprozess. In P. Büchner, M. du Bois-Reymond, J. Ecarius, B. Fuhs & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Teenie-Welten. Aufwachsen in drei europäischen Regionen* (S. 83-112). Opladen: Leske + Budrich.

- Elder, G. H. (1984). Families, kin, and the life course. A sociological perspective. In R. D. Parke (Hrsg.), *Review of child development research. Volume seven: The family* (S. 80-136). Chicago: University of Chicago Press.
- Elder, G. H. (1985). Perspectives on the life course. In G. H. Elder (Hrsg.), *Life course dynamics: Trajectories and transitions, 1968–1980* (S. 23-49). Ithaca, N.Y.: Cornell University Press.
- Elder, G. H. (1995). The life course paradigm: Social change and individual development. In P. Moen, G. H. Elder & K. Lüscher (Hrsg.), *Examining lives in context. Perspectives on the ecology of human development* (S. 101-139). Washington, DC.: American Psychological Association.
- Elder, G. H., Jr., Krikpatrick Johnson, M. & Crosnoe, R. (2003). The emergence and development of life course theory. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 3-19). New York: Kluwer Academic Plenum Publishers.
- Emmerling, D. (2002). *Ehescheidungen 2000/2001*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Emmerling, D. (2005). *Ehescheidungen 2003*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Emmerling, D. (2007). *Ehescheidungen 2005*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Engelhardt, H., Trappe, H. & Dronkers, J. (2002). Differences in family policy and the intergenerational transmission of divorce: A comparison between the former East and West Germany. *Demographic Research*, 6, 295-324.
- Esping-Andersen, G. (1998). Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Zur Politischen Ökonomie des Wohlfahrtsstaates. In S. Lessenich & I. Ostner (Hrsg.), *Welten des Wohlfahrtskapitalismus: der Sozialstaat in vergleichender Perspektive* (S. 19-56). Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Esser, E. (1986a). Können Befragte lügen? Zum Konzept des "wahren Wertes" im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38 (2), 314-336.
- Esser, E. (1986b). Über die Teilnahme an Befragungen. *ZUMA-Nachrichten*, 18, 38-47.
- Europäische Union (Hrsg.). (1997). *Junge Menschen in der EU zwischen Schule, Ausbildung und Beruf*. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Union.
- Europäische Union (Hrsg.). (2002). *Das Leben von Frauen und Männern in Europa. Ein statistisches Porträt. Daten aus den Jahren 1980-2000*. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Union.
- Feeney, J. A. (1999). Romantic bonds in young adulthood: Links with family experiences. *Journal of Family Studies*, 5 (1), 25-46.
- Fend, H. (1988). *Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fend, H. (1990). *Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken*. Bern: Huber.
- Fend, H. (1991). *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen*. Bern: Huber.
- Fend, H. (1994). *Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung der Pubertät*. Bern: Huber.

- Fend, H. (1997). *Der Umgang mit Schule in der Adoleszenz: Aufbau und Verlust von Lern-motivation, Selbstachtung und Empathie*. Bern: Huber.
- Fend, H. (1998). *Eltern und Freunde. Soziale Entwicklung im Jugendalter*. Bern: Huber.
- Fend, H. (2005). Rauchen als Risiko-Indikator für jugendliche Lebensstile: Stabilität und Folgen für soziale Übergänge ins Erwachsenenalter. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25 (1), 82-94.
- Fend, H. & Berger, F. (2005). Entwicklungsverläufe von der Adoleszenz ins Erwachsenenalter. Design und Ergebnisse der Life-Studie. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 25 (1), 4-7.
- Fend, H. & Prester, H. G. H. (1986). *Dokumentation der Skalen des Projekts "Entwicklung im Jugendalter"*. Universität Konstanz. Sozialwissenschaftliche Fakultät.
- Fend, H. & Specht, W. (1986). *Erziehungsumwelten. Bericht aus dem Projekt "Entwicklung im Jugendalter"*. Universität Konstanz.
- Feng, D., Giarrusso, R., Bengtson, V. L. & Frye, N. (1999). Intergenerational transmission of marital quality and marital instability. *Journal of Marriage and Family*, 61 (2), 451-463.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford: Stanford University Press.
- Fischer, L. R. (1991). Between mothers and daughters. In S. K. Pfeifer & M. B. Sussman (Hrsg.), *Families: Intergenerational and generational connections* (S. 237-248). New York: The Haworth Press.
- Fox, R. J., Crask, M. R. & Kim, J. (1988). Mail survey response rate: A meta-analysis of selected techniques for inducing response. *Public Opinion Quarterly*, 52, 467-491.
- Freud, A. (1958). Adolescence. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 13, 255-278.
- Fthenakis, W. E. (1985). *Väter. Band 1. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fthenakis, W. E. (1995). Kindliche Reaktionen auf Trennung und Scheidung. *Familien-dynamik*, 20 (2), 127-154.
- Fuhrer, U. (2005). *Lehrbuch Erziehungspsychologie*. Bern: Huber.
- Furman, W. & Buhrmester, D. (1985). Children's perceptions of the personal relationships in their social networks. *Developmental Psychology*, 21, 1016-1024.
- Furse, D. H. & Stewart, D. W. (1982). Monetary incentives versus promised contribution to charity: New evidence on mail survey response. *Journal of Marketing Research*, 19, 375-380.
- Furse, D. H., Stewart, D. W. & Rados, D. L. (1981). Effects of foot-in-the-door, cash incentives, and followups on survey response. *Journal of Marketing Research*, 18 (4), 473-478.
- Furstenberg, F. F. & Teitler, J. O. (1994). Reconsidering the effects of marital disruption. What happens to children of divorce in early adulthood. *Journal of Family Issues*, 15 (2), 173-190.

- Gartner, H. (2000). *Das Auszugsverhalten junger Menschen aus dem Elternhaus in Westdeutschland seit 1984*. München: Volkswirtschaftliches Institut, Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Gelb, B., D. (1975). Incentives to increase survey returns: Social class considerations. *Journal of Marketing Research*, 12, 107-109.
- Georg, W., Strzoda, C. & Zinnecker, J. (1994). Determinanten des Auszugs junger Erwachsener aus dem Elternhaus. Eine Analyse mit Survivalmodellen. *ZA-Information*, 34, 106-123.
- Giarrusso, R., Stallings, M. & Bengtson, V., L. (1995). The "intergenerational stake" hypothesis revisited: Parent-child differences in perceptions of relationships 20 years later. In V. Bengtson, L. , K. W. Schaie & L. M. Burton (Hrsg.), *Adult intergenerational relations. Effects of societal change* (S. 227-263). New York: Springer.
- Gilligan, C. (1982). *In a different voice: Psychological theory and women's development*. Cambridge, MA.: Harvard University Press.
- Glenn, N. D. & Kramer, K. B. (1987). The marriages and divorces of the children of divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 49 (4), 811-825.
- Gloger-Tippelt, G. & Ullmeyer, M. (2001). Partnerschaft und Bindungsrepräsentation der Herkunftsfamilie. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familie und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 181-199). Göttingen: Hogrefe.
- Goldscheider, F. & Goldscheider, C. (1999). *The changing transition to adulthood. Leaving and returning home*. Thousand Oaks: Sage.
- Goldscheider, F. K. (1997). Recent changes in U.S. young adult living arrangements in comparative perspective. *Journal of Family Issues*, 18 (6), 708-724.
- Goldscheider, F. K. & DaVanzo, J. (1986). Semiautonomy and leaving home in early adulthood. *Social Forces*, 65 (1), 187-201.
- Goldscheider, F. K. & DaVanzo, J. (1989). Pathways to independent living in early adulthood: Marriage, semiautonomy, and premarital residential independence. *Demography*, 26 (4), 597-614.
- Gouldner, A. W. (1960). The norm of reciprocity. *American Sociological Review*, 25 (2), 161-178.
- Goyder, J. (1987). *The silent minority. Nonresponse on sample surveys*. Boulder: Westview Press.
- Greenberg, E. F. & Nay, W. R. (1982). The intergenerational transmission of marital instability reconsidered. *Journal of Marriage and the Family*, 44 (2), 335-347.
- Grossmann, K. E., Grossmann, K., Winter, M. & Zimmermann, P. (2002). Bindungsbeziehungen und Bewertung von Partnerschaft. In K. H. Brisch , K. E. Grossmann , K. Grossmann & L. Köhler (Hrsg.), *Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention und klinische Praxis* (S. 125-164). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Grotevant, H. D. & Cooper, C. R. (1986). Individuation in family relationships and the development of identity exploration. *Child Development*, 56, 415-428.

- Groves, R. M., Cialdini, R. B. & Couper, M. P. (1992). Understanding the decision to participate in a survey. *Public Opinion Quarterly*, 56, 475-495.
- Groves, R. M., Fowler, F. J., Couper, M. P., Lepkowski, J. M., Singer, E. & Tourangeau, R. (2004). *Survey methodology*. John Wiley & Sons, Inc.
- Groves, R. M., Singer, E. & Corning, A. D. (2000). Leverage-saliency theory of survey participation: Description and an illustration. *Public Opinion Quarterly*, 64 (3), 299-308.
- Groves, R. M., Singer, E., Corning, A. D. & Bowers, A. (1999). A laboratory approach to measuring the effects on survey participation of interview length, incentives, differential incentives, and refusal conversion. *Journal of Official Statistics*, 15 (2), 251-268.
- Grundmann, M. (1998). Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg. In A. Klocke & K. Hurrelmann (Hrsg.), *Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen* (S. 161-182). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hansen, R. A. (1980). A self-perception interpretation of the effect of monetary and non-monetary incentives on mail survey respondent behavior. *Journal of Marketing Research*, 17 (1), 77-83.
- Harkness, J., Mohler, P., Schneid, M. & Christoph, B. (1998). Incentives in two German mail surveys 1996/97 & 1997. In A. Koch & R. Porst (Hrsg.), *Nonresponse in survey research* (S. 201-218). ZUMA, Mannheim: ZUMA-Nachrichten Spezial 4.
- Härtl, M. (1996). Auszug aus dem Elternhaus. 'Nesthocker' und 'Nestflüchter'. In W. Bien (Hrsg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen* (S. 82-88). Opladen: Leske + Budrich.
- Heckerens, H.-P. (1987). Das erhöhte Risiko der Ehescheidung. Zur intergenerationalen Scheidungs-Tradierung. *Zeitschrift für Soziologie*, 16 (3), 190-203.
- Heiss, J. (1972). On the transmission of marital instability in black families. *American Sociological Review*, 37 (1), 82-92.
- Herms-Bohnhoff, E. (1992). *Hotel Mama: warum erwachsene Kinder heute nicht mehr ausziehen*. Zürich: Kreuz Verlag.
- Hessisches Statistisches Landesamt (Hrsg.). (2007). *Regionalkarten Hessen*. Wiesbaden.
- Hetherington, E. M. (1972). Effects of paternal absence on personality development in adolescent daughters. *Developmental Psychology*, 7 (3), 313-326.
- Hetherington, E. M. (1979). Divorce, a child's perspective. *American Psychologist*, 34 (10), 851-858.
- Hetherington, E. M. (1991). The role of individual differences and family relationships in children's coping with divorce and remarriage. In P. A. Cowan & E. M. Hetherington (Hrsg.), *Family transitions* (S. 165-194). Hillsdale New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Hetherington, E. M. (2003). *Scheidung. Die Perspektiven der Kinder*. Weinheim: Beltz.

- Hetherington, E. M. & Parke, R. D. (1979). *Child psychology. A contemporary viewpoint*. New York: McGraw-Hill.
- Hill, R. (1949). *Families under stress*. New York: Harper & Row.
- Hillmert, S. (2004). Berufseinstieg in Krisenzeiten: Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen in den 1980er und 1990er Jahren. In S. Hillmert & K. U. Mayer (Hrsg.), *Geboren 1964 und 1971. Neuere Untersuchungen zu Ausbildungs- und Berufschancen in Westdeutschland* (S. 23-38). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hillmert, S. (2005). From old to new structures: A long-term comparison of the transition to adulthood in West and East Germany. In R. MacMillan (Hrsg.), *The structure of the life course: Standardized? Individualized? Differentiated?* (S. 151-173). Amsterdam: Elsevier.
- Hippler, H.-J. & Seidel, K. (1985). Schriftliche Befragung bei allgemeinen Bevölkerungstichproben – Untersuchungen zur Dillmanschen "Total Design Method". *ZUMA-Arbeitsbericht*, 16, 39-56.
- Hofer, M. (2002). Theoretische Ansätze in der Familienpsychologie. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (S. 28-49). Göttingen: Hogrefe.
- Hofer, M., Wild, E. & Noack, P. (Hrsg.). (2002). *Lehrbuch der Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung*. Göttingen: Hogrefe.
- Hogan, D. P. & Kitagawa, E. M. (1985). The impact of social status, family structure, and neighborhood on the fertility of black adolescents. *The American Journal of Sociology*, 90 (4), 825-855.
- Homans, G. C. (1950). *The human group*. New York: Harcourt, Brace & World.
- Homans, G. C. (1961). *Social behavior: Its elementary forms*. New York: Harcourt, Brace and World.
- Hradil, S. (2001). *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, S. (2006). *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hubbard, R. & Little, E. L. (1988). Promised contributions to charity and mail survey responses. Replication with extension. *Public Opinion Quarterly*, 52, 223-230.
- Huinink, J. & Konietzka, D. (2004). Der Weg in die soziale Unabhängigkeit. Sozialstruktureller Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus im Kohortenvergleich. In M. Szydlik (Hrsg.), *Generation und Ungleichheit* (S. 144-167). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hullen, G. (1995). Der Auszug aus dem Elternhaus im Vergleich von West- und Ostdeutschland. Ergebnisse des Family and Fertility Surveys (FFS) 1992. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 20 (2), 141-158.
- Hullen, G. (1998). Scheidungskinder - oder: Die Transmission des Scheidungsrisikos. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 23 (1), 19-38.



- Hurrelmann, K. (2000). Gesundheitsrisiken von sozial benachteiligten Kindern. In T. Altgeld & P. Hofrichter (Hrsg.), *Reiches Land, kranke Kinder? Gesundheitliche Folgen von Armut bei Kindern und Jugendlichen* (S. 21-29). Frankfurt am Main: Mabuse.
- Iacovou, M. (1998). *Young people in Europe: Two models of household formation*. Colchester: University of Essex, Institute for Social and Economic Research.
- Iacovou, M. & Berthoud, R. (2001). *Young people's lives: a map of Europe*. Colchester: University of Essex, Institute for Social and Economic Research.
- James, J. M. & Bolstein, R. (1990). The effect of monetary incentives and follow-up mailings on the response rate and response quality in mail surveys. *Public Opinion Quarterly*, 54, 346-361.
- James, J. M. & Bolstein, R. (1992). Large monetary incentives and their effect on mail survey response rates. *Public Opinion Quarterly*, 56, 442-453.
- Juang, L. P., Silbereisen, R. K. & Wiesner, M. (1999). Predictors of leaving home in young adults raised in Germany: A replication of a 1991 study. *Journal of Marriage and the Family*, 61 (2), 505-515.
- Kaldenberg, D. O., Koenig, H., F. & Becker, B. W. (1994). Mail survey response rate patterns in a population of the elderly. Does response deteriorate with age? *Public Opinion Quarterly*, 58, 68-76.
- Kaplan, L. J. (1984). *Adolescence: The farewell to childhood*. New York: Simon & Schuster.
- Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, method, and research. *Psychological Bulletin*, 118 (1), 3-34.
- Kaufman, G. & Uhlenberg, P. (1998). Effects of life course transitions on the quality of relationships between adult children and their parents. *Journal of Marriage and Family*, 60, 924-938.
- Keith, V. M. & Finlay, B. (1988). The impact of parental divorce on children's educational attainment, marital timing, and likelihood of divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 50 (3), 797-809.
- Klein, S. & Porst, R. (2000). Mail Surveys. Ein Literaturbericht. *ZUMA-Technischer Bericht*, 10/2000.
- Klein, T. (1995). Ehescheidung in der Bundesrepublik und der früheren DDR. Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In B. Nauck, N. F. Schneider & A. Tölke (Hrsg.), *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch* (S. 76-89). Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Klein, T. (1999). Verbreitung und Entwicklung Nichtehelicher Lebensgemeinschaften im Kontext des Wandels partnerschaftlicher Lebensformen. In T. Klein & W. Lauterbach (Hrsg.), *Nichteheliche Lebensgemeinschaften* (S. 63-94). Opladen: Leske + Budrich.

- Kleining, G. & Moore, H. (1968). Soziale Selbsteinstufung (SSE). Ein Instrument zur Messung sozialer Schichten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 20, 502-552.
- Kline, R. B. (2005). *Principles and practice of structural equation modeling*. New York: The Guilford Press.
- Knoester, C. (2003). Implications of childhood externalizing problems for young adults. *Journal of Marriage and Family*, 65, 1073-1080.
- Kobrin, F. E. & Waite, L. J. (1984). Effects of childhood family structure on the transition to marriage. *Journal of Marriage and the Family*, 46 (4), 807-816.
- Kohlendorfer, S., Baumann, U. & Merl, H. (1994). Ablösung Jugendlicher. Ein Problem der Familie. Zur Organisationsstruktur von Familien mit Ablösungsproblemen. Eine Erkundungsstudie. *Zeitschrift für Familienforschung*, 6, 10-44.
- Kohli, M. & Künemund, H. (Hrsg.). (2000). *Die zweite Lebenshälfte – Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kohli, M., Künemund, H., Motel, A. & Szydlik, M. (2000). Generationenbeziehungen. In M. Kohli & H. Künemund (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte* (S. 176-211). Opladen.
- Konietzka, D. & Huinink, J. (2003). Die De-Standardisierung einer Statuspassage? Zum Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. *Soziale Welt*, 54, 285-312.
- Kreppner, K. & Lerner, R. M. (Hrsg.). (1989). *Family systems and life-span development*. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Kulka, R. A. & Weingarten, H. (1979). The long-term effects of parental divorce in childhood on adult adjustment. *Journal of Social Issues*, 35 (4), 50-78.
- Langness, A., Leven, I. & Hurrelmann, K. (2006). Jugendliche Lebenswelten: Familie, Schule, Freizeit. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), 15. *Shell Jugendstudie. Jugend 2006* (S. 49-102). Frankfurt am Main: Fischer Verlag.
- Lauterbach, W. (1999). Die Dauer Nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Alternative oder Vorphase zur Ehe? In T. Klein & W. Lauterbach (Hrsg.), *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen* (S. 269-307). Opladen: Leske + Budrich.
- Lauterbach, W. & Lüscher, K. (1999). *Wer sind die Spätauszöher? Oder: Herkunftsfamilie, Wohnumfeld und die Gründung eines eigenen Haushaltes*. Universität Konstanz: Forschungsschwerpunkt "Gesellschaft und Familie".
- Lauterbach, W. & Sacher, M. (2001). Erwerbseinstieg und erste Erwerbsjahre. Ein Vergleich von vier Geburtskohorten. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, 258-282.
- Lawton, L., Silverstein, M. & Bengtson, V. L. (1994). Affection, social contact, and geografic distance between adult children and their parents. *Journal of Marriage and the Family*, 56 (1), 57-68.

- Levinger, G. (1976). A socio-psychological perspective on marital dissolution. *Journal of Social Issues*, 32 (1), 21-47.
- Lin, I.-F. (2008). Consequences of parental divorce for adult children's support of their frail parents. *Journal of Marriage and Family*, 70, 113-128.
- Litwin, D. (1992). Autonomie: Ein Konflikt für Frauen. In J. Alpert (Hrsg.), *Psychoanalyse der Frau jenseits von Freud* (S. 194-225). Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag.
- Loeber, R., Farrington, D. P., Stouthamer-Loeber, M. & Van Kammen, W. B. (1998). Multiple risk factors for multiproblem boys: Co-occurrence of delinquency, substance use, attention deficit, conduct problems, physical aggression, covert behavior, depressed mood, and shy/withdrawn behavior. In R. Jessor (Hrsg.), *New perspectives on adolescent risk behavior* (S. 90-149): Cambridge University Press.
- Lüscher, K. & Liegle, L. (2003). *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Lüscher, K. & Pillemer, K. (1998). Intergenerational ambivalence: A new approach to the study of parent-child relations in later life. *Journal of Marriage and Family*, 60, 413-425.
- Lynn, P. (2001). The impact of incentives on response rates to personal interview surveys: Role and perceptions of interviewers. *International Journal of Public Opinion Research*, 13 (3), 326-336.
- Main, M. (2001). Aktuelle Studien zur Bindung. In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter* (S. 1-51). Bern: Huber.
- Mansel, J. & Hurrelmann, K. (1994). *Alltagsstreß bei Jugendlichen. Eine Untersuchung über Lebenschancen, Lebensrisiken und psychosoziale Befindlichkeiten im Statusübergang*. Weinheim und München: Juventa.
- Marbach, J. H. (1994). Der Einfluß von Kindern und Wohnentfernung auf die Beziehungen zwischen Eltern und Großeltern: Eine Prüfung des quasi-experimentellen Designs der Mehrgenerationenstudie. In W. Bien (Hrsg.), *Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien* (S. 77-111). Opladen: Leske + Budrich.
- Marbach, J. H. (1999). Young adults' housing, social networks and residential environment: An analysis of quantitative empirical data. In R. Bendit, W. Gaiser & J. H. Marbach (Hrsg.), *Youth and housing in Germany and the European Union* (S. 107-172). Opladen: Leske + Budrich.
- Marbach, J. H. (2001). *Auszug aus dem Elternhaus. Jugendliche und junge Erwachsene im Übergang zu selbständigem Wohnen*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Martin, E., Abreu, D. & Winters, F. (2001). Money and motive: Effects of incentives on panel attrition in the survey of income and program participation. *Journal of Official Statistics*, 17 (2), 267-284.
- Martinez-Ebers, V. (1997). Using monetary incentives with hard-to-reach populations in panel surveys. *International Journal of Public Opinion Research*, 9 (1), 77-86.

- Mayer, K.-U. & Wagner, M. (1986). Der Auszug von Kindern aus dem elterlichen Haushalt. Ein Erklärungsmodell für die Geburtsjahrgänge 1929-31, 1939-41 und 1949-51. In K. F. Zimmermann (Hrsg.), *Demographische Probleme der Haushaltökonomie* (S. 1-42). Bochum: Brockmeyer.
- Mayer, K. U. (2004). Unordnung und frühes Leid? Bildungs- und Berufsverläufe in den 1980er und 1990er Jahren. In S. Hillmert & K. U. Mayer (Hrsg.), *Geboren 1964 und 1971. Neuere Untersuchungen zu Ausbildungs- und Berufschancen in Westdeutschland* (S. 201-213). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- McConaghy, M. & Beerten, R. (2003). Influencing response on the family resources survey by using incentives. *Social Survey Methodology Bulletin*, 51, 27-35.
- McCubbin, H. I. & Patterson, J. M. (1983). The family stress process: The double ABCX model of adjustment and adaptation. *Marriage and Family Review*, 6, 7-37.
- McGue, M. & Lykken, D. T. (1992). Genetic influence on risk of divorce. *Psychological Science*, 3 (6), 368-373.
- McHardy, K. (1993). *Nicht ohne meine Mutter. Das Nesthocker-Problem*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- McLanahan, S. S. (1983). Family structure and stress: A longitudinal comparison of two-parent and female-headed families. *Journal of Marriage and the Family*, 45 (2), 347-357.
- McLanahan, S. S. (1985). Family structure and the reproduction of poverty. *The American Journal of Sociology*, 90 (4), 873-901.
- McLanahan, S. S. (1988). Family structure and dependency: Early transitions to female household headship. *Demography*, 25 (1), 1-16.
- McLanahan, S. S. & Bumpass, L. (1988). Intergenerational consequences of family disruption. *The American Journal of Sociology*, 94 (1), 130-152.
- Mehlkop, G. & Becker, R. (2007). Zur Wirkung monetärer Anreize auf die Rücklaufquote in postalischen Befragungen zu kriminellen Handlungen. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde eines Methodenexperiments. *Methoden, Daten, Analysen. Zeitschrift für empirische Sozialforschung*, 1 (1), 5-24.
- Mitchell, B. A. (1994). Family structure and leaving the nest: A social resource perspective. *Sociological Perspectives*, 37 (4), 651-671.
- Mitchell, B. A., Wister, A. V. & Burch, T. K. (1989). The family environment and leaving the parental home. *Journal of Marriage and the Family*, 51 (3), 605-613.
- Mitterauer, M. (1997). Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Grosseltern. In M. Mitterauer & N. Ortmayr (Hrsg.), *Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven* (S. 13-51). Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.
- Möller, K. & Stattin, H. (2001). Are close relationships in adolescence linked with partner relationships in midlife? A longitudinal, prospective study. *International Journal of Behavioral Development*, 25 (1), 69-77.
- Mueller, C. W. & Pope, H. (1977). Marital instability: A study of its transmission between generations. *Journal of Marriage and the Family*, 39 (1), 83-93.

- Muir, D. E. & Weinstein, E. A. (1962). The social debt: An investigation of lower-class and middle-class norms of social obligation. *American Sociological Review*, 27, 532-539.
- Mulder, C. H., Clark, W. A. V. & Wagner, M. (2002). A comparative analysis of leaving home in the United States, the Netherlands and West Germany. *Demographic Research*, 7 (17), 565-592.
- Müller, H.-U. (1991). Familie und Wohnen. Wohnung und Wohnumfeld. In H. Bertram (Hrsg.), *Die Familie in Westdeutschland* (S. 311-349). Opladen: Leske + Budrich.
- Napp-Peters, A. (1991). *Familien nach der Scheidung*. München: Kunstmann.
- Nave-Herz, R. (1997). Still in the nest. The family and young adults in Germany. *Journal of Family Issues*, 18 (6), 671-689.
- Nave-Herz, R. (2002). Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland. In R. Nave-Herz (Hrsg.), *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland* (S. 45-70). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Nave-Herz, R. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Nederhof, A. J. (1983). The effects of material incentives in mail surveys: Two studies. *Public Opinion Quarterly*, 47, 103-111.
- Nydegger, C. N. (1991). The development of paternal and filial maturity. In K. Pillemer & K. McCartney (Hrsg.), *Parent-child relations throughout life* (S. 93-112). Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Nydegger, C. N. & Mitteness, L. S. (1991). Fathers and their adult sons and daughters. In S. K. Pfeifer & M. B. Sussman (Hrsg.), *Families: Intergenerational and generational connections* (S. 249-266). New York: The Haworth Press.
- O'Connor, T. G., Allen, J. P., Bell, K. L. & Hauser, S. T. (1996). Adolescent-parent relationships and leaving home in young adulthood. In J. A. Graber & J. Semon Dubas (Hrsg.), *Leaving home: Understanding the transition to adulthood*. (S. 39-51). San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Ott, N. (1986). Ausscheiden erwachsener Kinder aus dem elterlichen Haushalt. In K. F. Zimmermann (Hrsg.), *Demographische Probleme der Haushaltökonomie* (S. 43-79). Bochum: Brockmeyer.
- Ott, N. (1993). Verlaufsanalysen zum Ehescheidungsrisiko. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 394-415). Berlin: Duncker & Humblot.
- Papastefanou, C. (1997). *Auszug aus dem Elternhaus. Aufbruch und Ablösung im Erleben von Eltern und Kindern*. Weinheim und München: Juventa.
- Papastefanou, C. (2002). Familiärer Wandel in der Auszugsphase: Hintergründe der verzögerten Ablösung. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 206-219). Göttingen: Hogrefe.

- Parrott, T. M. & Bengtson, V. L. (1999). The effects of earlier intergenerational affection, normative expectations, and family conflict on contemporary exchanges of help and support. *Research on Aging*, 21, 73-105.
- Petermann, U. & Petermann, F. (2002). Biopsychosoziale Perspektiven der Entwicklungspsychopathologie. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 46-68). Göttingen: Hogrefe.
- Peuckert, R. (2005). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pillemer, K. & Suitor, J. J. (2002). Explaining mothers' ambivalence toward their adult children. *Journal of Marriage and Family*, 64, 602-613.
- Pope, H. & Mueller, C. W. (1976). The intergenerational transmission of marital instability: Comparison by race and sex. *Journal of Social Issues*, 32 (1), 49-66.
- Porst, R. (1996). Ausschöpfungen bei sozialwissenschaftlichen Umfragen. Die Sicht der Institute. *ZUMA-Arbeitsbericht*, 96/07.
- Porst, R. (1999). Thematik oder Incentives? Zur Erhöhung der Rücklaufquoten bei postalischen Befragungen. *ZUMA-Nachrichten*, 45, 72-87.
- Porst, R., Ranft, S. & Ruoff, B. (1998). Strategien und Maßnahmen zur Erhöhung der Ausschöpfungsquoten bei sozialwissenschaftlichen Umfragen. Ein Literaturbericht. *ZUMA-Arbeitsbericht*, 98/07.
- Rapp, I. (2008). Wann werden Ehen getrennt? Der Einfluss der Ehedauer auf das Trennungsrisiko. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 60 (3), 500-527.
- Reifman, A., Villa, L. C., Amans, J. A., Rethinam, V. & Telesca, T. Y. (2001). Children of divorce in the 1990s: A meta-analysis. *Journal of Divorce & Remarriage*, 36 (1), 27-36.
- Reinecke, J. (2005). *Strukturgleichungsmodelle in den Sozialwissenschaften*. München: Oldenbourg.
- Reuband, K.-H. (1999). Telefonkarten als Incentives für nicht-kooperative Zielpersonen in postalischen Befragungen. Auswirkungen auf die Teilnahmebereitschaft und die Zusammensetzung der Befragten. *Planung & Analyse* (3), 63-66.
- Reuband, K.-H. (2002). Über die Schwierigkeit, den Nutzen postalischer Befragungen zu erkennen. Antwort auf die Kritik von Rainer Schnell. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54, 157-162.
- Reuband, K.-H. & Blasius, J. (1996). Face-to-Face-, telefonische und postalische Befragungen: Ausschöpfungsquoten und Antwortmuster in einer Großstadt-Studie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (48), 296-318.
- Richlin-Klonsky, J. & Bengtson, V. L. (1996). Pulling together, drifting apart: A longitudinal case study of a four-generation family. *Journal of Aging Studies*, 10 (4), 255-279.
- Roberts, R. E. L., Richards, L. N. & Bengtson, V. L. (1991). Intergenerational solidarity in families: Untangling the ties that bind. In S. K. Pfeifer & M. B. Sussman (Hrsg.), *Families: Intergenerational and generational connections* (S. 11-46). New York: The Haworth Press.

- Rollett, B. & Werneck, H. (Hrsg.). (2002). *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie*. Göttingen: Hogrefe.
- Rosenmayr, L. & Köckeis, E. (1961). Sozialbeziehungen im höheren Lebensalter. *Soziale Welt*, 12, 214-229.
- Rossi, A. S. & Rossi, P. H. (1990). *Of human bonding. Parent-child relations across the life course*. New York: De Gruyter.
- Rossi, G. (1997). The nestlings. Why young adults stay at home longer: The Italian case. *Journal of Family Issues*, 18 (6), 627-644.
- Russell, A. & Saebel, J. (1997). Mother-son, mother-daughter, father-son, and father-daughter: Are they distinct relationships? *Developmental Review*, 17, 111-147.
- Sardei-Biermann, S. & Kanalas, I. (2006). Lebensverhältnisse von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In M. Gille, S. Sardei-Biermann, W. Gaiser & J. de Rijke (Hrsg.), *Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger* (S. 23-85). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sarkisian, N. & Gerstel, N. (2004). Explaining the gender gap in help to parents: The importance of employment. *Journal of Marriage and Family*, 66, 431-451.
- Sarkisian, N. & Gerstel, N. (2008). Till marriage do us part: Adult children's relationships with their parents. *Journal of Marriage and Family*, 70, 360-376.
- Scherger, S. (2007). *Destandardisierung, Differenzierung, Individualisierung. Westdeutsche Lebensläufe im Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scherger, S. (2008). Flexibilisierte Lebensläufe? Die Dynamik von Auszug und erster Heirat. In M. Szydlík (Hrsg.), *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie* (S. 193-212). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schimpl-Neimanns, B. (2006). *ZUMA-Arbeitsbericht Nr. 2006/04. Auszug aus dem Elternhaus: Ergebnisse des Mikrozensuspanels 1996-1999*. Mannheim: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen.
- Schmidt-Denter, U. (2000). Entwicklung von Trennungs- und Scheidungsfamilien: Die Kölner Längsschnittstudie. In K. A. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis* (S. 203-229). Göttingen: Hogrefe.
- Schneewind, K., A. & Ruppert, S. (1995). *Familien gestern und heute: ein Generationenvergleich über 16 Jahre*. München: Quintessenz.
- Schneewind, K. A. (1994). Persönlichkeitsentwicklung im Kontext von Erziehung und Sozialisation. In K. A. Schneewind (Hrsg.), *Psychologie der Erziehung und Sozialisation* (S. 197-225). Göttingen: Hogrefe.
- Schneewind, K. A. (2002). Familienentwicklung. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 105-127). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Schneewind, K. A. (2008). *Familienpsychologie* (2. vollständig überarbeitete ed.). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

- Schnell, R. (1997). *Nonresponse in Bevölkerungsumfragen. Ausmaß, Entwicklung und Ursachen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schnell, R. (2002). Anmerkungen zur Publikation "Möglichkeiten und Probleme des Einsatzes postalischer Befragungen" von Karl-Heinz Reuband in der KZfSS 2001, 2, S. 307-333. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54, 147-156.
- Schröder, H. (1995). *Jugend und Modernisierung. Strukturwandel der Jugendphase und Statuspassagen auf dem Weg zum Erwachsensein*. Weinheim: Juventa.
- Schütze, Y. (1993). Generationenbeziehungen im Lebensverlauf - eine Sache der Frauen? In K. Lüscher & F. Schultheis (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in "postmodernen" Gesellschaften* (S. 287-298). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- Schütze, Y. & Wagner, M. (1995). Familiäre Solidarität in den späten Phasen des Familienverlaufs. In B. Nauck & C. Onnen-Iseman (Hrsg.), *Familien im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung*. Neuwied: Luchterhand.
- Schwarz, B. (2000). Frauen aus verschiedenen Familienformen und ihre alten Eltern - Beziehungsqualität und wechselseitige Unterstützung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 20 (4), 410-424.
- Schwarz, B. (2006). Adult daughters' family structure and the association between reciprocity and relationship quality. *Journal of Family Issues*, 27 (2), 208-228.
- Schwarz, B. & Silbereisen, R. K. (1999). Akzentuiert die Scheidung der Eltern vorher bestehende Unterschiede zwischen Jugendlichen? Aspekte der Selbst- und Problemwahrnehmung vor und nach der Trennung. In S. Walper & B. Schwarz (Hrsg.), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien* (S. 23-48). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Seiffge-Krenke, I. (2006). Leaving home or still in the nest? Parent-child relationships and psychological health as predictors of different leaving home patterns. *Developmental Psychology*, 42 (5), 864-876.
- Shapiro, A. (2003). Later-life divorce and parent-adult child contact and proximity: A longitudinal analysis. *Journal of Family Issues*, 24 (2), 264-285.
- Shettle, C. & Mooney, G. (1999). Monetary incentives in U.S. government surveys. *Journal of Official Statistics*, 15 (2), 231-250.
- Shulman, S. & Seiffge-Krenke, I. (1996). *Fathers and adolescents. Developmental and clinical perspectives*. London and New York: Routledge.
- Silbereisen, R. K., Meschke, L. L. & Schwarz, B. (1996). Leaving the parental home: Predictors for young adults raised in former East and West Germany. In J. A. Graber & J. Semon Dubas (Hrsg.), *Leaving home: Understanding the transition to adulthood*. (S. 71-85). San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Silverstein, M. & Bengtson, V., L. (1997). Intergenerational solidarity and the structure of adult child-parent relationships in American families. *American Journal of Sociology*, 103, 429-460.



- Silverstein, M., Parrott, T. M. & Bengtson, V. L. (1995). Factors that predispose middle-aged sons and daughters to provide social support to older parents. *Journal of Marriage and the Family*, 57, 465-475.
- Simmons, E. & Wilmot, A. (2004). Incentive payments on social surveys: A literature review. *Social Survey Methodology Bulletin*, 53, 1-11.
- Singer, E. (1998). Incentives for survey participation: Research on intended and unintended consequences. *ZUMA-Arbeitsbericht*, 42, 7-29.
- Singer, E., Groves, R. M. & Corning, A. D. (1999). Differential incentives. Beliefs about practices, perceptions of equity, and effects on survey participation. *Public Opinion Quarterly*, 63, 251-260.
- Singer, E., van Hoewyk, J., Gebler, N., Raghunathan, T. & McGonagle, K. (1999). The effect of incentives on response rates in interview-mediated surveys. *Journal of Official Statistics*, 15 (2), 217-230.
- Singer, E., van Hoewyk, J. & Maher, M. P. (1998). Does the payment of incentives create expectation effects? *Public Opinion Quarterly*, 62, 152-164.
- Singer, E., van Hoewyk, J. & Maher, M. P. (2000). Experiments with incentives in telephone surveys. *Public Opinion Quarterly*, 64, 171-188.
- Spiel, C., von Eye, A., Spiel, G., Resch, G. & Sampl, B. (2002). Here it works. There it doesn't. Argumente für die differentielle Betrachtung familiärer Interaktionsmuster. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 167-184). Göttingen: Hogrefe.
- Stadtmüller, S. & Porst, R. (2005). Zum Einsatz von Incentives bei postalischen Befragungen. *ZUMA How-to-Reihe*, 14.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (2004). *Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (2006). *Datenreport 2006. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Statistisches Bundesamt Deutschland. (2007). *Pressemitteilung Nr. 442 vom 7.11.2007, Ehescheidungen im Jahr 2006*. Wiesbaden.
- Stattin, H. & Magnusson, C. (1996). Leaving home at an early age among females. In J. A. Graber & J. Semon Dubas (Hrsg.), *Leaving home: Understanding the transition to adulthood*. (S. 53-69). San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Stauber, B. & du Bois-Reymond, M. (2006). Familienbeziehungen im Kontext verlängerter Übergänge. Eine intergenerative Studie aus neun europäischen Ländern. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 26 (2), 206-221.
- Steinberg, L. (1987). Single parents, stepparents, and the susceptibility of adolescents to antisocial peer pressure. *Child Development*, 58 (1), 269-275.
- Steinberg, L. (2001). We know some things: Parent-adolescent relationships in retrospect and prospect. *Journal of Research on Adolescence*, 11 (1), 1-19.

- Steinberg, L. & Silk, J. S. (2002). Parenting adolescents. In M. H. Bornstein (Hrsg.), *Handbook of parenting* (Vol. 1, S. 103-133). Mahwah, NJ.: Erlbaum.
- Stierlin, H. (1989). *Individuation und Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stierlin, H., Levi, L. D. & Savard, R. J. (1977). Zentrifugale und zentripetale Ablösung in der Adoleszenz: zwei Modi und einige ihrer Implikationen. In R. Döbert, J. Habermas & G. Nunner-Winkler (Hrsg.), *Entwicklung des Ichs* (S. 46-67). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sudman, S. & Bradburn, N. M. (1982). *Asking questions: A practical guide on questionnaire design*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Szydlik, M. (1995). Die Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern – und umgekehrt. *Zeitschrift für Soziologie*, 24 (2), 75-94.
- Szydlik, M. (2000). Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen: Leske + Budrich.
- Szydlik, M. (2002). Wenn sich Generationen auseinanderleben. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 22 (4), 362-373.
- Szydlik, M. (2005). Intergenerational solidarity and conflict. *Discussion-Paper. Research Group L'Abour, Generation, Stratification (AGES)*.
- Szydlik, M. & Schupp, J. (1998). Stabilität und Wandel von Generationenbeziehungen. *Zeitschrift für Soziologie*, 27 (4), 297-315.
- Tabachnick, B. G. & Fidell, L. S. (2001). *Using multivariate statistics*. Boston: Allyn and Bacon.
- Tartler, R. (1961). *Das Alter in der modernen Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Teachman, J. D. (2002). Childhood living arrangements and the intergenerational transmission of divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 64 (3), 717-729.
- Templeton, R. & Bauereiss, R. (1994). Kinderbetreuung zwischen den Generationen. In W. Bien (Hrsg.), *Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien* (S. 249-266). Opladen: Leske + Budrich.
- Thibaut, J. W. & Kelley, H. H. (1959). *The social psychology of groups*. New York: John Wiley and Sons.
- Thoma, M. & Zimmermann, M. (1996). Zum Einfluß der Befragungstechnik auf den Rücklauf bei schriftlichen Umfragen - Experimentelle Befunde zur "Total-Design-Methode". *ZUMA-Nachrichten*, 39, 141-159.
- Thorndike, R. L. (1973). *Reading comprehension education in fifteen countries*. Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Thornton, A., Orbach, T. L. & Axinn, W. G. (1995). Parent-child relationships during the transition to adulthood. *Journal of Family Issues*, 16 (5), 538-564.
- Trommsdorff, G. (2001). Eltern-Kind-Beziehungen aus kulturvergleichender Sicht. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familie und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 36-62). Göttingen: Hogrefe.

- Trussell, N. & Lavrakas, P. J. (2004). The influence of incremental increases in token cash incentives on mail survey response. Is there an optimal amount? *Public Opinion Quarterly*, 68 (3), 349-367.
- Tubman, J. G. & Lerner, R. M. (1994). Affective experiences of parents and their children from adolescence to young adulthood: Stability of affective experiences. *Journal of Adolescence*, 17 (1), 81-98.
- Umberson, D. (1992). Relationships between adult children and their parents: Psychological consequences for both generations. *Journal of Marriage and the Family*, 54 (3), 664-674.
- Vaskovics, L. A. (1993). Elterliche Solidarleistungen für junge Erwachsene. In K. Lüscher & F. Schultheis (Hrsg.), *Generationenbeziehungen in "postmodernen" Gesellschaften* (S. 185-202). Konstanz: Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- Vaskovics, L. A. (1996). Innerfamiliäre Transferbeziehungen zwischen den Generationen. In R. K. Silbereisen, L. A. Vaskovics & J. Zinnecker (Hrsg.), *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996* (S. 317-329). Opladen: Leske + Budrich.
- Vaskovics, L. A. (1997). Generationenbeziehungen: Junge Erwachsene und ihre Eltern. In E. Liebau (Hrsg.), *Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft* (S. 141-160). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Vaskovics, L. A. (1998). Lebensverläufe junger Erwachsener und elterliche Unterstützungsleistungen. In H. Oswald (Hrsg.), *Sozialisation und Entwicklung in den neuen Bundesländern. Beiheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (S. 215-227). Weinheim: Juventa.
- Vaskovics, L. A., Buba, H. & Früchtel, F. (1992). Postadoleszenz und intergenerative Beziehungen in der Familie. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland* (S. 395-408). Opladen: Leske + Budrich.
- Wagner, M. (1993). Soziale Bedingungen des Ehescheidungsrisikos aus der Perspektive des Lebensverlaufs. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 372-393). Berlin: Duncker & Humblot.
- Wagner, M. (1997). *Scheidung in Ost- und Westdeutschland. Zum Verhältnis von Ebestabilität und Sozialstruktur seit den 30er Jahren*. Frankfurt am Main: Campus.
- Wagner, M. (2004). Scheidungsrisiken in Deutschland aus soziologischer Sicht. *Gewerkschaftliche Monatshefte* (7-8), 483-489.
- Wagner, M. & Huinink, J. (1991). Neuere Trends beim Auszug aus dem Elternhaus. *Acta Demographica*, 39-62.
- Wagner, M. & Weiß, B. (2003). Bilanz der deutschen Scheidungsforschung. Versuch einer Meta-Analyse. *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (1), 29-49.

- Wallerstein, J. S. (1983). Children of divorce: The psychological tasks of the child. *American Journal of Orthopsychiatry*, 53, 230-243.
- Wallerstein, J. S. & Blakeslee, S. (1989). *Second chances: Men, women, and children after divorce*. New York: Ticknor & Fields.
- Wallerstein, J. S. & Kelly, J. B. (1980). *Surviving the breakup: How children and parents cope with divorce*. New York: Basic Books.
- Walper, S. (2001). Psychosoziale Folgen von Armut für die Entwicklung von Jugendlichen. *Unsere Jugend*, 9, 380-389.
- Walper, S. (2002). Verlust der Eltern durch Trennung, Scheidung oder Tod. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 818-832). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Walper, S. & Schwarz, B. (Hrsg.). (2002). *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim und München: Juventa.
- Walther, A. (2002). "Benachteiligte Jugendliche": Widersprüche eines sozialpolitischen Deutungsmusters. Anmerkungen aus einer europäisch-vergleichenden Perspektive. *Soziale Welt*, 53 (1), 87-106.
- Warriner, K., Goyder, J., Gjertsen, H., Hohner, P. & Mc Spurren, K. (1996). Charities, no; lotteries, no; cash, yes. Main effects and interactions in a Canadian incentives experiment. *Public Opinion Quarterly*, 60, 542-562.
- Wegener, B. (1988). *Kritik des Prestiges*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weick, S. (1993). Determinanten des Auszugs aus der elterlichen Wohnung. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 86-108). Berlin: Duncker & Humbolt.
- Weick, S. (2002). Auszug aus dem Elternhaus, Heirat und Elternschaft werden zunehmend aufgeschoben. Verlaufsdatenanalyse zu Ereignissen des Familienzyklus in Deutschland. *Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI)*, 27, 11-14.
- Wendt, E.-V. & Walper, S. (2006). Liebesbeziehungen im Jugendalter: Konsequenzen einer elterlichen Scheidung und die Transmission von Beziehungsqualitäten. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 26 (4), 420-438.
- Whitbeck, L. B., Hoyt, D. R. & Huck, S. M. (1994). Early family relationships, intergenerational solidarity, and support provided to parents by their adult children. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 49 (2), S85-S94.
- Whitbeck, L. B., Simons, R. L. & Conger, R. D. (1991). The effect of early family relationships on contemporary relationships and assistance patterns between adult children and their parents. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 46 (6), S330-337.
- White, K. M., Speisman, J. C. & Costos, D. (1983). Young adults and their parents: Individuation to mutuality. In H. D. Grotevant & C. R. Cooper (Hrsg.), *Adolescent development in the family* (S. 61-76). San Francisco: Jossey Bass.

- White, L. (1994). Coresidence and leaving home: Young adults and their parents. *Annual Review of Sociology* (20), 81-102.
- White, L. K. (1990). Determinants of divorce: A review of research in the eighties. *Journal of Marriage and the Family*, 52 (4), 904-912.
- Willimack, D. K., Schuman, H., Pennell, B.-E. & Lepkowski, J. M. (1995). Effects of a prepaid nonmonetary incentive on response rates and response quality in a face-to-face survey. *Public Opinion Quarterly*, 59, 78-92.
- Willson, A. E., Shuey, K. M. & Elder, G. H. (2003). Ambivalence in the relationship of adult children to aging parents and in-laws. *Journal of Marriage and Family*, 65, 1055-1072.
- Wolfinger, N. H. (1999). Trends in the intergenerational transmission of divorce. *Demography*, 36 (3), 415-420.
- Wolfinger, N. H. (2000). Beyond the intergenerational transmission of divorce: Do people replicate the patterns of marital instability they grew up with? *Journal of Family Issues*, 21 (8), 1061-1086.
- Wothke, W. (1999). Longitudinal and multi-group modeling with missing data. In T. D. Little, K. U. Schnabel & J. Baumert (Hrsg.), *Modeling longitudinal and multiple group data: Practical issues, applied approaches and specific examples* (S. 219-240). Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Wynne, L. C. (1985). Die Epigenese von Beziehungssystemen: ein Modell zum Verständnis familiärer Entwicklung. *Familiendynamik*, 10, 112-146.
- Yammarino, F. J., Skinner, S. J. & Childers, T. L. (1991). Understanding mail survey response behavior. A meta-analysis. *Public Opinion Quarterly*, 55, 613-639.
- Youniss, J. & Smollar, J. (1985). *Adolescent relations with mothers, fathers, and friends*. Chicago, London: The University of Chicago Press.
- Yu, J. & Cooper, H. (1983). A quantitative review of research design effects on response rates to questionnaires. *Journal of Marketing Research*, 20 (1), 36-44.
- Zarit, S. H. & Eggebeen, D. J. (2002). Parent-child relationships in adulthood and later years. In M. H. Bornstein (Hrsg.), *Handbook of parenting, Vol. 1, Children and parenting* (S. 135-161). Mahwah, NJ.: Lawrence Erlbaum.
- Ziegler, R. & Schladt, D. (1993). Auszug aus dem Elternhaus und Hausstandsgründung. In A. Dieckmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse* (S. 66-85). Berlin: Duncker + Humboldt.
- Zimmermann, E. (1972). *Das Experiment in den Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Teubner.
- Zimmermann, P. (1995). Bindungsentwicklung von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter und ihre Bedeutung für den Umgang mit Freundschaftsbeziehungen. In G. Spangler & P. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S. 203-231). Stuttgart: Klett-Cotta.

- Zinnecker, J. (1985). Kindheit. Erziehung. Familie. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Jugend der fünfziger Jahre und heute* (S. 97-292). Opladen: Leske + Budrich.
- Zinnecker, J., Strzoda, C. & Georg, W. (1996). Familiengründer, Postadoleszente und Nesthocker. Eine empirische Typologie zu Wohnformen junger Erwachsener. In H. P. Buba & N. F. Schneider (Hrsg.), *Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design* (S. 289-306). Opladen: Westdeutscher Verlag.







**Lebenslauf****Alfred Berger**

Geburtsdatum:	14. August 1963
Zivilstand:	Verheiratet, zwei Kinder
1970 - 1979	Primar- und Sekundarschule
1980 - 1984	Mittelschule in Zürich (Musisches Gymnasium)
1981 - 1982	Austauschstudent in den USA
1985 - 1987	Ausbildung zum Primarlehrer im Kanton Zürich
1987 - 1990	Vollzeittätigkeit als Primarlehrer in Affoltern a./A.
1991 - 1997	Verschiedene längere Teilzeit- und Vollzeitanstellungen als Primar-, Oberstufen- und Kleinklassenlehrer im Kanton Zürich
1991 - 1998	Studium an der Universität Zürich als Werkstudent in den Fächern Pädagogik, Psychologie sowie Psychopathologie des Kindes- und Jugendalters
1998	Lizentiat an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich. Lizentiatsarbeit: Evaluation der Blockzeiten an den Primarschulen des Kantons Basel-Stadt
1999 - 2004	Wissenschaftlicher Assistent am Pädagogischen Institut der Universität Zürich, Lehrstuhl Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Helmut Fend; Lehrbeauftragter an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich (Forschungsmethoden, Jugendpsychologie und Jugendpädagogik)
1999 - 2004	Stv. Projektleiter und operativer Leiter des internationalen und interdisziplinären Forschungsprojekts Life (Lebensverläufe ins frühe Erwachsenenalter)

- 2001 - 2002            Lehrbeauftragter im Nachdiplomkurs ‚Forschen in den Sozialwissenschaften‘ der Universität Zürich und der Fachhochschule Aargau Nordwestschweiz
- 2005 - 2008            Assistent bzw. Oberassistent am Pädagogischen Institut der Universität Zürich, Lehrstuhl Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Helmut Fend; Lehrbeauftragter an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich (Statistik, Familienpsychologie und Familienpädagogik)



